Bilder aus der Geschichte der Provinz Westfalen.

Von

Wilh. Meyer,
Mittelschullehrer in Bielefeld.



Bielefeld und Leipzig. 1917.
Verlag von Velhagen & Klasing.

G
1963
h
2. Ex.

g 1963. h-11

9 Exemplar.

Bilder

aus der

Geschichte der Provinz Westfalen.

Für Schule und Haus

dargestellt

von

Wilh. Meyer,
Mittelschullehrer in Bielefeld.

Mit 38 Abbildungen und einer Karte.



Lippische Landesbibliothek
0574817X
1943/362a

Bielefeld und Leipzig. 1917.
Verlag von Velhagen & Klasing.

G1363R+1

LANDES-BIBLIOTHEK
DETMOLD

Vorwort.

Mitten im Weltkriege erscheint diese Geschichte Westfalens, in einem Kriege, in dem wir um das Fortbestehen des Deutschtums, um Haus und Heimat, um Sein oder Nichtsein kämpfen müssen. Wir mußten notgedrungen das Schwert ziehen, um unsere heiligsten Güter gegen eine Welt von Feinden zu verteidigen. „Deutschland muß vernichtet werden!“ Das war ihr Kampfruf. Da aber wurde die schlummernde Heldenkraft des bedrohten deutschen Volkes wach! In herrlicher Größe reckte sich der deutsche Held auf, zerschmetterte mit wuchtigen Schlägen die andringenden Heere der Feinde, verjagte mit gepanzerter Faust die einbrechenden slawischen und romanischen Horden von dem geheiligten Boden seiner deutschen Heimat und zerriß das dichte Gewebe der Lüge und Verleumdung, womit sie unser Menschentum und unsere nationale Ehre umspannten und beschmutzten.

Die Wurzeln des nationalen Sinnes, der in diesem Kriege wieder bei uns so herrlich aufblüht, ruhen aber fest in der Heimaterde. Die Vaterlandsliebe ist im Grunde nichts anderes als eine erweiterte Heimatliebe, ohne die eine opferfreudige Hingabe an Kaiser und Reich nicht möglich ist. Diese Erkenntnis hat auch im Dezember des zweiten Kriegsjahres in Münster zur Gründung eines westfälischen Heimatbundes geführt. Mit freudiger und begeisterter Einmütigkeit haben sich unter dem Protektorat des Oberpräsidenten und des Landeshauptmanns der Provinz Westfalen und unter dem Vorsitz des Freiherrn von Kerkering zur Borg sämtliche heimatkundlichen Vereinigungen von Westfalen und Lippe in diesem Heimatbunde zur Pflege heimatlicher Eigenart, Kultur, Natur, Geschichte, Sitte und Sprache zusammengeschlossen in einer Gesamtzahl von über 30000 Mitgliedern.

Den Sinn für die bedeutungsvolle Geschichte unserer Heimatprovinz und damit die Liebe zur engeren Heimat und dem weiten Vaterlande zu wecken und zu pflegen, ist auch der Zweck dieses Buches. Und geschichtlich bedeutungsvoll ist der Boden der Roten Erde. Wohl auf keinem Gebietsteil des großen Deutschen Reiches drängt sich solch eine Fülle von geschichtlichen Erinnerungen zusammen, wie in unserer an Größe so bescheidenen Heimatprovinz.

An großen wissenschaftlichen Werken über die Geschichte Westfalens, besonders einzelner Gebiete ist kein Mangel. Von den

neueren Werken nenne ich die „Geschichte der Provinz Westfalen“ von Dr. Joseph Hartmann, der ich bei der Anlage und Ausarbeitung dieses Buches manche Anregung und Hilfe verdanke. Was uns aber fehlt, ist eine Darstellung der Geschichte Westfalens, die in bescheidenem Umfange gehalten und volkstümlich abgefaßt ist und als Schul- und Familienbuch dienen kann. Ich glaube, daß die vorliegende Geschichte da einem Bedürfnis entgegenkommt. Es konnte nicht meine Aufgabe sein, auf dem Wege der Forschung neue Tatsachen zu bringen, sondern es galt, das bereits Vorhandene der heimatlichen Geschichtsforschung in zweckentsprechender Weise weiteren Volkskreisen zugänglich zu machen, aus dem überreichen Quellenmaterial die geeigneten Stoffe für die Zwecke des Unterrichts und der Volksbelehrung auszuwählen und in geeignete Form zu bringen. Dabei habe ich keinen Anstand genommen, einzelne Sagen und Erzählungen (Wittekind, Vincke) in ihrer feststehenden, überlieferten Form wörtlich zu übernehmen.

Der Schule und dem Hause ist diese Geschichte gewidmet. In der Methodik des Geschichtsunterrichts der Gegenwart findet der Heimatgedanke mehr und mehr wachsende Beachtung und Anerkennung. Er soll sich auf der Heimatgeschichte aufbauen und sich aus dieser ergänzen und durch sie beleben und vertiefen. Die geschichtliche Heimatkunde muß auf allen Stufen die allgemeine Geschichte des weiten Vaterlandes begleiten und sich in sie einfügen. Das wird auch in neueren behördlichen Bestimmungen gefordert, z. B. in den für die Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens vom 18. August 1908, den Bestimmungen für das Mittelschulwesen vom 3. Februar 1910, dem Ministerialerlaß vom 31. Januar 1908, den ministeriellen „Weisungen vom 21. Februar 1908 betr. die Schulrevisionen“ und dem Ministerialerlaß vom 2. September 1915: „Stoffverschiebungen im Geschichtslehrplan zugunsten der neuesten Geschichte.“ Mit dieser Geschichte erhalten die Schulen Westfalens ein hoffentlich brauchbares Hilfsmittel, das in Anstalten jeder Art und als Ergänzung zu jeder deutschen Geschichte benutzt werden kann. Sie erscheint in einer größeren Ausgabe für die Hand des Lehrers, für reifere Schüler, Schüler- und Volksbüchereien und das westfälische Haus, und in gedrängter Kürze und Auswahl als Schülerheft.

Da die Provinz Westfalen nach der Zertrümmerung des Herzogtums Westfalen in eine Menge weltlicher und geistlicher Landesherrschaften, die in der Folge ihre eigene Geschichte hatten und erst nach und nach in die Geschichte des brandenburg-preußischen Staates einmündeten, sich zersplitterte, war für meine Zwecke eine lückenlos zusammenhängende Geschichte unserer Provinz unmöglich. Ich konnte meist nur Einzelbilder, der Zeit nach geordnet, in anschaulich-ausführlicher Form bieten. Dabei wurden möglichst alle wichtigeren Gebietsteile berücksichtigt und besonders das hervorgehoben, was für das Verständnis gegenwärtiger Verhältnisse wertvoll ist.

Geschichtsstoffe, die der allgemeinen Geschichte angehören, haben in dem Buche durchweg keinen Platz gefunden oder sind nur dann kurz herangezogen, wenn es für das Verständnis der Heimatgeschichte nötig war. Ob ich in der Auswahl und Gestaltung des Stoffes das Richtige getroffen habe, muß ich dem Urteil der Leser, insbesondere der Fachgenossen überlassen. Sehr dankbar würde ich für die Mitteilung von Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten und für Verbesserungsvorschläge sein.

Möge sich die kleine, anspruchslose Geschichte unseres schönen Westfalenlandes viele Freunde erwerben und dazu beitragen, bei jung und alt, in Schule und Haus Kenntnis der Heimatgeschichte zu vermitteln und Liebe zur Heimat und zum deutschen Vaterlande zu erwecken!

Bielefeld, im Dezember 1916.

Der Verfasser.

Zum Geleit.

Wie die Väter einſt geſtritten,
was ſie trugen und erlitten,
ſagt euch der Geſchichte Buch.

Laßt es nicht Papier nur bleiben,
in die Seele müßt ihr's ſchreiben,
einen Wahr- und Lebensſpruch.

Denn ſie ſchufen und erbauten,
weil der Zukunft ſie vertrauten;
ihre Zukunft, das ſind wir.

Laßt ſie nicht zuſchanden werden,
was der Väter Kraft auf Erden
einſt begann, vollbringt es ihr.

Wer nicht weiterbaut, zerſtöret;
was euch mühlos heut' gehöret,
Vaterlandes Glanz und Kraft —

morgen wird's der Sturm euch rauben,
wenn das Wollen und das Glauben
in den Seelen euch erſchlafft.

Ernſt von Wildenbruch.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	III
„Weſtfalens Preis". (Korte)	1
Wie der erſte Weſtfale erſchaffen wurde. (Legende)	2
I. Aus den älteſten Zeiten	3
1. Die vorgeſchichtliche Zeit	3
2. Die Germanen kommen ins Land	4
3. Der Kampf der Römer mit den weſtlichen Germanen	5
a. Druſus	5
„Velleda". (F. Dahn)	6
b. Tiberius	8
„Hermann". (F. Dahn)	10
c. Germanikus	11
„Thusnelda". (K. v. Gerok)	15
II. Die Unterwerfung der Sachſen durch die Karolinger	17
1. Die Sachſen kommen nach Weſtfalen	17
a. Die Einwanderung der Sachſen	17
b. Art und Name	18
„Der Sachſen Urſprung". (G. v. Vincke)	18
c. Ausbreitung und Stämme	19
d. Das weſtfäliſche Bauernhaus	19
e. Stände der Sachſen	21
f. Wirtſchaftliches	21
„Die niederdeutſche Sprache". (Lauremberg)	23
2. Die erſten Zuſammenſtöße der Franken mit den Sachſen	23
3. Die erſten chriſtlichen Glaubensboten im Sachſenlande	24
a. Widerſtand der Sachſen	24
b. Die erſten Miſſionare	25
c. Die beiden Ewalde	25
4. Die Unterwerfung der Sachſen durch Karl den Großen	26
a. Karls Ziel	26
b. Der erſte Zug	26
c. Die Eroberung der Sigeburg	26
d. Der Reichstag in Paderborn	29
e. Geſetze für die Sachſen	29
f. Das Blutbad in Verden	31
g. Die Taufe Widukinds	32
h. Das Ende der Sachſenkriege	34
„Das weiße Sachſenroß". (M. v. Oër)	37
5. Widukind, der Sachſenherzog	38
a. Der geſchichtliche Widukind	38
b. Sagenhafte Widukindsburgen	38
c. Die Königsſtadt Enger	39
d. Wittekind prüft die Anhänglichkeit ſeiner Untertanen	40
e. Tod und Beiſetzung	40
f. Gedächtnisfeſt	41
g. Streit um die Gebeine Wittekinds	41
h. Wittekind in der Babilönie	42
6. Die Verhältniſſe im Sachſenlande nach dem Kriege	43
a. Verwaltung	43
b. Bodenwirtſchaft	45
„Die Weſer". (F. v. Dingelſtedt)	45
7. Die Bekehrung der Sachſen zum Chriſtentum	47
a. Das Taufgelübde der Sachſen	47
b. Die ſiegende Kraft des Chriſtentums	47
c. Chriſtentum und Heidentum	48
d. Rückſichtnahme der Kirche auf die heidniſchen Anſchauungen	49
e. Umdeutung der Feſtzeiten	51
f. Ludgerus	52
8. Klöſter und Bistümer in Sachſen	53
a. Bedeutung der Klöſter	53
b. Kloſter Corvey	54
c. Das Frauenkloſter in Herford	55
d. Weſtfäliſche Bistümer	55
„Die Porta Weſtfalica". (K. Vorberg)	57

Seite

III. **Westfalen unter sächsischen Herzögen** 58

1. Das Herzogsgeschlecht der Ludolfinger 58
   a. Die Sachsen und die letzten Karolinger 58
   b. Die Ludolfinger 59
2. Bischof Meinwerk von Paderborn 60
3. Das Meierwesen und das bäuerliche Recht in Westfalen 61
   a. Hörigkeit 61
   b. Die Meier 63
   c. Das bäuerliche Recht . . . 63
4. Die westfälischen Städte . 65
   a. Städtegründungen 65
   b. Das Stadtrecht 66
   c. Die Stadtverwaltung . . . 66
   d. Die Stadtbewohner 67

IV. **Aus dem Herzogtum Westfalen** 68

1. Die Entstehung des Herzogtums Westfalen 68
   a. Der Erzbischof von Cöln wird Herzog von Westfalen . . . 68
   b. Die Herzogsgewalt 68
2. Engelbert von Berg, Erzbischof von Cöln 69
   a. Engelbert als Regent . . . 69
   b. Die Ermordung Engelberts 70
   c. Die Sühne der Tat 72
3. Die Zisterzienser in Westfalen 73
   a. Klostergründungen 73
   b. Ihre Verdienste 73
4. Westfälische Gerichte im Mittelalter 74
   a. Das Gogericht 74
   b. Das Femgericht 76
   „Die Feme". (H. Lingg). . 81
   c. Die Hexenprozesse 82
5. Die westfälischen Städte und die Hansa 86
   a. Entstehung der Hansa . . . 86
   b. Westfälische Hansastädte . . 86
   c. Niedergang 87
6. Die Kämpfe der westfälischen Städte gegen die Landesherren 87
   a. Die Dortmunder Fehde. . 87
   b. Die Soester Fehde 89

Seite

V. **Die Reformation in Westfalen** 92

Einleitung: Ursachen der schnellen Einführung der Reformation . 92
1. Die Reformation in Cleve-Mark 93
2. Die Reformation in Minden-Ravensberg. 94
3. Die Reformation im Bistum Münster 97
   (Die Wiedertäufer.) 97
   „Johann von Leyden". (G. v. Vincke) 102
4. Die Reformation im Herzogtum Westfalen 103
5. Die Reformation im Bistum Paderborn 104
6. Die Reformation in den übrigen Landesteilen . . . 104
7. Die Gegenreformation in Westfalen 105

VI. **Der Jülich-Clevische Erbschaftsstreit** 106

VII. **Westfalen im Dreißigjährigen Kriege** 109
a. Christian von Braunschweig . . 109
b. Die Schlacht bei Stadtlohn . . 109
c. Das Blutbad von Höxter . . 110
d. Elend überall 111
Johann Sporck, ein westfälischer Held 112

VIII. **Der Große Kurfürst in Westfalen** 114
1. Die Erwerbung der westfälischen Gebiete 114
   a. Minden 114
   b. Ravensberg. 115
   c. Herford 116
   d. Die Verhältnisse in den Gebieten 116
2. Der Kampf des Großen Kurfürsten mit den Ständen 117
   a. Sein Streben nach einheitlicher Regierung 117
   b. Minden 117
   c. Ravensberg 118
   d. Mark 118
   e. Steuern 118
3. Die Sorge des Großen Kurfürsten für seine westfälischen Länder. 119
   a. Sorge für die Landwirtschaft 119
   b. Sorge für die Leinenindustrie 120

Seite

c. Lohnordnung 120
d. Verordnungen gegen den Luxus 120
4. Der Große Kurfürst und Bernhard von Galen . . . 121
a. Der ſtreitbare Biſchof . . . 121
b. Gegen Holland 121
c. Vor Lünen 123
d. Münſterſche Truppen in Ravensberg 123
e. Krieg gegen Frankreich . . 124

IX. **König Friedrich Wilhelm I. und die Provinz Weſtfalen** . . 124
a. Vereinigung von Minden und Ravensberg 124
b. Kriegs- und Domänenkammern 125
c. Andere Neuerungen 126
d. Seine Sorge für die Landwirtſchaft 126
e. Seine Sorge für die Volksbildung 127

X. **Friedrich der Große und die Provinz Weſtfalen** 127
1. Friedenstätigkeit 127
a. Rechtspflege 127
b. Heerweſen 127
c. Sorge für die Volksbildung 129
d. Friedrich beſucht Weſtfalen. 129
2. Weſtfalen im Siebenjährigen Kriege 129
a. Das Jahr 1757 129
b. Die Schlacht bei Minden 1759 130
c. Die Schlacht bei Vellinghauſen 1761 134
d. Die Wirkungen des Krieges in Weſtfalen 135
„Die Markaner bei Friedrich II.“ (Brunold) 135

XI. **Franz von Fürſtenberg** . . . 136

XII. **Weſtfalen zur Zeit der Fremdherrſchaft** 139
1. Preußen erwirbt die Bistümer Münſter und Paderborn 139
2. Nach dem Frieden zu Tilſit 141
a. Weſtfalen wird von Preußen getrennt 141
b. Das Abſchiedsſchreiben des Königs 142
c. Die Antwort der Provinz Weſtfalen 142
d. Friedrich Möller 143
„Trü Weſtfolen“. (Prümer) . 144

Seite

3. Das Königreich Weſtfalen . 144
a. Einteilung 144
b. Verwaltung 145
c. Aufhebung der Leibeigenſchaft 146
d. Fortgang dieſer Befreiung . 146
e. Drückende Laſten 147
f. Schill und Weſtfalen . . . 148
g. Böſes und Gutes 149
„Lied der Weſtfalen“. (G. Büren) 149

XIII. **Freiherr vom Stein** 150

XIV. **Weſtfalen in den Freiheitskriegen** 156
a. Weſtfalens Befreiung 156
b. Weſtfalens Erhebung 157
c. Die Weſtfalen im Kampfe . . 158

XV. **Weſtfalen im 19. Jahrhundert** 160
1. Die Bildung der Provinz Weſtfalen 160
a. Zuſammenſetzung der Gebiete 160
b. Die neue Verwaltung . . . 160
2. Oberpräſident von Vincke 161
„Weſtfalen“. (A. v. Droſte-Hülshoff) 166
3. Friedrich Harkort 167
„Weſtfalenlied“. (E. Rittershaus) 171
4. Die Unruhen von 1848 und 1849 171
5. Die Weſtfalen in den Kriegen unter Wilhelm I. . . . 175
a. Im Kriege gegen Dänemark 1864 175
b. Im Kriege gegen Öſterreich 1866. 175
c. Im Kriege gegen Frankreich 1870/71 177
„Die Schläfer im Jahre 1870“. (Otto Weddigen) 179
6. Die Weſtfalen im Weltkriege (Otto Weddigen) . . . 179
„U 9“. (O. Hartmann) . . . 184
7. Annette von Droſte-Hülshoff, die Dichterin der Roten Erde. 185
„Weſtfalen“. (A. von Droſte-Hülshoff) 189
8. Zwei Männer weſtfäliſcher Liebestätigkeit 191
a. Graf Adalbert von der Recke-Volmerſtein 191
b. Friedrich von Bodelſchwingh 192

	Seite
XVI. **Die Entwickelung des Schulwesens in Westfalen**	195
XVII. **Die Entwickelung der westfälischen Industrie**	198
1. Die wirtschaftliche Entwickelung im allgemeinen.	198
a. Die geschlossene Hauswirtschaft"	198
b. Die Stadtwirtschaft	199
c. Die Volkswirtschaft	200
2. Die Leinenindustrie . . .	201
3. Die Eisenindustrie	203
4. Der Kohlenbergbau	205
5. Die Salzgewinnung. . . .	206
6. Einige kleinere Industriezweige Westfalens.	207
XVIII. **Die Verwaltung der Provinz Westfalen.**	208
1. Provinzialbehörden . . .	208
2. Die Verwaltung des Regierungsbezirks	209
3. Die Verwaltung des Kreises	209
4. Die Verwaltung des Amtes	211
5. Die Verwaltung der Gemeinden.	211
6. Die Verwaltung der Städte	211
XIX. **Die Kirchenverfassung** . . .	212
a. in der evangelischen Kirche.	212
b. „ „ katholischen Kirche .	213
XX. **Das Gerichtswesen**	213
„Westfalenlied". (Rittershaus).	214
Benutzte Literatur	215

Weſtfalens Preis.

Wie heißt das Land, das ſchon in grauen Zeiten
Bewundrung ſich vor aller Welt errang,
das mit der Weltbeherrſcherin zu ſtreiten
vermocht' und einſt das ſtolze Rom bezwang?
Ihr kennt es wohl, ihr alle wißt es ja:
das tapfre Land, es heißt Weſtfalia!

Wo ſchlug Arminius die Legionen?
Wo hat ſich Varus in ſein Schwert geſtürzt?
Wo ſieht man nach zweitauſend Jahren wohnen
den alten Stamm noch rein und unverkürzt?
Ihr kennt den Stamm, ihr alle wißt es ja:
das deutſche Land, es heißt Weſtfalia!

Wo hat einſt Wittekind dem großen Kaiſer
getrotzt ein ganzes Menſchenalter durch?
Wo fand das deutſche Recht ſtets freie Weiſer,
wo deutſcher Mut ſtets eine Waffenburg?
Ihr kennt das Land, ihr alle wißt es ja:
das deutſche Land, es heißt Weſtfalia!

Wo iſt die heil'ge Feme einſt entſtanden,
die unſichtbare, ſtrenge Rächerhand,
damals die mächtigſte in deutſchen Landen,
der ſich kein Frevler ungeſtraft entwand?
Das Land der Roten Erde kennt ihr ja:
es iſt kein andres als Weſtfalia!

Ihr kennt die Weſer, die von Kampf und Siegen
die Kunde fröhlich in die Lande rauſcht;
ihr kennt die Lippe, die von Römerkriegen
erzählt dem Volke, das der Sage lauſcht.
Ihr kennt die Ströme, wißt es alle ja:
ſie wogen ſtolz durchs Land Weſtfalia!

Ihr kennt die klare Ruhr, die ſchöne Lenne,
ihr kennt den Hellweg, kennt das Süderland.
Ihr kennt das Leben rings auf Feld und Tenne,
euch iſt der Städte Regſamkeit bekannt.
Ihr kennt es wohl, ihr alle wißt es ja:
das Land voll Leben heißt Weſtfalia!

Im Bürgerhaus, in Burg und Bauernhöfen
grünt Frauentreue, blüht der Jungfrau Zucht,
am Amboß und am Herd der Hammeröfen
trotzt Männerkraft in feſter Arme Wucht.
Das iſt ein Volk! Ihr wißt es alle ja:
noch Schrot und Korn gibt's in Weſtfalia!

Da ſteht die alte Treue, wie die Eichen
ſo ſtark und grün noch tauſend Jahre ſtehn;
da bleibt der Kern, wie raſch ſich auch die Speichen
am Rad der Zeit umſchwingend mögen drehn.
Heil dir, mein Volk! Ihr wißt es alle ja:
Herz, Hand und Mund gilt in Weſtfalia!

Da regen ſich die Hände um die Wette,
wenn es ein gutes Werk zu ſchaffen gilt;
da ſteht der Männer Schar wie eine Kette,
zu ſchirmen treu das heimiſche Gefild.
Ihr kennt das Land, ihr alle ſtehet ja
mit Gut und Blut treu für Weſtfalia! Korte.

Wie der erſte Weſtfale erſchaffen wurde.

Als Chriſtus der Herr noch auf Erden wandelte, kam er eines Tages mit St. Peter auch nach Weſtfalen. Das Land war damals noch faſt wüſt, bedeckt mit ſtolzen Eichenwäldern und dieſe bewohnt von Schweinen. Aber auch in dieſem Urzuſtande bot es dem Auge manche anmutige Gegend, deren Reize ſich entfalten mußten, wenn die ordnende Hand des Menſchen das Chaos[1]) lichtete. Der Betrachtung St. Peters entging das nicht, weshalb er den Herrn bat, das Land auch mit Menſchen zu bevölkern. Er meinte, dieſe würden hier kräftig gedeihen, weil die ſich ſelbſt erhaltende Schweinezucht ihnen nicht nur zureichende, ſondern in den ſchon den alten Römern als Leckerbiſſen bekannten weſtfäliſchen Schinken ſogar eine ſehr ſchmackhafte Nahrung liefern würde. Chriſtus war nicht gleich geneigt, dem Wunſche des Jüngers zu entſprechen, indem er bemerkte, ſo ungeſchlacht wie das Land würden auch die Menſchen ſein, die es ernähre. Als aber der Jünger nicht nachließ mit Bitten, erwiderte der Herr: „Nun, ich will deinen Wunſch gewähren, aber du wirſt es ſehen!“

Der Herr trat einen gerade vor ihm liegenden Kot mit dem Schöpfungsworte aus dem Wege: „Werde ein Menſch!“ Und ſiehe, es geſchah, wie er geſagt hatte. Der ſchmutzige Kot belebte ſich plötzlich zu einer Menſchengeſtalt. Als trotziger, ſtarker Mann erhob er ſich von der Erde und fuhr den lieben Herrn mit den ungeſchlachten Worten an: „Watt ſtött he mi!“

[1]) Ungeordneter Schöpfungsſtoff, Gewirr.

St. Peter ſah nun wohl, daß der Meiſter auch dieſes Mal Recht gehabt hatte, und es dauerte noch viele Jahrhunderte, ehe die Nachkommen jenes erſten Weſtfälingers ſich zu der ſanften Lehre ihres Schöpfers herbeiließen. Aber auch dann noch blieb ihnen die Vorliebe für Schweine und Schinken, wie klärlich daran zu ſehen, daß der alte weſtfäliſche Meiſter, der das ſchöne Glasgemälde in der Wieſenkirche zu Soeſt, das letzte Abendmahl vorſtellend, machte, ſtatt des Oſterlamms einen Schinken auf die Tafel geſtellt hat.

Legende.

I. Aus den älteſten Zeiten.

1. Die vorgeſchichtliche Zeit.

a. Wir wiſſen nicht, wer die älteſten Bewohner Weſtfalens waren. Die Geſchichte meldet uns nichts von ihnen; keine Inſchrift gibt uns Aufſchluß über die Ureinwohner der Roten Erde, die vor Chriſti Geburt in den Urwäldern, in den Heiden und im Sumpflande hauſten und im Kampfe mit der rauhen Natur und den Gefahren der Wildnis gewiß ein ſchweres und hartes Leben führen mußten. Nur die Gebrauchsgegenſtände, die man in ihren Grabhügeln gefunden hat, erzählen uns etwas über ihre Sitten und Gebräuche.

In der älteſten Zeit fertigten die Menſchen ihre Waffen und Geräte aus Stein oder Knochen an; man nennt dieſe Zeit deshalb die **Steinzeit,** bei der man eine ältere und eine jüngere unterſcheidet. In der älteren Steinzeit wurde zur Anfertigung der Geräte und Waffen, die eine Spitze oder Schneide erhielten, nur roh zugehauener, unpolierter Feuerſtein verwandt. Die Menſchen waren damals Jäger und Fiſcher; ſie kannten weder Ackerbau noch feſte Wohnungen. Aber ſie machten mit Hilfe der Feuerſteine Feuer, erlegten mit Spieß und Pfeilen das Wild und fingen mit der Angel die Fiſche ihrer Gewäſſer. In der jüngeren Steinzeit wurden die angefertigten Gegenſtände ſchon geglättet und poliert, auch wurden außer dem Feuerſtein noch andere harte und zähe Steinarten verwendet. Die Menſchen kannten ſchon Ackerbau, Spinnen und Weben und formten Töpfe aus Ton und Mahlſteine aus Sandſtein. In den aus großen Steinblöcken hergerichteten Steinkammergräbern, die man u. a. bei Wevelsberg, Neuhaus, im Kreiſe Lippſtadt, bei Beckum und Bielefeld entdeckte, hat man Meſſer, Beile und Hämmer mit Stiellöchern, Lanzen- und Pfeilſpitzen aus Stein gefunden. Bei Beckum im Münſterlande iſt ein Steinkammergrab erhalten geblieben, das 28 m lang und 2 m breit iſt. Der Stein, der das Grab bedeckt, wiegt 129 Zentner.

b. Auf die Steinzeit folgte das **Bronzezeitalter**; jetzt traten an die Stelle der Steingeräte Gegenſtände aus Bronze. Dieſe beſteht aus 90 Teilen Kupfer und 10 Teilen Zinn. Waffen und Geräte aus Bronze wurden wohl immer durch umherziehende Händler in unſere Gegenden eingeführt. Die in ſpäterer Zeit im Lande ſelbſt hergeſtellten Bronzegegenſtände ſtehen an Schönheit der Arbeit den eingeführten nach. Bronzefunde wurden in allen Ländern Europas gemacht; bei uns waren die Fundorte die ſogenannten Hünengräber, das ſind Grabhügel, die man in der Heide und an alten Heerwegen fand, bedeckt mit großen Findlingen. Das Volk nannte ſie Heidenſteine oder auch „Backöfen des Teufels". Da nach der Sage die Hünen (Rieſen) die Findlinge benutzt haben ſollen, um ſich im Kampf damit zu bewerfen, hießen ſie auch Hünenſteine.

Die Heimat der Findlinge oder erratiſchen (verirrten) Blöcke iſt Schweden-Norwegen. Früher war unſere Heimat noch von Eismaſſen bedeckt, die Gletſcher jener Länder erſtreckten ſich über die ganze norddeutſche Tiefebene. Wie noch jetzt die Gletſcher in den Alpen zeigen, bewegen ſich die Eismaſſen langſam aber ſtändig abwärts. Durch ſie wurden Felſenzacken abgebrochen und am Wege liegende Steinblöcke mitgeführt. Als ſich in ſpäterer Zeit die Erde in unſerer Gegend mehr erwärmte, ſchmolz der Gletſcher im ſüdlichen Teil ab und trat immer mehr nach Norden zurück. Dabei blieben die abgerundeten und ſehr harten Steinblöcke liegen.

Zahlreich entdeckte man die Gräber, oft zu wahren Kirchhöfen der Urzeit vereinigt, in Weſtfalen in der Senne bei Paderborn, bei Vlotho, am Teutoburger Walde, bei Büren, im Gebiet der Ruhr, im Tecklenburgiſchen. Man fand in den Hünengräbern außer kleinen Krügen und Geräten auch größere Tongefäße und Urnen, die oft mit Punkten, Linien und Bändern verziert waren und die Aſche verbrannter Leichen enthielten. Unſere Urahnen waren alſo Anhänger der Leichenverbrennung. Die älteſten Urnen ſollen ſchon 300 bis 500 Jahre vor Chriſti Geburt beigeſetzt ſein.

c. Nach der Bronzezeit lernten unſere Vorfahren die Verarbeitung des Schmiedeeiſens kennen. Aus der **Eiſenzeit** fand man Schmuckſachen und Geräte auch in Weſtfalen, namentlich bei Rheine und Haltern. Man glaubt, daß ſie von den Kelten herſtammen, die vor den Germanen unſere Gegenden bewohnten.

2. Die Germanen kommen ins Land.

a. **Die Einwanderung der Germanen.** Die Kelten ſind die älteſten Bewohner unſerer Provinz, von denen wir Nachrichten haben. Sie wohnten bis zur Weſer. Öſtlich von ihnen bis zur Weichſel, im Süden bis zu den mitteldeutſchen Gebirgen hatten die Germanen ihre Wohnſitze. Vor den ungeſtüm nach Weſten vordringenden Germanen mußten die Kelten über den Rhein zurückweichen; ein Teil wurde von den Siegern als Unfreie und Hörige in Knechtſchaft gehalten. Die keltiſche Sprache erloſch ſchnell und lebt bei uns nur noch in einigen Gebirgs- und Flußnamen fort,

z. B. Lippe, Ruhr, Sieg, Lahn. Jedenfalls war zur Zeit der Geburt Chriſti Weſtfalen ſchon von den Germanen bewohnt.

Die Germanen reiner Abſtammung waren nach allen alten Schriftſtellern große, kräftige Geſtalten, hatten einen länglich geformten Kopf und trugen blondes, auch wohl rötliches Haar. Sie kannten urſprünglich den Ackerbau noch nicht, ſondern zogen als Hirten von Ort zu Ort, von Weide zu Weide. In Familienverbänden kamen ſie auf den uralten Heerwegen von der Oſtſee her durch die Weſtfäliſche Pforte in unſere Heimat gezogen. Dieſe Heerſtraße führte weiter über Herford, Bielefeld, Gütersloh durch das Münſterland nach dem Niederrhein. Eine andere Straße führte am Südrande des Teutoburger Waldes her nach Oſten hin. Sie trägt an einzelnen Strecken noch heute den Namen „Hellweg".

b. **Germaniſche Stämme in Weſtfalen.** Die eingewanderten Germanen beſtanden aus einer Anzahl von Stämmen oder Völkerſchaften. Im Süden Weſtfalens wohnten die Chatten. Ihr Hauptwohnplatz war Heſſen, nach Norden dehnten ſie ſich bis zum Rothaargebirge aus. Zu beiden Seiten der mittleren Weſer ſiedelten ſich die Cheruſker an, die bis zur Mitte des erſten Jahrhunderts die Führung der weſtgermaniſchen Stämme hatten. Die Cheruſker ſtießen im Teutoburger Walde an das Gebiet der Brukterer[1]) zu beiden Seiten der oberen Ems und Lippe. Im Gebiete der Ruhr und Sieg ſaßen die Sugambrer.

Die Germanen hatten keine Städte. Als bei der wachſenden Bevölkerung die Weideplätze nicht mehr ausreichten, ſiedelten ſie ſich an und trieben Ackerbau. Im nördlichen Teile der Provinz folgten ſie dem Beiſpiel der Kelten und wohnten in Einzelhöfen. Im gebirgigen Süden ſiedelten ſich die Germanen in geſchloſſenen, unregelmäßig gebauten Dörfern an, die man Haufendörfer nennt. Dieſe Art der Anſiedelung finden wir bei allen übrigen Germanen, darum iſt anzunehmen, daß die Einzelanſiedelung von den Kelten, die vorher das Land bewohnten, übernommen iſt. Im nördlichen Weſtfalen liegen noch heute die Höfe einzeln, umgeben von den Äckern und Wieſen. (Seite 19.)

3. Die Kämpfe der Römer mit den weſtlichen Germanen.

a. Druſus.

(12—9 v. Chr.)

Julius Cäſar hatte Gallien zur römiſchen Provinz gemacht. Bis über den Rhein war er mit ſeinen Legionen vorgedrungen und hatte beide Ufer des Stromes durch Befeſtigungen geſichert.

[1]) Im Lande der Brukterer lebte bis zur Zeit Veſpaſians (70—79 n. Chr.) eine berühmte Seherin, die Prieſterin Velleda, die weit über die Grenzen des Stammes hinaus hohes Anſehen hatte und durch ihre Ausſprüche, die für Offenbarungen der Götter gehalten wurden, bedeutenden Einfluß auf ihre Landsleute ausübte. Sie wohnte in einem hohen Turme an der Lippe zwiſchen Scharmbeck

Die Germanenſtämme an der Oſtſeite des Rheines, namentlich die in Weſtfalen wohnenden Sugambrer beunruhigten durch häufige Einfälle die römiſchen Niederlaſſungen. Da beſchloß Kaiſer Auguſtus, das ganze Gebiet zwiſchen Rhein und Elbe zu unterwerfen. Da die einzelnen germaniſchen Stämme in ſtändiger Fehde miteinander lagen, brauchten die Römer die Kraft eines einigen Germaniens nicht zu fürchten. Feſte Städte gab es im Lande nicht. Was unſere Heimat vor dem Schickſal Galliens bewahrt hat, war neben der Tapferkeit der einzelnen germaniſchen Stämme der unwegſame, undurchdringliche deutſche Urwald.

Im Jahre 12 v. Chr. rückte Druſus, der Stiefſohn des Auguſtus, zum Angriff gegen die germaniſchen Stämme vor, unterwarf die Sugambrer, fuhr mit einer Flotte die Ems hinauf und beſiegte die Brukterer. Im folgenden Jahre zog er weiter nach Oſten gegen die Cheruſker. Als er die Weſer erreicht hatte, mußte er aus Mangel an Lebensmitteln umkehren. Er zog bis zur Lippe zurück, wo er die Feſte Aliſo anlegte. Die Lage dieſer Burg ſteht heute noch nicht feſt. Im Jahre 9 v. Chr. dehnte Druſus ſeinen Eroberungszug durch das Gebiet der Cheruſker bis zur Elbe aus. Damals ſah dieſer deutſche Strom zum erſten Male römiſche Waffen blitzen. Hier aber wurde ſeinem Siegeszuge Halt geboten. Eine germaniſche Wahrſagerin von übermenſchlicher Größe ſoll ihm vom anderen Ufer des Stromes zugerufen haben: „Zurück! Wohin willſt du, Unerſättlicher? Das Geſchick hat dir nicht beſtimmt, dieſes Land zu ſchauen; denn das Ende deiner Taten und deines Lebens iſt nahe herbeigekommen!“ Dieſe alte Überlieferung zeigt, wie groß der Eindruck des jugendlichen Römerhelden auf die Deutſchen geweſen ſein muß: nur die Götter ſchienen ihm Halt gebieten zu können. Und ſie ſetzten wirklich ſeiner Eroberungsluſt ein Ziel; denn auf dem Rückmarſche ſtürzte Druſus in der Nähe der Saale vom Pferde und brach den Oberſchenkel. Die Verletzung war tödlich. In der Weſergegend, nicht weit von der Wahlſtatt der ſpäteren Varusſchlacht, ſtarb er in den Armen ſeines Bruders Tiberius, der auf die Botſchaft von ſeinem Unfalle in eiliger Fahrt herbeigekommen war und nun den Befehl übernahm.

Velleda.

Dort auf Tiburs[1]) ſteilen Felſen, wo der Anio wirbelnd rinnt,
Stumm, mit ſchmerzgebleichten Wangen, ſteht Germaniens ſtolzes Kind.
Um die hohe Stirne windet ſich der Lindenblüten Kranz,
von den Schläfen zu den Knieen fließt des rotes Haares Glanz.

und Lünen, ließ ſich aber niemals öffentlich ſehen, um dadurch die Ehrfurcht des Volkes zu ſteigern. Ein Auserwählter ihrer Sippe war der Vermittler zwiſchen ihr und denen, die von ihr Rat holen und des Schickſals Stimme durch die Weisſagungen der Seherin erfahren wollten.

[1]) Tibur (jetzt Tivoli) am Anio (Aniene), einem linken Nebenfluß des Tiber.

Und den weiten Opfermantel trägt ſie wie im Heimatland,
aber ach, die goldne Feſſel ſchlingt ſich um die weiße Hand. —
„Bin ich's denn? Bin ich Velleda," — ſeufzt der ſchöne bleiche Mund —
„die mit Göttern Zwieſpruch tauſchte auf des heil'gen Berges Rund,
die in hoher Eichen Wipfel hohe Weisſagung belauſcht,
welcher laut des Rheines Wirbel Siegverheißung zugerauſcht?
Bin ich's, der mein Volk mit Jauchzen deinen Feldherrn, ſtolzes Rom,
zugeführt als Ehrenbeute auf befreitem Lippeſtrom?
Denn ich hatte Sieg verheißen, Sieg in Land und Waſſerſchlacht,
und auf ſeiner Prunktriere ward der Prätor mir gebracht.
Doch ein Tag kam — ſeine Schrecken kündete kein Götterwort.
Weh! da ſcholl im heil'gen Haine Waffenlärm und wilder Mord,
Römerhelme — rote Fackeln — Prieſterblut und Waldesbrand,
und ſie ſchleppten mich gefangen aus dem grünen Bruktrerland. —
Wer vom Vaterland genommen, dem iſt Licht und Luft geraubt.
Wie die ausgeriſſ'ne Blume neig ich hoffnungslos das Haupt;
ach, an dieſer heißen Sonne welkt verdorrt mein Leben bald:
wo biſt du, mein dunkelkühler, ferner, ſchöner Buchenwald?"
Sprach's und ſah vom hohen Felſen ſehnend in das Land hinaus.
Sieh, da ſchritten zwei Liktoren auf ſie her vom Marmorhaus.
Purpur brachten ſie und Goldſtaub, und es folgt ein Kriegerſchwarm,
laut ihr winkend: doch die Jungfrau hebet ſtreng den weißen Arm.
„Komm, Velleda, ſteige nieder," — ruft ihr der Centurio —
„heut erfüll ſich deine Wahrheit, du Prophetin ſiegesfroh!
Zögre nicht: — der Imperator harrt: — es murrt die Menge ſchon. —
Schon vom Palatinus nieder ſteigt Legion auf Legion;
Tuben ſchmettern, Opfer rauchen — nur Velleda fehlet noch."
„Sprecht, was wollt ihr?" rief ſie ahnend und trat an das Felſenjoch.
„Wie, du fragſt noch? Im Triumphe ziehet heut der Feldherr ein,
du in ſeiner Siegeskrone biſt der ſchönſte Edelſtein:
Du, vor Cerialis[1]) Wagen, biſt Germaniens Symbol."
„Auf, Velleda," rufen alle, „fort, hinauf zum Kapitol!"
Und zum Felſen, ſie zu greifen, ſchreitet ſchon der Römer vor. —
Sieh, da richtet die Prophetin majeſtätiſch ſich empor;
blaue Blitze ſprüht ihr Auge, und im Sturm ihr Buſen wallt,
und die Feuerlocken fliegen um die dräuende Geſtalt;
und zum Himmel mit der Feſſel hebt ſich hoch die zorn'ge Hand,
und zertrümmert an den Felſen ſchleudert ſie den goldnen Tand.
Und die Römer ſehn's mit Grauen, und ſie ruft hinab ins Tal:
„Ha! ich fühl's, die Götter ſteigen zu mir nieder noch einmal!
Ja ſie nahn in dieſem Schauer, der mich zorneskalt durchrinnt,
wie daheim durch Eichenwipfel weht mit Weisſagung der Wind,
Nicht in meinen Ketten kehrten hohe Götter bei mir ein,
aber jetzt, aus freier Seele, darf ich nochmals prophezein;

[1]) Der römiſche Feldherr Cerialis brachte die unter dem tapferen Claudius Civilis aufgeſtandenen, von Velleda begeiſterten Bataver wieder zum Gehorſam zurück.

Wahrheit ſchau ich, Wahrheit künd ich; vor mir tagt's wie Sonnenſchein:
nie Velleda, nie Germania führt ihr im Triumphzug ein!
Seht ihr's, Römer? Von den Bergen dort herab ins Südenfeld —
ſeht ihr's nicht? — ſteigt hell in Waffen eine ganze Heldenwelt!
Immer neue, neue Scharen! — Namen voller Siegesklang!
Adlerhelme, blanke Schilde, Hörnerjauchzen, Schlachtgeſang!
Heil, du blonder Siegeskönig! Schwing die Streitaxt, ſchwing ſie wohl!
Sieh, ſie trifft, es fällt in Trümmer Tor und Turm am Kapitol.
Dann zerſpringt die Völkerfeſſel, wie jetzt meine Feſſel ſprang,
und es wird die Freiheit tagen, die Velleda ſterbend ſang!"
Sprach's, die Römer hörten's ſchauernd — und noch eh' das Wort verhallt,
ſchwang ſich nieder von dem Felſen eine leuchtende Geſtalt,
raſch und hell, wie wenn vom Himmel hoch ein Stern gefallen wär':
und der Flußgott trug die ſchöne Tote fort ins freie Meer. —

Felix Dahn.

b. Tiberius.

1. **Bedrohung der Freiheit Germaniens.** Tiberius brachte in zwei Jahren faſt alle Stämme bis zur Elbe zur völligen Unterwerfung. Er ſtreute unter ihnen den Samen der Zwietracht aus, hetzte die Fürſten gegeneinander auf und brachte manchen durch Gunſtbezeugungen dazu, in römiſche Dienſte zu treten. Die römiſchen Händler brachten ihre Waren und verhandelten ſie an die Deutſchen, um ſie an die üppige römiſche Lebensweiſe zu gewöhnen. Die aufſäſſigen Sugambrer wurden zum großen Teil in galliſche Niederlaſſungen auf dem linken Rheinufer verteilt und der Stamm dadurch ohnmächtig gemacht. Im Jahre 4 n. Chr. konnte er mit ſeinem ganzen Heere ſein Winterlager mitten im germaniſchen Lande aufſchlagen, während er ſonſt im Winter an den Rhein zurückgekehrt war. Die bedeutendſten weſtfäliſchen Stämme, die Brukterer und Cheruſker, mußten, wenn auch widerwillig, Roms Macht ſich beugen. Überall hatte Tiberius es verſtanden, römiſche Parteien zu bilden, und bald trat die kriegsluſtige Jugend der Deutſchen in die römiſchen Hilfstruppen ein. Denn hier winkten Gold und Ehren, vielleicht das römiſche Bürgerrecht oder gar die Ritterwürde und alle Lockungen einer Lebensweiſe, wie ſie die arme nordiſche Heimat nicht zu bieten hatte. Germanien ſchien auch innerlich allmählich römiſch zu werden. Aber der Umſchwung und die Selbſtbeſinnung der Germanen traten bald ein.

2. **Hermann, Germaniens Befreier.** Auguſtus machte den großen Fehler, Tiberius abzurufen und an ſeine Stelle den Legaten Quintilius Varus nach der Provinz Germanien zu ſenden. Er war vorher Statthalter in Syrien geweſen und gewöhnt, über ſeine Untertanen unbeſchränkt zu ſchalten und mit rückſichtsloſer Härte zu herrſchen. Ebenſo gewaltſam ging er als Statthalter in Germanien vor und berückſichtigte durchaus nicht die Eigenart der freiheitliebenden Germanen, die er wie Unfreie und Knechte behandelte.

Er drückte das Volk durch harte Abgaben und empörte es durch übermütige Behandlung. Auch römiſche Sprache und Geſetze ſuchte er den Deutſchen aufzudrängen und ſo die Unterjochung zu vollenden. Er durchzog im Sommer mit Heergeleite das unterworfene Land und hielt, als wäre er ein ſtädtiſcher Prätor auf dem Markte zu Rom, in römiſcher Sprache nach römiſchen Geſetzen Gericht über die freien Germanen, die gewöhnt waren, ihre Sache im Fehdegange zu verfechten oder den Spruch ihrer Landgenoſſen zu empfangen, und Todesurteile ſelten, Körperſtrafe gar nicht kannten. Die römiſchen „Ruten und Beile“ erregten bei den Germanen dumpfen Groll, beſonders bei den Cheruskern, aus deren Mitte denn auch der



Heimkehr der Deutſchen aus der Schlacht im Teutoburger Walde. Gemälde von P. Thumann. Verlag von Franz Hanfſtaengl in München.

Mann erſtand, der mit einem furchtbaren Schlage die römiſche Macht in Deutſchland zertrümmern ſollte: Hermann oder Arminius, der Sohn des Cheruskerfürſten Segimer.

Er hatte mit Schmerz erkannt, daß römiſche Sprache, Sitten und Rechtspflege das deutſche Volkstum zu vernichten drohten, und ſeiner glühenden Liebe zu ſeiner Heimat, ſeinem Volke gelang es allmählich, die Cherusker, die Marſen, Chatten und Brukterer zu einer weitverzweigten Verſchwörung zu vereinigen, und unter der Führung Hermanns wurde nun im Jahre 9 n. Chr. die große Befreiungsſchlacht im Teutoburger Walde geſchlagen. Das ganze römiſche Heer des Varus wurde vernichtet als Opfer der Verbitterung eines freien, ſchwer gereizten Volkes. Das ſtolze, weltbeherrſchende Rom erzitterte wieder vor dem Einfall der Germanen in Gallien wie zu den Zeiten der Cimbern und Teutonen. Der

junge Cheruskerfürſt, der mit Recht den Ehrennamen „Befreier Deutſchlands“ führt, begnügte ſich aber mit der Befreiung ſeines Heimatlandes vom römiſchen Joch.

Hermann, Deutſchlands Befreier.

Im Teutoburger Walde am Hünenringe
ſteht eines Recken erzgeſchmiedet Bild,
im Waffenſchmuck, am Helm des Adlers Schwinge,
hoch, hoch das Schwert, gelehnt an ſeinen Schild.
So ſteht er rieſengroß auf hoher Warte
und blickt vom Berg, um den die Wolken ziehn,
uralten Ruhmes leuchtende Standarte,
weit übers Tal — Alldeutſchland, ſiehſt du ihn?

O glüht und funkelt ihm, ihr Bergesgipfel,
ihr deutſchen Ströme, blinkt und blitzt ihm zu,
ihr Lindenkronen und ihr Eichenwipfel,
beugt euch vor ſeines Angeſichtes Ruh'!
Und ihr Lebendigen, wenn durch die Adern
ein Tropfen nur von deutſchem Blute jagt,
der jauchze auf, daß hier auf Felſenquadern
das Bild Armins zum blauen Himmel ragt.

Der hier, der war's aus dem Cheruskerſtamm,
der ſchwer an ſeines Volkes Knechtſchaft trug
und wetternd, ſchmetternd in des Blitzes Flammen
den erſten Feind Germaniens niederſchlug.
Hier war die Schlacht, hier ſanken die Legionen
des ſtolzen Roms, Quintilius Varus fiel,
und, frei vom Joch, des Siegers Enkel wohnen,
frei geht ihr Pflug, frei fährt im Meer ihr Kiel.

Hermann, du Held, du haſt gewagt, gewettet
in der Entſcheidung großem Waffengang,
du haſt uns unſer Vaterland gerettet
und deutſchen Brauch und deutſcher Sprache Klang.
Nimm dieſen Kranz, aus Eichenlaub gewunden,
Vom Zweige hieb es kein Liktorenbeil,
ihn bringt ein Volk, in Einigkeit verbunden,
es brauſt und donnert: Hermann, Heil und Heil!

Da ſteht dein Mal, vom Meiſter aufgerichtet,
ein Menſchenalter hat er dran gebaut,
ſolange wir geſungen und gedichtet,
gekämpft, geworben um die hohe Braut, —
und hier dein Volk, — es braucht nicht zu erröten,
Hermann, vor dir, es hielt am Grenzwall ſtand;
wir rangen ſo wie du in heißen Nöten,
und nun ſchau's an, dein deutſches Vaterland!

Einſt, wenn ſich ſchon um deine Tempelſäulen
des Epheus grüne Ranke lieblich ſchlingt,
und wenn dein Erz in wildem Sturmes Heulen
wie Memnons[1]) Bild bei Sonnenaufgang klingt,
ſei du ein Mahner, Schildwacht unſrer Ehre,
der Nachwelt ſei ein Rufer in dem Streit:
ſeht hier des Vaterlandes beſte Wehre,
das Schwert Armins, der deutſchen Einigkeit! Felix Dahn.

c. Germanikus.

(14—16 n. Chr.)

1. **Überfall der Marſen.** Als Tiberius 14 n. Chr. Kaiſer wurde, erhielt Germanikus, der Sohn des Druſus, den Oberbefehl über die römiſchen Legionen am Rhein. Er war das Ebenbild ſeines Vaters und von dem Wunſche beſeelt, das zertrümmerte Werk desſelben wieder aufzurichten. Infolge der Zwiſtigkeiten unter den deutſchen Stämmen hatte er auch mehrfach Erfolge. Im Herbſt 14 zog er die Lippe aufwärts in das Land der Marſen. Dieſe waren ahnungslos bei einem fröhlichen Feſte auf einer Lichtung des Waldes, wo zahlreiche Gehöfte zuſammenlagen, verſammelt. Da tiefſter Friede im Lande war, hatten die Feſtteilnehmer keine Wachen ausgeſtellt. Die Römer ſchlichen ſich in der ſternhellen Nacht durch das Dunkel des Urwaldes und überfielen plötzlich die Wehrloſen. Die unbewaffneten Männer fielen unter den Streichen der Mordbrenner, die auch Frauen, Greiſe und Kinder ohne Erbarmen niedermetzelten und alle Häuſer und das Heiligtum der Tanfana durch Feuer zerſtörten. Als die Nachbarſtämme an der Lippe und Ems von dem Überfall hörten, griffen ſie zu den Waffen und beſetzten die waldigen Höhen, durch die der Rückweg der Römer führte. Sie griffen deren Nachhut an; der überlegenen Kriegskunſt des Germanikus gelang es jedoch, die Deutſchen in die Wälder zu treiben und mit ſeinem Heere glücklich den Rhein wieder zu erreichen.

2. **Hermann und Segeſt.** Zwiſchen den Cheruskerfürſten Armin und Segeſt, dem Führer der römiſchen Partei unter den Cheruskern, waren Streitigkeiten ausgebrochen, die noch dadurch verſchärft wurden, daß Armin Thusnelda, die Tochter des Segeſt, mit ihrer Einwilligung entführte. Als es Segeſt gelang, Thusnelda wieder ihrem Gemahl zu entreißen, wurde er von Armin in ſeinem befeſtigten Hofe belagert. Segeſt rief die Hilfe der Römer an, die ihn auch befreiten, und gab ſich ſelbſt mit ſeiner Tochter und ſeinem ganzen Hauſe unter den Schutz des römiſchen Feldherrn. Die Gattin des Befreiers wurde von ihrem eigenen Vater den Todfeinden ihrer

[1]) Zu den merkwürdigen Bauwerken Oberägyptens gehört auch die rieſige Memnonsſäule, ein Standbild des alten Königs Amenophis (1546—29 v. Chr.), die bei Sonnenaufgang harmoniſche Töne von ſich gegeben haben ſoll, als ſie im Jahre 27 v. Chr. durch ein Erdbeben teilweiſe zertrümmert war. Als ſingende Memnonsſäule war ſie im Altertum hochberühmt. Das Wunder verlor ſich, als Septimius Severus (192—211 n. Chr.) ſie wieder herſtellen ließ.

Heimat ausgeliefert. Sie ſollte ihren Gatten nie wiederſehen. Durch den Verluſt des Teuerſten zu leidenſchaftlicher Rache entflammt, durcheilte Hermann das Cheruskerland und rief zum Kampfe gegen die Römer auf. Auch die Nachbarſtämme ſchloſſen ſich ihm wieder an. Gegen ihn führte Germanikus ſeine ganze Heeresmacht ins Feld.

3. **Zug gegen Hermann.** Ein Teil ſeiner Legionen drang unter Cäcina an der Lippe aufwärts ins Gebiet der Brukterer ein, die Reiterei rückte durch Friesland vor. Die übrigen Legionen trug eine Flotte rheinabwärts nach der Nordſee und zur Ems, an deren Mittellauf ſich die drei Kolonnen vereinigten. Germanikus verwüſtete die ganze Gegend zwiſchen Ems und Lippe und drang bis zur Walſtatt der Varusſchlacht vor. Mit Entſetzen ſahen die römiſchen Krieger die verſtreuten Haufen gebleichter Gebeine, die Schädel der Geopferten an den Bäumen. Germanikus ließ die Gebeine der Erſchlagenen in einem Maſſengrabe beiſetzen, das ein hoher Grashügel bezeichnete. Dann folgte er den Aufgeboten Armins, die vor ihm in die Wälder an der Weſer zurückwichen. Aber an einer günſtigen Stelle ſtellten ſie ſich zum Kampfe und warfen die römiſche Reiterei vollſtändig über den Haufen. Auch die Legionen vermochten den Sieg nicht zu erringen, und Germanikus kehrte zur Ems zurück. Ein Teil des Heeres zog unter Cäcina auf dem kürzeren Wege über die „Langen Brücken“ (Moorwege, wohl im Burtanger Moor) zum Rhein zurück. Armin griff die endloſe Kolonne, die auf der zerfallenen Bohlenſtraße oft nicht vor- noch rückwärts konnte, mit Heftigkeit an. Zwei ſchreckliche Tage hindurch kämpften die Römer mit dem Mute der Verzweiflung, unentſchieden ſchwankte der Kampf hin und her. Vor dem Auge des Führers ſtieg das blutige Geſpenſt des Varus auf, deſſen Schickſal ihm drohte. Doch bewahrte er ſeine kalte Entſchloſſenheit. Am Morgen des dritten Tages ſtürmten die Deutſchen mit Ungeſtüm gegen den Willen Armins das römiſche Lager. Da zeigte ſich die überlegene Kriegskunſt der Römer, in einem glänzenden Ausfalle warfen ſie die Angreifer zurück und bahnten ſich einen Weg zum Rheine. Auch die Truppen, die den Seeweg eingeſchlagen hatten, brachten ſich, wenn auch mit ſchweren Verluſten, in Sicherheit.

4. **Schlacht auf dem Idiſtaviſo-Felde.** Armin gelang es nun, die Stämme des germaniſchen Nordweſtens aufzurufen, ſo daß er im Jahre 16 an der Spitze eines großen Völkerbundes ſtand. Da der Marſch und die Verpflegung der Truppen in den Urwäldern und Sumpfgegenden den Römern ungeheure Schwierigkeiten bot, ſo beſchloß Germanikus, die Deutſchen von der Nordſeeküſte her anzugreifen. Er ließ eine Flotte von 1000 Segeln ausrüſten, die ein Heer von etwa 50000 Mann befördern ſollte. Die gewaltige Flotte trug das Landheer i. J. 16 durch den Druſuskanal[1]) über die

[1]) Zur Abkürzung der Fahrt vom Niederrhein zur Nordſee ließ Druſus mit Benutzung der Yſſala (Yſſel) einen Kanal nach dem Flevoſee (Zuiderſee) anlegen, der damals noch ein Landſee war.

Nordſee bis in die Ems hinein, wo es etwa an der Haſemündung landete. Dann drang das römiſche Heer bis zur Weſer vor, die es in der Nähe der Weſtfäliſchen Pforte bei Minden erreichte. Hier erwartete ihn am rechten Ufer des Fluſſes Armin mit den Cheruskern und den verbündeten Stämmen, zur offenen Feldſchlacht bereit.

Flavus, der Bruder Armins, focht mit in den römiſchen Schlachtreihen. Als die beiden Heere, durch die Weſer geſchieden, einander gegenüberlagen, ſchritt Armin mit mehreren germaniſchen Fürſten ans Ufer und rief zu den römiſchen Wachtpoſten die Frage hinüber, ob eine Unterredung mit ſeinem Bruder geſtattet ſei. Flavus, der einſt unter den Feldzeichen des Tiberius im Kampfe ein Auge verloren hatte, kam hervor. Die Begleiter auf beiden Seiten traten zurück, und Armin fragte ſeinen Bruder, welche Belohnung ihm für den Verluſt ſeines Auges zuteil geworden ſei. Flavus antwortete: „Man erhöhte meinen Sold, man verlieh mir kriegeriſche Auszeichnungen und Ehren.“ Armin ſpottete bitter über den billigen Preis, für den jener die Knechtſchaft erkauft habe. Die Unterredung wurde bald zu heftigem Wortſtreit. Flavus rühmte die Größe Roms und die Macht des Kaiſers. Armin aber ſprach von der Liebe zum Vaterlande, von der Treue gegen die alten Götter, von der Mutter, die den Abfall des Sohnes tief beklage. Er beſchwor ihn, zurückzukehren zu ſeinem Volke, das er verlaſſen und verraten habe. Beide Brüder entbrannten in heftigem Zorn, und nur der Strom hinderte ſie daran, zum Zweikampfe aufeinander loszuſtürmen.

Am nächſten Tage ſetzte die römiſche Reiterei durch eine Furt über den Strom, und das Fußvolk ſchlug unter ihrem Schutz, von den Germanen nicht gehindert, eine Brücke und verſchanzte ſich am rechten Ufer der Weſer. Ein nächtlicher Überfall der Germanen mißlang, und ſie ſtellten ſich nun, in zwei Treffen geordnet, auf dem Idiſtaviſo- oder Idiſaviſofelde (Idiſen = weiſe Frauen, Viſo = Wieſe) zur Feldſchlacht auf. Nach heißem Kampfe wurden die Germanen vollſtändig zerſprengt und teils in die Weſer, teils in die Berge (Süntel) geworfen. Vergebens verſuchte Armin, den Seinen im Kampfe durch Tapferkeit voranleuchtend, das Verderben aufzuhalten. Er wurde ſchwer verwundet, und nur ſein gutes Roß rettete ihn durch die feindlichen Haufen. An der Stätte des römiſchen Sieges wurde ein ſtolzes Denkmal errichtet.

5. **Die Schlacht am Grenzwall.** Aber der Sieg war noch nicht entſcheidend. Die zerſprengten Maſſen ſammelten ſich wieder und wurden durch das Aufgebot der Nachbargaue verſtärkt. Als die Römer weiter nordwärts vordrangen, wurden ſie von allen Seiten wütend angefallen. Am Steinhuder Meer (?) traten ihnen die Germanen wieder in Schlachtordnung entgegen.

Das Schlachtfeld war eine lange, feuchte Ebene, von Fluß und Urwald eingeſchloſſen. Die Angrivarier, die nördlich von den Cheruskern wohnten, hatten von alters her einen hohen und breiten Damm als Grenzwehr zwiſchen den Gebieten beider Stämme aufgeworfen. Dieſen hielt das germaniſche Fußvolk beſetzt. Die Reiterei verſteckte ſich in den nahen Hainen, um den Römern in den Rücken zu fallen. Germanikus ſtürmte gegen den Grenzwall vor, aber vergeblich. Geſchoſſe und Steine hagelten furchtbar auf die Stürmenden nieder. Germanikus ſchickte ſeine Schleuderer mit den

ſchweren Wurfgeſchützen vor, die nun ihrerſeits den Wall mit Geſchoſſen überſchütteten, ſo daß ſich die Reihen der heldenmütigen Verteidiger furchtbar lichteten. Als die römiſchen Legionen zum zweitenmal anſtürmten, da wichen die Tapferen zurück, und der Wall wurde genommen.

Am Waldesrande ſammelten ſich die Deutſchen wieder, und es entſpann ſich ein blutiger Kampf, Mann gegen Mann. Aber die Germanen wurden in den Wald gedrängt, wo ſie mit ihren langen Speeren und ihren ſchlechten Schutzwaffen den Römern gegenüber im Nachteil waren. Bis in die Nacht hinein dauerte das Morden. Schonung wurde gegenſeitig nicht gewährt. Germanikus rief ſeinen Soldaten zu: „Schlagt ſie tot! Gefangene nutzen nichts! Dies Volk muß völlig vernichtet werden, ſonſt iſt es nicht zu beſiegen!“ Der Widerſtand der Germanen erlahmte zuletzt, und als die Nacht ſich auf das Schlachtfeld ſenkte, ſahen ſich die Römer als Sieger an und errichteten ein Siegeszeichen mit der ſtolzen Inſchrift, daß die Völker zwiſchen Rhein und Elbe unterworfen ſeien. Die Germanen waren wohl geſchlagen, aber noch nicht beſiegt.

6. **Ende der Römereinfälle.** Die vorgeſchrittene Jahreszeit machte die Fortſetzung des Krieges unmöglich. Ein Teil des Heeres trat deshalb den Rückzug zu Lande an, der andere ſchiffte ſich ein. Aber ein furchtbarer Sturm zerſtreute die Flotte und vernichtete einen großen Teil der Schiffe. Nur wenige ſahen die Ufer des Rheins wieder. Eine dauernde Unterwerfung der Germanen hatten die



Thusnelda im Triumphzug des Germanikus. Von C. von Piloty. Pinakothek in München.
Photographie und Verlag von Franz Hanfſtaengl in München.

Römer trotz der ungeheuren Opfer nicht erreicht. Die Herrſchaft der Römer gelangte auf dem rechten Rheinufer zu keiner Feſtigkeit; der deutſche Urwald und das Schwert der Germanen brachten dagegen das römiſche Heer an den Rand des Untergangs. Tiberius erkannte die Erfolgloſigkeit der Bemühungen des Germanikus, das Land zwiſchen Rhein und Elbe dauernd dem römiſchen Reiche zu unterwerfen, und er rief deshalb den ruhmdurſtigen Germanikus von ſeiner fruchtloſen Arbeit in Germanien ab. Seitdem hatten die Germanen vor der römiſchen Habgier und Eroberungsluſt Ruhe; die Römer wagten es nicht mehr, in das Innere Deutſchlands einzudringen. Dem tiefgekränkten Germanikus war es noch vergönnt, in Rom einen glänzenden Triumphzug zu feiern, wobei auch die edle Thusnelda gefeſſelt den Gaffern der Weltſtadt zur Schau geſtellt wurde, während ihr Vater Segeſt als Ehrengaſt der Römer ſie an ſich vorbeiziehen ließ.

Thusnelda.

Hörner und Drommeten dröhnen;
durch das frohbewegte Rom
wälzt ſich unter Jubeltönen
des Triumphes prächt'ger Strom;
weil er Hermanns Macht geſchlagen,
zieht der Held Germanikus
feſtlich ein auf goldnem Wagen
vor dem Ohm Tiberius.

Und dem ruhmgekrönten Sieger
mit dem weißen Viergeſpann
führt man die gefangnen Krieger,
trägt man die Trophä'n voran.
Hünenhaft, in wilder Schöne,
ſtolz in fremder Waffenzier,
ſchreiten die Barbarenſöhne
trotzig durch des Volks Spalier.

Dunkelblaue Augen ſchauen
keck umher und ſprühen Zorn,
überbuſcht von wilden Brauen,
überragt vom Büffelhorn;
goldenrote Mähnen wallen
auf das ſchwarze Bärenvlies,
die gebundnen Fäuſte ballen
drohend ſich nach Schwert und Spieß.

Aber in der Krieger Mitte
wandelt, allem Volk zur Schau,
ſtolz und ſtill, mit feſtem Schritte
eine hohe, blonde Frau;

ſtaunend zeigt man ſich Thusnelden
als die Königin im Zug,
als das Eh'gemahl des Helden,
der des Varus Heere ſchlug.

Römerritter, frech und lüſtern,
muſtern ihren keuſchen Leib;
Römerdamen, ſcheel mit Flüſtern
deuten auf das ſchöne Weib,
auf das ſchwere Gold der Flechten,
auf den königlichen Wuchs,
der zum angebornen, echten
nicht bedarf erborgten Schmucks.

Doch den kleinen Sohn am Arme,
ſtolz geſenkten Hauptes, geht
ſie dahin mit ihrem Harme
in des Unglücks Majeſtät,
gönnt der Neugier der Beſchauer,
keine Zähre, keinen Blick,
trägt mit tränenloſer Trauer
ſtumm ihr tränenwert Geſchick.

Ihrem tapfren Heldengatten,
ihrem trauten Heimatherd,
ihrer Eichen heil'gem Schatten
iſt ihr Sinnen zugekehrt.
Aber muß in Feindeslanden
auch ihr goldnes Haar ergrau'n,
nimmer ſoll man, ſelbſt in Banden,
Hermanns Weib entmutigt ſchau'n.

Seht da, ſtolze Römerinnen,
eines, was in Rom noch neu:
deutſche Zucht und deutſches Minnen,
deutſche Kraft und deutſche Treu'!
Zittert, hohe Senatoren:
wohl ein Knecht iſt Hermanns Sohn,
doch als Rächer vor den Toren
ſtehen Deutſchlands Söhne ſchon.

Stolze Roma, lang erfreuen
magſt dich des Triumphes nicht,
ob den Alpen ſchon mit Dräuen
wälzt ſich her das Strafgericht!
Laß dies Weib in Ketten ſterben,
doch in ihrem Bilde da
ſteht ſie, die dein Reich wird erben:
Kaiſerin Germania!

Karl von Gerok.

II. Die Unterwerfung der Sachsen durch die Karolinger.

1. Die Sachsen kommen nach Westfalen.

(200 n. Chr.)

a. **Die Einwanderung.** Etwa um das Jahr 200 n. Chr. drang von Norden her, von den Küsten der Nordsee und aus dem heutigen Schleswig-Holstein ein kriegerischer Volksstamm nach Süden bis in unsere Heimat vor. Es waren die Sachsen. Sie waren weit gefürchtete Seefahrer und wohnten mit den Dänen zusammen, mit denen sie aber erbitterte Kriege führten. Als ein wildes Kriegsvolk lebten sie in ungebändigter Freiheit und schlossen sich in ungesättigter Eroberungslust als Gefolgschaft an einzelne tüchtige Krieger an. Denn es war bei ihnen Sitte, daß nur der älteste Sohn des Vaters Gut erbte und die übrigen Söhne fortgeschickt wurden, Eigentum und Heimat mit dem Schwerte zu erobern. Sie zogen von der cimbrischen Halbinsel zunächst über die Elbe und setzten sich dort durch eine List fest. Die Sage erzählt darüber:

Als die Sachsen die Elbe überschreiten wollten, wehrten es die dortigen Bewohner. Ein Sachsenjüngling wandte eine List an. Für Schmucksachen kaufte er von den Einwohnern einen Mantel voll Erde und überstreute dann damit auf dem linken Elbufer ein großes Stück Land. Er behauptete nun, der bestreute Grund und Boden gehöre ihm und seinen Volksgenossen. Diese erkämpften sich nun ihr Eigentum und drangen von hier aus immer weiter vor.

In die Gegend des Harzes kamen sie durch die Thüringer. Der Frankenkönig Theoderich, der Sohn Chlodwigs, hatte dem Thüringerfürsten Hermanfried Hilfe dabei geleistet, seine beiden Brüder zu verdrängen und die Alleinherrschaft über das Reich seines Vaters zu erlangen. Dafür hatte ihm Hermanfried die Hälfte der Eroberungen als Lohn versprochen. Aber er dachte nicht daran, sein Versprechen zu erfüllen. Als Theoderich seinen Lohn forderte, überhäufte er des Frankenkönigs Boten mit Hohn und Spott. Deshalb rückte Theoderich mit einem fränkischen Heere heran. Es kam zu einer zweitägigen, blutigen Schlacht an der Unstrut. Die Thüringer wurden geschlagen, und der König verschanzte sich mit dem Reste seines Heeres in der festen Burg Scheidungen. Da die Franken diese nicht erobern konnten, riefen sie die Sachsen zu Hilfe, die weiter nordwärts wohnten. Er versprach ihnen für ihre Hilfe einen großen Teil des Landes der Thüringer. Die Sachsen waren gern bereit, und alsbald zogen 9000 Mann dieses kriegerischen Stammes unter neun Führern heran. Die Franken bewunderten an den gewaltigen Männern die Körperkraft, den Mut, ihre eigenartige Tracht und Bewaffnung. Franken und Sachsen vernichteten nun vereint das Heer der Thüringer und bereiteten dem alten Reich der Thüringer ein Ende. Beide Völker teilten sich das Land, den nördlichen Teil erhielten die Sachsen und rückten so unserer Heimat immer näher.

b. **Art und Name.** Die Sachsen waren ein kraftvoller, mutiger Volksstamm. Langes Haar wallte den Kriegern frei über die Schulter herab. Sie waren mit langen Kriegsröcken bekleidet und trugen lange Lanzen, kleine Schilde und kurze Schwerter. Diese messerartigen Waffen, die sie an der Seite trugen, hießen Sax oder Sahs, und das ganze Volk soll von ihnen den Namen erhalten haben.

Andere führen den Namen auf Sassen, d. i. Seßhafte zurück und stellen sie in Gegensatz zu den Sueven, d. i. Umherschweifende. Wieder andere leiten den Namen von dem lateinischen Worte saxum = Fels oder Stein ab. Eine Sage berichtet nämlich, daß der erste Sachse aus dem Felsgestein entsprungen sei, woher ihr harter, unbeugsamer Sinn stamme. Gisbert Freiherr von Vincke, der Sohn des bekannten Oberpräsidenten (S. 161), hat dieser Sage folgende poetische Form gegeben:

Der Sachsen Ursprung.

Im Urwald ragt der Fels, sein moosig Haupt
von alter Eiche mächtig überlaubt;

tief drangen ihre knorr'gen Wurzeln ein,
mit zäher Kraft ins harte Felsgestein;

die höchste Kuppe krönt des Adlers Horst,
und Bär und Ur durchziehn den dichten Forst.

Der wilde Sturm fährt ob des Berges Kamm;
das Laub zerstäubt, nicht bebt der Eiche Stamm!

Des Himmels Feuer splittert das Geäst:
die Krone sinkt, der Eiche Stamm steht fest.

Im Osten wird es hell, ein Sonnenstrahl
flammt zündend auf, trifft Eich' und Fels zumal.

Und aus der Tiefe grollt's, wie dumpf Gewirr
von Stimmen, wie von Waffen dumpf Geklirr.

Da kracht der Fels und klafft zum weiten Riß,
der Tag verscheucht die träge Finsternis;

und aus dem zack'gen Tor zum Lichte dar
tritt hochgewachsen eine Männerschar,

in einer Hand den Bogen samt dem Pfeil,
die andre schwingt ein wuchtig steinern Beil.

Ihr Auge sieht, vom Bann der Nacht befreit,
zum erstenmal die Welt — so frei, so weit;

stolz fliegt der Blick umher, voll Drang zur Tat,
ins frische Leben sucht der Fuß den Pfad. —

Von wilden Rossen stürmt heran ein Hauf:
die Männerschar hat ihn ereilt im Lauf.

Hinauf! Die Mähne fliegt, die Nüster schnaubt,
das Auge blitzt; hoch trägt der Mann das Haupt.

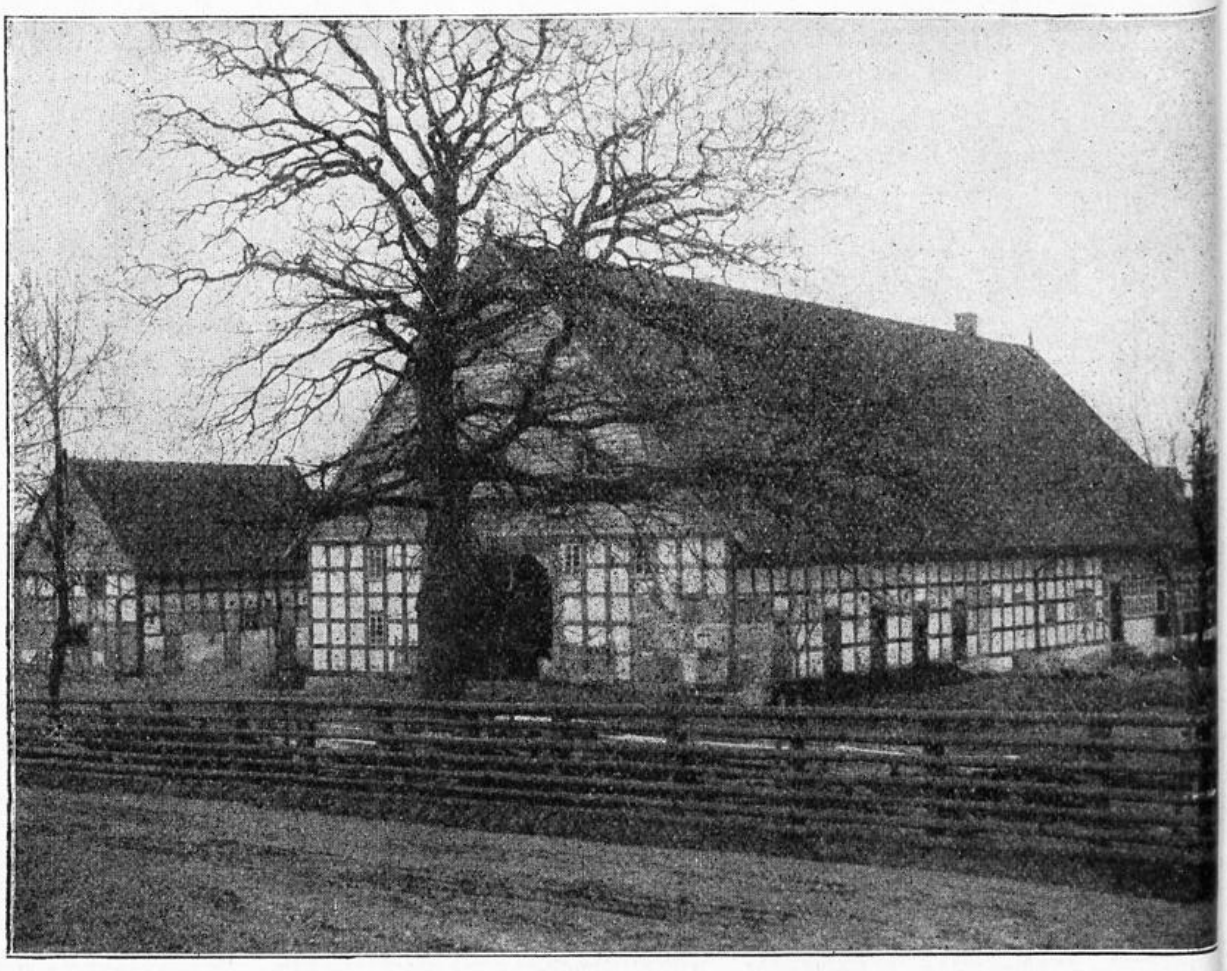
Und in die Nacht des Waldes sprengt der Troß:
der erste Sachs' — das erste Sachsenroß! —

c. **Ausbreitung und Stämme.** Wie ein durchbrechender Strom ergossen sich die sächsischen Kriegshaufen nach und nach über ganz Nordwest-Deutschland, während andere Scharen auf ihren schnellen Schiffen nach Britannien segelten, die Südostküste dieses Landes eroberten und sieben kleine Reiche gründeten, die nach ihrer Vereinigung das angelsächsische Reich Alfreds bildeten. Der Kriegstüchtigkeit der Sachsen gelang es, die germanischen Stämme zwischen Weser und Elbe zu besiegen; sie verschmolzen mit ihnen zu einem Volke. Immer weiter dehnten sie ihre Siegeszüge nach Süden und Westen bis in das Herz Westfalens aus, die unterworfenen Stämme mußten sich ihrem Stamm anschließen und ihren Namen annehmen. Allmählich nahmen sie das ganze weite Gebiet von der Werra und Fulda bis an die Nordsee und Eider, von der Elbe und Saale bis fast an den Niederrhein ein. Zwischen 200—500 n. Chr. fand so zwischen den deutschen Stämmen unter dem Einfluß der Sachsen ein engerer Zusammenschluß statt. Es entstand der Sachsenbund. Es war aber kein geschlossenes Reich mit einem König an der Spitze, sondern bestand aus selbständigen Völkerschaften, die von besonderen Herzögen, die aus den Gaufürsten gewählt wurden, im Kriege angeführt wurden. Nach und nach verschwanden die alten Stammnamen, und alle wurden gemeinsam als Sachsen bezeichnet.

Die östlichen Sachsen bis zur Elbe hießen Ostfalen; bis zum Rhein und im nördlichen Sauerlande wohnten die Westfalen. Den dritten Hauptstamm bildeten die Engern (Enger von Anger = Wiesenbewohner) zu beiden Seiten der Weser. Weiter nördlich wohnten die Nordalbinger. (Albis = Elbe.) Woher das Wort „falen" stammt, ist nicht sicher nachweislich, ob von dem altnordischen Worte falah d. i. Feld, Ebene, oder von dem fahlen, rötlichblonden Haar der Sachsen, oder von der Vorliebe der Sachsen für Fohlen = Pferde[1]). Gleiche Verfassung, gleiches Recht und die gemeinsame altniederdeutsche Sprache, aus der später die plattdeutschen Mundarten hervorgingen, verbanden schließlich alle sächsischen Stämme. Auch die Einrichtung der Bauernhäuser und die Anlage der Ortschaften zeigen im ganzen niedersächsischen Gebiet große Ähnlichkeit, wie noch heute die alten Bauernhäuser Westfalens zeigen.

d. **Das westfälische Bauernhaus,** meist von hohen, oft tausendjährigen Eichen umrauscht, ist ein großes, aus Balken gezimmertes Giebelhaus. Die Wände sind mit weißem Kalk getüncht und die Balken und Giebel meist grün und blau angestrichen. Letztere tragen häufig als Schmuck zwei sich kreuzende,

[1]) „Fal" heißt nach der gewöhnlichen Annahme nichts anderes als „eben" und in dieser Bedeutung lebt das Wort auch noch jetzt weiter und bezeichnet den geebneten Haufen Erde oder Dünger, wie ihn die Bauern hinter dem Stalle oder auf dem Felde anzulegen pflegen, nicht etwa den Haufen an sich, den man vielmehr erst noch „in den Fal legen" muß. Ost- und Westfalen heißt also nichts Anderes als Ost- und Westebene, eine Benennung, die von dem bergigen Mittellande aus oder in Hinsicht auf diese erwählt worden ist, ursprünglich aber sich gewiß nicht auf ein so großes Gebiet wie später erstreckt hat. (Dr. Jostes.)



Bauernhaus zu Nieder-Eickum, Kreis Herford. Besitzer Reinke. Nach einer Photographie von Johannes Matthias, Herford.

aus Holz geschnitzte Pferdeköpfe als Schmuck. Sie erinnern an das weiße, heilige Sachsenroß, das Wahrzeichen der alten Sachsen. Seiner Länge nach ist das Haus in drei Teile gegliedert. An der einen Giebelseite befindet sich in der Mitte das hohe und breite Haustor. Das ist die Einfahrt des Hauses, durch die man auf die große Deele (Diele) gelangt, die so geräumig ist, daß ein langer Erntewagen bequem darin Platz finden kann. Der Fußboden besteht aus geglättetem Lehm. An ihren beiden Seiten steht das Vieh in den Ställen. Die Kühe und Pferde richten die Köpfe nach innen und sehen über die Krippen hinweg dem Tun und Treiben der Menschen zu. Die Schlafräume der Knechte und Mägde liegen dicht bei den Viehställen. Dem hohen Tore gegenüber führen Türen in die Wohnräume, diese befinden sich in einer vierten Abteilung des Hauses, die sich hinten quer vor das Vorderhaus vorlagert und von zwei Seiten durch Fenster erhellt wird. In ganz alten Häusern war vor der Mitte des Querhauses der niedrige Herd angelegt, von dem aus die Hausfrau sämtliche Räume des Hauses übersehen konnte. An dem mächtigen Kesselhaken hingen an schwarzer Kette große Töpfe. Der Rauch mußte sich seinen Weg durch Tür und Fenster oder durch die Dachluke suchen. Der Feuergefährlichkeit wegen ist dieser Zustand jetzt beseitigt, und eine besondere Küche eingerichtet, in der der Rauch seinen Ausgang durch den Schornstein nimmt.

Um den Feuerherd versammelte sich bei den Sachsen die Familie, um häusliche Arbeiten zu verrichten oder sich zu unterhalten. Da schmiedete der Mann eine Pflugschar, schnitzte den Stiel zu einer Streitaxt, einen Bogen oder irgend ein Ackergerät. Denn da es keine Handwerker gab, mußte er alles, was er brauchte, selbst anfertigen. Er wußte aber nicht nur Waffen zu machen, sondern er formte und brannte auch aus Ton allerlei Gefäße, die er durch Linien, Striche und andere einfache Zeichnungen verschönerte. In einer Tonurne sammelte er auch

die Asche seiner Toten, die er verbrannte, und setzte sie mit einigen Andenken, die er dem Toten mitgab, in einer aus Steinplatten gebildeten Kammer bei, über der er einen Grabhügel aus Erde aufschüttete.

Früher waren die Häuser mit Stroh gedeckt; in letzter Zeit sind die Strohdächer mehr und mehr verschwunden, und an ihre Stelle sind Ziegeldächer getreten. Das Wohnhaus ist von einem großen Hofraum umgeben, auf dem noch einige Nebengebäude stehen. Mächtige Eichen und Linden spenden Kühlung, zahlreiche Obstbäume liefern Früchte. Das ganze Gehöft ist von grünen Hecken oder einer Mauer umschlossen.

e. **Die Stände der Sachsen.** Die sächsischen Stämme gliederten sich in eine Anzahl von Gauen, an deren Spitze die Gaufürsten standen, die von der Landesgemeinde gewählt wurden. Bei den Sachsen gab es zunächst nur zwei Stände, Freie oder Frilinge und Unfreie oder Laten. Über der Masse der Freien erhob sich aber bald der Adel. Die Bezeichnung edeling erhielten eine kleine Anzahl Geschlechter, die sich in Zeiten der Not ausgezeichnet hatten und aus denen nun nach Gewohnheit die Fürsten gewählt wurden. Rechtlich unterschieden sie sich von der Masse der Freien nur durch ein höheres Wergeld. Sie hatten den größeren Anteil am Grundbesitz, ihre Besitzung war der Herrenhof, auf dem die Unfreien Frondienste leisten mußten. Den Kern des Volkes, die große Masse der mittleren und kleineren freien Grundbesitzer bildeten die Frilinge; sie waren nicht Bauern sondern Krieger. Frei war, wer von freien Eltern stammte; nur Freie konnten untereinander eine gültige Ehe schließen. Mischheiraten waren sämtlichen Ständen verboten. Als Auszeichnung trug der Freie das lang herabwallende Haar. Er allein führte die Waffen und erschien zum „thing", der Stätte des Gerichtes. Die Frilinge hatten das Recht auf einen entsprechenden Anteil am Grundeigentum. Nicht eigentlich zum Volke gehörten die Unfreien; es waren Kriegsgefangene oder solche, die in blinder Leidenschaft ihre Freiheit im Spiel verloren hatten. Der Unfreie war rechtlos wie der Sklave; sein Herr konnte willkürlich über ihn verfügen und durfte ihn nach seinem Gefallen bestrafen, ja töten. Tatsächlich gestaltete sich ihre Behandlung meistens milder, weil Bildungsgrad, Beschäftigung und Lebensweise bei Herren und Knechten sich noch wenig unterschieden. Wurde der Unfreie freigelassen, so trat er in den Stand der Laten. Diese waren aus der unterworfenen Bevölkerung hervorgegangen und konnten eine gewisse Selbständigkeit erlangen, wenn sie der Herr mit Land ausstattete und sie nur zu Abgaben (Getreide, Vieh, Kleider) und Diensten verpflichtete. Wenn die Freilassung zu niederem Recht geschah, verblieb der Late im Hausstande des Herrn, er genoß keine Rechte und unterschied sich in seiner ganzen äußeren Lage nicht viel von den Knechten. Die seltene Freilassung zu höherem Rechte stellte dagegen den Knecht den Freien gleich.

f. **Wirtschaftliches.** Als die Zahl der in Westfalen eingewanderten Sachsen größer wurde, waren sie allmählich gezwungen, das Land anzubauen und sich fest anzusiedeln. In großen Familien-

verbänden oder Sippen wurden sie bei uns seßhaft. Die Siedelungsstätte wurde ursprünglich von der Sippe gemeinschaftlich urbar gemacht; gemeinsam wurde der Wald ausgerodet und das Feld bebaut. Der Ernteertrag wurde unter die einzelnen Familien verteilt. Der gewonnene Boden blieb Gemeindeeigentum. Das unbebaute, herrenlose Ödland, das um die Ackerstätten herumlag (Heide, Wald, Moor und See), hieß die Mark, die allen gemeinsam war. Die Mark war sogenannte Allmende, das „allen gemeine". Oft hatten mehrere Dörfer einen gemeinsamen Besitz, dann bildeten sie eine Markgenossenschaft. Jeder Markgenosse durfte in der gemeinsamen Mark frei jagen, Holz fällen, das Vieh weiden und roden, d. h. den unbebauten Wald urbar machen. Kam Unfrieden in die Gemeinschaft, so half ein Gericht (Hölting) oder eine Bauernsprache aus. Der erwählte Leiter solcher thinge war der Holzgraf (Holtgrewe). Wer mehr Kühe, als gesetzt war, auf die Weide (Koppel) trieb, wer im Felde (Esch) die Stoppeln umpflügte, ehe sie von den Jahresberechtigten abgehütet waren, wer die Wege im Moore schmälerte, im Walde (Loh) sich Unzulässigkeiten erlaubte, der wurde auf der Bauernsprache gebrüchtet (bestraft) und zwar meist durch Pfändung. Widersetzte er sich, so wurde er ausgeschlossen, sein Brunnen gefüllt und sein Backofen eingeschlagen.

Ursprünglich waren alle Mitglieder der Markgenossenschaft gleichberechtigt am Gemeindeeigentum. Später wurde das Land der Gemeinde unter die Gemeindemitglieder verteilt. Die Krieger bekamen Hofstellen und eine bestimmte Menge Land, eine germanische Hufe. Auch diese Einzelstücke blieben bis etwa 600 Eigentum der Gemeinde und wurden dem einzelnen nur zur Nutznießung übergeben. Dann aber gingen sie allmählich in das persönliche Eigentum über. An die Stelle des Gemeinbesitzes trat das Sondereigentum.

Durch die Rodungen in den Wäldern der gemeinsamen Mark entstanden neue Ansiedlungen, die den Namen des Mutterdorfes führten und Teil hatten an der Allmende. Um die vielen gleichnamigen Ortschaften zu unterscheiden, erhielten sie Zusätze wie groß, klein, ober, unter, alt, neu usw. Auch durch Edelinge wurden neue Dörfer angelegt, wenn sie für die Zahl ihrer Hörigen nicht genügend Grund und Boden hatten. Die Bezeichnungen dorp oder trup, feld, hausen, hagen, rode, loh, horst (hochgelegener, mit Gestrüpp bedeckter Waldplatz), heim, bek (Bach), brok (von Brachwasser durchzogene Fläche), furt (Übergang über einen Fluß), holz, wede (von witu = Holz) wurden mit dem Namen des Edelings zu neuen Ortsbezeichnungen verbunden, z. B. Jerrendorf (Dorf des Jero), Amshausen (Haus des Ami), Babenhausen (Haus des Babo), Büttendorf (Butto), Wahrendorf (Waring), Isingdorf (Isiko), Ovenstedt (Ovo), Gellershagen (Geldhard), Besenkamp (Biso). Durch die vielen Rodungen verschwand der Wald allmählich aus der Ebene und wurde auf die Höhen zurückgedrängt.

Die niederdeutsche Sprache.

Unse Sprake blyfft althydt beſtendig und veſt,
as ſe erſten was, even ſe hs ſo ock leſt.[1])
Juwe[2]) verendert ſick alle ſofftig Jahr,
dat können de Schriften bewieſen klahr,
wille gy my nich gloven, ſo möge gy upſöken,
wat geſchreven und gedrücket is in olden Böken.
Einer kan mit groter Moy[3]) kuem dre Regen[4]) leſen
van der Sprak, die damaln is im Gebruck geweſen.
Se is ſo lappiſch und ſo verbrüdiſch,[5])
dat men ſchier nich weet, efft[6]) idt Welſch is edder Düdiſch:
ſo bunte is ſe und ſo vernaten,
als wenn ſe in eine nie Form were gegaten:
ja ſe is ſo jämmerlick verworen,
als were ſe geweſt bym Babyloniſchen Toren.
Men de Sprake in ganz Nedder-Saxen Land
blyfft unverrückt und hefft Beſtand,
dar ward geredt van altomahlen,
in Mecklenborg, Pommern und Weſtfahlen,
in andern Landſchoppen[7]) deßglyken
einerley Sprake, darvon ſe nich wyken[8]).

F. W. Lauremberg (1591—1650).

2. Die erſten Zuſammenſtöße der Franken mit den Sachſen.

Jahrhunderte bewohnten die Sachſen ihre neue Heimat, hatten ihre eigentümlichen Einrichtungen ungeſtört entwickeln und die Laten daran gewöhnen können, ſich vollkommen in die ſächſiſche Weiſe einzuleben. Im ganzen verfloß das Leben der Sachſen friedlich und ruhig; denn nur die Marken der Grenze fanden und ſuchten Gelegenheit, ſich in kriegeriſcher Übung zu erhalten. Einfachheit und Sittenreinheit waren der Schmuck dieſes Volkes. Mit frommer Liebe hingen die Sachſen an ihren Göttern, die ihren Äckern und Herden Fruchtbarkeit verliehen, den häuslichen Fleiß ſegneten, Sonne und Mond, Regen und Sonnenſchein am Himmel heraufführten und ſich ihnen bisweilen in menſchlicher Geſtalt nahten. Dieſer Friede einer ruhigen Entwickelung wurde durch den Feind geſtört, der endlich der Freiheit und Selbſtändigkeit des Sachſenlandes ein Ende bereiten ſollte.

Weſtlich und ſüdlich von den Sachſen wohnten die Franken. Keine natürliche Grenze trennte ihre Gebiete, und häufig waren die Grenzſtreitigkeiten und die Einfälle von einem Gebiet ins andere. Erſt Karl dem Großen gelang die völlige Unterwerfung der Sachſen; aber auch ſchon ſeine Vorgänger verſuchten, der unruhigen Nachbarn Herr zu werden und ſie zum Chriſtentum zu bekehren, das ſeit Chlodwig (500 n. Chr.) von den Franken angenommen worden war.

[1]) zuletzt. [2]) eure. [3]) Mühe. [4]) Reihen. [5]) zuſammengemengt. [6]) ob. [7]) Landſchaften. [8]) weichen.

Der merowingische König Klotar I. zog 553 gegen die Sachsen und schlug sie in einer Schlacht an der Weser. Sie mußten sich zu einem jährlichen Tribut von 500 Ochsen verpflichten. Aber schon im nächsten Jahre erneuerten sich die Feindseligkeiten, Klotar wurde besiegt und mußte auf den Tribut verzichten. Heftige Kämpfe mit wechselndem Kriegsglück füllten die folgende Zeit aus; aber es gelang den Franken nicht, den Sachsen ihre Selbständigkeit zu rauben.

Klotar II. schlug den Sachsenherzog Berthold an der Weser, der dabei sein Leben verlor. Die Sachsen wurden verpflichtet, den Franken in den Kämpfen gegen die Slaven, die von Osten her das Frankenreich bedrohten, Hilfe zu leisten. Unter dem fränkischen Hausmeier Karl Martell entspann sich ein zwanzigjähriger erbitterter Kampf. Sieben Einfälle machte Karl in das Land der Sachsen und drang bis zur Weser vor. Er zwang sie zum Frieden; sie mußten Tribut leisten und Geiseln stellen, behielten aber ihre alte Verfassung. Karl Martells Söhne vertrieben die Sachsen auch aus Thüringen, wo sich auch meist die Kämpfe dieser Jahre abspielten.

Erst Pipin verlegte den Kriegsschauplatz wieder nach Norden. Mit einem großen Heere rückte er bis zum Orte Rieni (Rehme) an der Weser vor. Vor der Feste Juberg auf der höchsten Spitze des Wittekindsberges (Margaretenklus), oberhalb des Weddigenstein, fiel der Erzbischof Hildigarius von Cöln, der sich dem Zuge angeschlossen hatte. Die Sachsen mußten Frieden schließen, Geiseln stellen und einen jährlichen Tribut von 300 Pferden leisten. Außerdem verpflichteten sie sich, den christlichen Missionaren volle Freiheit für ihre Missionstätigkeit im Sachsenlande zu gewähren. Aber auch ihm gelang die völlige Unterwerfung der Sachsen nicht. Erst sein Sohn Karl machte die unruhigen und gefährlichen Nachbarn zu fränkischen Untertanen und Christen.

3. Die ersten christlichen Glaubensboten im Sachsenlande.

a. **Widerstand der Sachsen.** Von allen germanischen Stämmen haben die Sachsen sich zuletzt zum Christentum bekehrt. Zäh hielten sie am Dienste ihrer Götter, insbesondere des Wodan, Donar und Saxnot (Ziu) fest. Zwar wurden sie durch die Franken mit der christlichen Lehre bekannt; aber sie lagen mit diesen beständig in Fehde. Außerdem verachteten sie ihre Feinde wegen ihrer Hinterlist und Tücke. Darum setzten sie der Verkündigung des Evangeliums in ihrem Lande hartnäckigen Widerstand entgegen, besonders, da sie gegen die Franken den Argwohn hegten, daß diese sie nicht aus christlicher Liebe bekehren, sondern nur unter ihre Herrschaft bringen wollten. Die fränkischen Missionare hatten darum im Lande der Sachsen nur sehr geringe Erfolge.

Auch manche Lehren der neuen Religion widersprachen völlig den eingewurzelten Anschauungen der Sachsen. So forderte der Christengott von seinen Mannen einen demütigen, niedrigen Sinn und

gebot, Kränkungen geduldig hinzunehmen; er verbot, Rache an seinem Feinde zu nehmen, was die Sachsen als Feigheit ansahen. Er verlangte sogar, daß man seinen Feind lieben solle, während der Sachse grimmig haßte. Auch was die Missionare von der Person des neuen Heilandes erzählten, konnte ihm keine Ehrfurcht abnötigen. Er war niedrig in einem Stalle geboren, stammte nicht aus edlem Geschlecht und wurde schimpflich ans Kreuz geschlagen. Er gehörte einem Volke an, dessen Söhne als Händler zu ihnen und ihren Häuptlingen kamen. Und alle ihre großen Kriegsfürsten, ihre Stammeshelden, die sie verehrten, sollten in der Totenhalle der Unterwelt unter Feiglingen, Verrätern und Meineidigen kauern bis ans Ende der Tage und nicht bei Gelage, Jagd und Kampf die Freuden Walhallas genießen. Da dachten viele wie der Friesenhäuptling Radbod, der lieber mit seinen Ahnen in Helas Reich als mit jedermann im Himmel des Christengottes sein wollte und deshalb seinen Fuß aus der Taufquelle zurückzog.

b. **Die ersten Missionare.** Schon vor der gewaltsamen Bekehrung durch Karl den Großen wurden Versuche gemacht, den Sachsen das Evangelium zu verkünden; doch sind die Nachrichten darüber zum großen Teil sagenhaft. Der Angelsachse Willibrord soll von England zu den Friesen und Sachsen gekommen sein. Zwölf Gefährten zogen mit ihm, darunter auch Suitbertus[1]), der Apostel des bergischen Landes. Unter den Brukterern soll der hl. Luidbert um 690 mit großem Erfolg gewirkt haben, bis die vordringenden Sachsen sein Bekehrungswerk zerstörten. Bonifatius ist nicht nach Westfalen gekommen. Aus dem von ihm gegründeten Kloster Fulda aber erschienen Glaubensboten unter den Sachsen. Besonders tätig war der erste Abt Sturm, der unter die Apostel Westfalens gezählt wird. Sie alle hatten einen schweren Stand bei dem Mißtrauen der Sachsen gegen die Männer, die ihnen den verhaßten Gott der Franken bringen wollten.

c. **Die beiden Ewalde.** Am bekanntesten unter den ersten Streitern Christi im Sachsenlande sind die beiden Ewalde geworden, namentlich wegen ihres Märtyrertodes. Aber auch ihre Tätigkeit hat die Sage umwoben. Nach der Haarfarbe hießen sie der weiße und der schwarze Ewald. Sie kamen nach Cöln, wo sie von den Franken freundlich aufgenommen wurden. Von hier aus wollten sie in das Herz des Westfalenlandes eindringen. Sie erhielten Empfehlungen an einen sächsischen Grafen, der in der Gegend am Ardeygebirge, nicht weit von Dortmund, wohnte. Bei ihm konnten sie auf eine gute Aufnahme rechnen, da er ein Freund der Franken war. Sie fuhren den Rhein hinunter bis zur Mündung der Ruhr. Hier stiegen sie aus und wanderten landeinwärts bis nach Apler-

[1]) Als Suitbert mehrmals von den Sachsen vertrieben war, wies ihm Pipin am Rhein eine Freistätte an. Hier baute er ein Kloster, aus dem das heutige Kaiserswerth entstand. Er starb 717.

beck am Fuße des Ardey, wo der Hof des sächsischen Grafen liegen sollte. Sie begannen sofort unter den wilden Sachsen ihre Missionsarbeit, erzählten ihnen von dem Heilande der Christen und redeten von der Ohnmacht der heidnischen Götter. Sie beteten laut und sangen ihre Psalmen. Düster und grimmig hörten die Sachsen ihnen zu; denn sie wollten ihre Götter nicht verhöhnen lassen und Heiden bleiben. Ein zorniges Gemurmel erhob sich: „Kommen die Fremdlinge zu unserm Grafen, so müssen wir auch den fremden Glauben annehmen!“ Und sie griffen zu den Schwertern und fielen über die Brüder her. Beide starben freudig den Märtyrertod. Nur ihre Reisegefährten konnten den Händen der Mörder entrinnen; diese schleppten nach ihrer schwarzen Tat die Leichname in einen Kahn, fuhren dem Rheine zu und warfen sie ins Wasser. Als der Graf Nachricht von der Ermordung der Brüder erhielt, ließ er die Mörder niederhauen und ihre Häuser durch Feuer zerstören. Der Hof bei Aplerbeck, bei dem die Mordtat vollbracht wurde, heißt noch heute der Mördmannshof.

4. Die Unterwerfung der Sachsen durch Karl den Großen.

a. **Karls Ziel.** Trotz der vielen Kriegszüge der fränkischen Könige fielen die Sachsen unter ihren tapferen Herzögen weiter in das fränkische Gebiet ein und kehrten häufig von ihren Raubzügen beutebeladen wieder zurück. Die unruhigen Nachbarn waren die Quelle fortdauernder Beunruhigung des westlichen Rheinufers, und Karl der Große beschloß, endgültig an seinen Grenzen Ruhe zu schaffen; denn von seiner Hauptstadt Aachen, wo er am liebsten wohnte, wo er prächtige Paläste und Kirchen erbauen wollte, wo die Schätze seines Reiches aufbewahrt wurden, waren die beutelustigen Feinde nur einige Tagereisen entfernt. Außerdem hielt er es als christlicher Kaiser für seine Pflicht, das Christentum auszubreiten, und es schmerzte ihn, daß dicht an den Grenzen seines Reiches noch das finstere Heidentum bestand. Leider führte er seine Missionstätigkeit mit Feuer und Schwert aus.

b. **Der erste Zug.** Auf dem Reichstage zu Worms 772 wurde der Krieg gegen die Sachsen feierlich beschlossen. Karl drang in das Land der Engern ein, ohne auf ernstlichen Widerstand zu stoßen. Er erreichte das Tal der Diemel und eroberte hier die sächsische Hauptfeste Eresburg (bei dem heutigen Marsberg) und zerstörte hier der Sachsen größtes Heiligtum, die Irmensäule. (Wahrscheinlich der Stamm einer Rieseneiche als Sitz des höchsten Gottes.) Die Sachsen mußten mit Karl einen Vergleich schließen und 12 Geiseln stellen. Karl zog nach Italien.

c. **Die Eroberung der Sigeburg.** Sofort fingen die Sachsen, erbittert über die Zerstörung ihres Heiligtums, den Krieg wieder an und fielen in einem Rachezuge in das fränkische Gebiet ein. Karl eilte herbei und beschloß nun, gegen das treulose und eid-

brüchige Volk solange Krieg zu führen, bis es besiegt sich der christlichen Religion unterworfen habe oder ganz ausgerottet sei. Er rückte das Tal der Ruhr entlang, erstürmte die Sigeburg (Hohensyburg) und stellte die von den Sachsen zerstörte Eresburg wieder her. Von dem Kampfe der Sachsen auf der Hohensyburg berichtet uns ein Geschichtsschreiber:

An einem schönen Frühlingsmorgen des Jahres 775 n. Chr. wurde es auf der Sachsenfeste Sigiburgum lebendig. Krieger standen auf der Platte und schauten ins Land hinaus. Es waren kräftige Gestalten, beinahe 2 m groß, mit blauen, kühn blickenden Augen. Das blonde Haar trugen sie in der Mitte des Kopfes gescheitelt und bis auf die Schulter herabhängend, wo es ringsherum glatt abgeschnitten war. Ihre Kleidung bedeckte nur teilweise den Körper. Ein kurzer, weiter Rock von rauhem Leinenzeuge, der durch einen Gürtel zusammengehalten wurde, reichte bis auf die halben Oberschenkel und ließ die Knie bloß. Einige hatten Felle von Raubtieren über die Schulter hängen. Alle trugen das kurze, gebogene Schwert, Sax genannt. In der Linken hielten sie ihre Hauptwaffe, einen Speer mit schmalem, aber scharfem Eisen, den sie mit großer Sicherheit zu werfen verstanden. Viele hatten auch einen Schild von Holz oder von geflochtenen Weidenruten. Auf der Erde lagen Streitäxte von Stein und Keulen von Holz.



Karl der Große.
Kleine Bronzestatuette; jetzt im Museum Carnavalet in Paris.

Der Heerbann aller freien Männer war aufgerufen worden, weil der Frankenkönig Karl das Land mit Krieg bedrohte. Von allen Seiten kamen heute die bewaffneten Häuflein an. Die Vornehmen ritten auf Pferden. Diese waren weder groß, noch schön, noch schnell. Sie besaßen aber einen Vorzug: sie waren sehr ausdauernd. Die Reiter saßen auf dem bloßen Rücken der Tiere; denn Sattelreiter waren verachtet.

Gegen Mittag hatten sich alle Krieger auf der Burg versammelt. Die Scharen lagerten auf der Erde und verzehrten ihr Mahl: gedörrtes Fleisch und Hafer- und Gerstenbier. Einige tranken auch süßen Honigmet oder Milch.

Auf ein Zeichen standen alle auf und traten in einen Kreis. Ein Priester in einem langen leinenen Gewande schritt vor und

gebot Stillschweigen. Sie ständen, so sagte er, jetzt unter dem besonderen Schutze Wodans. Nun begann ein Fürst zu reden und sprach: „Der große Frankenkönig bekriegte vor drei Jahren zum ersten Male das freie Volk der Sachsen. Er eroberte die Eresburg und zerstörte die heilige Irmensäule. Aus Not haben wir Frieden geschlossen und 12 Geiseln gestellt. Die Freiheit des Volkes kann indes Ketten nicht ertragen. Wir haben den Feinden die Eresburg wieder entrissen. Deshalb zürnt der Frankenkönig und bereitet einen neuen Raubzug vor. Wir müssen daher einen gemeinsamen Führer, einen Herzog wählen. An Tapferkeit und Weisheit übertrifft keiner von uns den kühnen Widukind. Ihn schlage ich zum Führer vor."

Er schwieg; als Antwort schlugen alle ihre Waffen klirrend zusammen zum Zeichen, daß sie die Wahl billigten. „Widukind, du bist unser Herzog!" rief der Fürst. Schnell hoben ihn die jubelnden Krieger auf den Schild und trugen ihn im Kreise umher. Alle jauchzten laut; einige bliesen auf Hörnern von Auerochsen; andere schlugen auf Pauken aus Fellen, die über breite Reifen gespannt waren.

Am Schlusse der Beratung zogen die Scharen nach der Opferstätte. Dort stand ein aus Steinen erbauter, mit Rasen belegter Altar. Der Priester breitete ein weißes Tuch darüber und betete um Sieg. Dann nahm er aus seiner Tasche eine Menge kleiner Stäbchen, in die allerlei Zeichen eingeschnitten waren, warf sie auf die Decke, hob dreimal ein Stäbchen ab, hielt es in die Höhe und deutete daraus die Zukunft[1]). Nach Beendigung der Feier lagerten sich alle im Walde und unterhielten sich mit Festspielen. Nackte Jünglinge führten einen Tanz zwischen bloßen, in die Erde gesteckten Schwertern und Spießen auf. Viele spielten Würfel, bis der Abend kam, und jeder legte sich dann zur Ruhe, wo er ein passendes Plätzchen fand. Am folgenden Morgen wurde an der Befestigung der Wallburg gearbeitet, während eine Abteilung Nahrungsmittel herbeischaffte.

Eines Morgens sahen die Sachsen, wie sich plötzlich die umliegenden Täler mit den Scharen König Karls anfüllten. Bald begann der Sturm der Franken. Es war ein furchtbares Toben um die Burg. Die tausendjährigen Eichen hatten einen solchen Kampf noch nicht gesehen. Die Sachsen waren im Nachteil, weil König Karl durch die Zahl der Krieger ihnen bedeutend überlegen

[1]) „Der Lose Anwendung ist einfach. Ein Zweig von einem Fruchtbaume abgeschnitten, teilen sie in Stäbchen und diese, durch gewisse Zeichen unterschieden, werfen sie blindlings und nach Zufall über ein weißes Gewand hin. Wenn nun in öffentlichen Angelegenheiten Rat gesucht wird, so hebt der Staatspriester, wenn aber in Angelegenheiten einzelner, der Hausvater selbst, die Götter anrufend und zum Himmel emporblickend, jedes Stäbchen dreimal auf und deutet die aufgehobenen nach den vorher eingedrückten Zeichen. Ist die Deutung ungünstig, so finden über dieselbe Sache an demselben Tage keine Beratungen statt." (Tacitus.)

war. Von allen Seiten stürmten die Franken heran. Die Sachsen wehrten sich tapfer. Aus einem verborgenen Gange fielen sie den Feinden in den Rücken und streckten viele derselben nieder. An der Spitze kämpfte der Herzog Widukind. Seine Augen suchten den Frankenkönig. Karl hielt im Walde und leitete den Angriff. Als seine Ritter die Heranstürmenden sahen, warfen sie sich mit aller Macht entgegen und hätten sie bald, da von allen Seiten Hilfe kam, gefangen.

Nur durch Widukinds riesenhafte Stärke und Kühnheit gelang es den Sachsen, lebendig den Graben zu durchschreiten und über den Wall zu klimmen. Ermutigt durch dieses Vordringen stürmten die Franken mit neuer Macht heran und gewannen mit ihren Sturmleitern die äußere Umwallung. Karl war mitten unter ihnen. Als er den Götzenaltar erblickte, warf er mit eigener Hand das Bild des Gottes um, schlug mit dem Schwerte auf den Altar und sprach: „Hier soll eine Kapelle des lebendigen Gottes der Christen stehen, falls mir Gott den Sieg gibt!"

Der Kampf tobte weiter. Auch der innere Wall wurde von den Franken erstiegen. Die Sachsen mußten der Übermacht weichen, und ehe die Sonne unterging, hatte König Karl die ganze Burg eingenommen.

d. **Der Reichstag in Paderborn.** Zum zweiten Male war Karl nach Italien gezogen, aber bald erreichte ihn die Nachricht von einem neuen Aufstande der Sachsen unter ihrem kühnen Anführer Widukind. Karl eilte herbei, trieb die Sachsen von der Sigeburg, die sie vergeblich belagerten, zurück und dämpfte die Empörung in kurzer Zeit. Er zwang die Sachsen zum Frieden und viele zur Annahme des Christentums. Nun hielt Karl die Unterwerfung der Sachsen für gesichert, ganz Sachsen schien sich des Siegers Joch zu beugen. Im Jahre 777 hielt er zu Paderborn, mitten in dem unterworfenen Lande, den Reichstag der Franken ab. Alle Sachsen waren zur Huldigung dorthin beschieden. Doch ein großer Teil kam dem Gebote nicht nach, und auch nicht allen, die erschienen, war zu trauen. Aber ein beträchtlicher Teil der Sachsen legte das Gelübde der Treue ab und schwur, Karl als Oberherrn anzuerkennen und Treue gegen den christlichen Glauben und gegen den König zu bewahren. Zahlreiche Sachsen ließen sich taufen. Karls gefährlichste Feinde waren die Sachsen, die bei der Reichsversammlung nicht erschienen waren, und unter ihnen war der einflußreiche westfälische Herzog Widukind. Er war zu seinem Schwiegervater, dem König von Dänemark, geflohen, um eine günstige Zeit zur Rückkehr und zu neuen Rachezügen abzuwarten. Karl unternahm nun einen Zug nach Spanien zur Unterwerfung der Mauren.

e. **Gesetze für die Sachsen.** Sofort stand Widukind auch wieder an der Spitze der Sachsen, bei denen Taufe, Huldigung und Schwur ebenso schnell vergessen als gebrochen waren. Die Flamme des Auf-

ruhrs schlug wilder als je zuvor empor. Burgen und Kirchen und alles, was sonst an die Herrschaft der verhaßten Franken erinnern konnte, wurde in wilder Wut niedergerissen. Das ganze Land zwischen Weser und Rhein rauchte von Mord und Brand. 779 erschien Karl wieder auf dem Kampfplatze. Der Schrecken seiner Ankunft zerstreute bald die Scharen der Empörer. Widukind zog sich bis hinter die Weser zurück. Die Sachsen gelobten aufs neue Gehorsam und ließen sich in Menge taufen. Die sächsischen Edlen, die ihren Paderborner Eid gebrochen hatten, wurden mit dem Verlust ihrer Erbgüter bestraft, die dem Könige verfielen und von ihm mit



Karl der Große unterwirft die Sachsen. Nach einem Gemälde im Kaiserhaus zu Goslar.

möglichst zuverlässigen Männern besetzt wurden. Bis zum Jahre 782 trat nun Ruhe ein. Karl machte Sachsen zu einer Provinz des Frankenreiches, führte fränkische Verwaltung ein und erließ das erste Gesetz für das neugewonnene Reichsland. Hart waren die Strafen, die das Gesetz verhängte. In den Kapitularen von Paderborn heißt es:

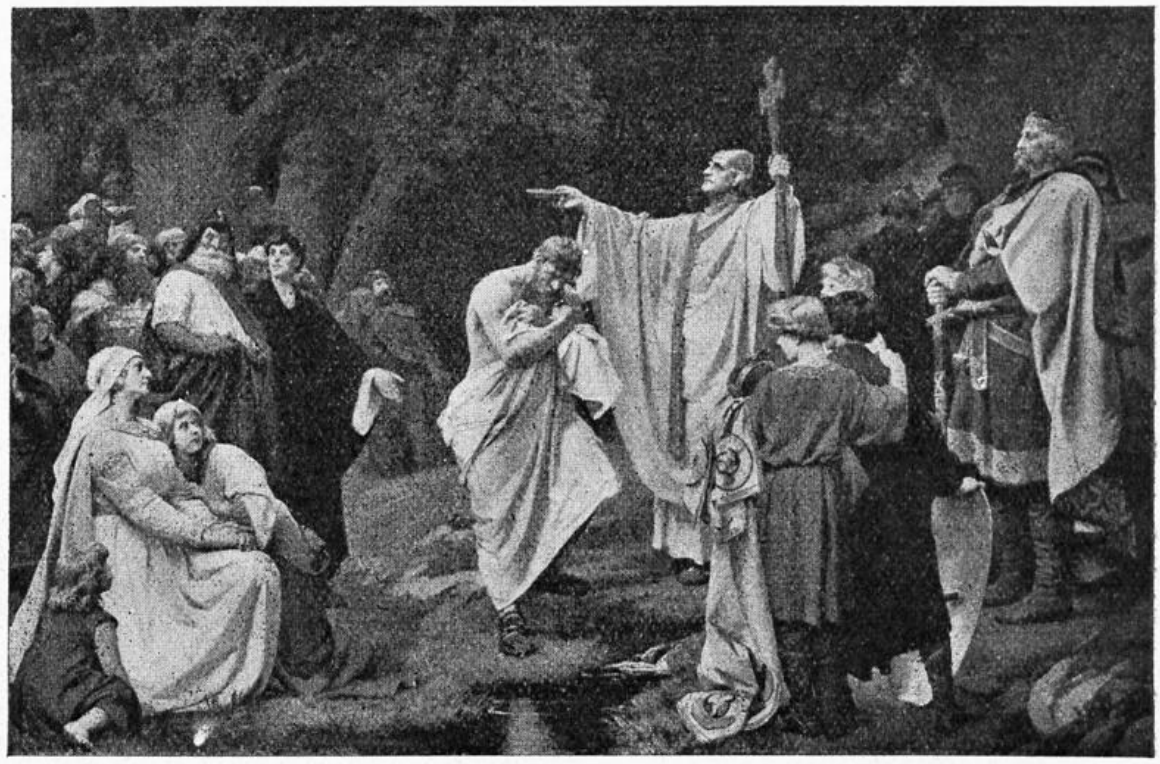
Wenn jemand gewaltsam in die Kirche dringt und sich etwas aneignet oder die Kirche durch Feuer vernichtet, so soll er es mit dem Leben büßen. — Wenn einer einen Bischof, Presbyter oder Diakonus tötet, soll mit Enthauptung bestraft werden. — Wenn jemand nach der Heiden Sitte glauben sollte, ein Mann oder ein Weib sei behext, und deswegen sie verbrennt, der soll es mit dem Leben büßen. — Wir befehlen, daß die Körper christlicher Sachsen zu den Kirchhöfen gebracht werden und nicht zu den heidnischen Begräbnisstätten. Wenn einer den Körper des Toten nach der heidnischen Sitte verbrennt und so die Knochen zu Asche verwandelt, soll es mit dem Leben büßen. — Es sollen alle Kirchen Christi, die in Sachsen gebaut und geweiht werden, größere Ehre haben, als die Heiligtümer der Götzen sie genossen. — Auch befehlen wir, daß alle den zehnten Teil ihrer Habe und ihrer Arbeit den Kirchen und Geistlichen abtreten. — Wer hinfort im Volk der Sachsen ungetauft sich verstecken will und zur Taufe zu kommen unterläßt und Heide bleiben will, der soll des Todes sterben. —

Wer an Quellen[1]) oder Bäumen oder in Hainen ein Gelübde tut oder etwas nach heidnischem Brauch darbringt und zu Ehren der bösen Götter speist, hat, ist er ein Adeliger 60, ist er ein Freigeborener 30, ist er ein Lite 15 Schilling zu entrichten.

Karls Vertrauen zu der Treue des sächsischen Adels war nun so groß, daß er „Männer aus den edelsten Geschlechtern des Volkes selbst" mit den Ämtern der Grafen betraute. Um das Werk der Bekehrung und damit die Ruhe im Lande dauerhafter zu begründen, ließ Karl viele Klöster und Kirchen bauen und den ersten Grund zur Errichtung von Bistümern legen, aus denen mit der Zeit blühende Städte wurden. Im Westfalenlande seien genannt: Minden, Paderborn und Münster.

f. **Das Blutbad in Verden.** Karl war seiner Herrschaft über die Sachsen nun so gewiß, daß er 782 ihren Heerbann in Gemeinschaft mit seinen Franken gegen die räuberischen Slawen, die östlichen Nachbarn der Sachsen, ins Feld schickte. Damit hatte er aber zuviel gewagt. Widukind flog wieder im stillen von Gau zu Gau, aufrufend zum heiligen Streite für die Freiheit des Landes und die Religion der Väter. Als das fränkische Heer, von Unterfeldherrn geführt, mitten im Sachsenlande am Süntel in der Nähe der Weser war, wollten die Sachsen die Franken wie einst Varus mit seinen Römern vernichten. Sie überfielen das fränkische Bundesheer und machten den größten Teil nebst den Anführern nieder. Karl sah ein, daß es ein eitles Beginnen sei, durch Langmut die Sachsen für sich zu gewinnen. Alljährlich hatten sie ihm Treue geschworen, sich taufen lassen und Geiseln gestellt, und eben so oft Eid und Treue gebrochen, sobald er das Land verließ. Da hielt er es für nötig, einmal mit unerbittlicher Strenge ein furchtbares Gericht über das treulose Volk ergehen zu lassen. Mit einem großen Heere zog er in das Land und verlangte, daß ihm die Schuldigen zur Bestrafung ausgeliefert würden. In der Tat übergab man ihm 4500 Krieger, die für Freiheit und Vaterland der Fahne des Aufstandes gefolgt und über die Franken am Süntel hergefallen waren. Zu Verden an der Aller hielt er Bluttag; denn er ließ jene 4500 allesamt enthaupten. Fürwahr eine in der Weltgeschichte unerhörte Metzelei! Wenn sich auch durch die Erbitterung Karls, der durch Verbreitung von Entsetzen und Schreckmittel der Furcht sich um jeden Preis Ruhe vor den fortwährend rebellischen Sachsen verschaffen wollte, diese rücksichtslose Grausamkeit wohl erklären läßt,

[1]) Den heiligen Quellen (Wy- oder Weihquellen) nahte man sich mit Ehrfurcht, da man in ihnen die weissagende und heilende Tätigkeit einer Gottheit erblickte. Besonders wurde das Wasser zur Julzeit, wo die auf Erden wandelnden Götter die Quellen heiligten, für Heiltränke schweigend geschöpft und als Wywasser aufbewahrt. Man besprengte sich und die Wohnungen damit, um sich vor Krankheiten zu schützen und sich von Makeln reinzuwaschen. Die Missionare bannten die Quellgöttinnen, tauften aus den heiligsten Heidenbrunnen die Bekehrten und errichteten über ihnen Kapellen, die dem Schutze der Mutter Gottes oder der Apostel Petrus oder Paulus übergeben wurden.

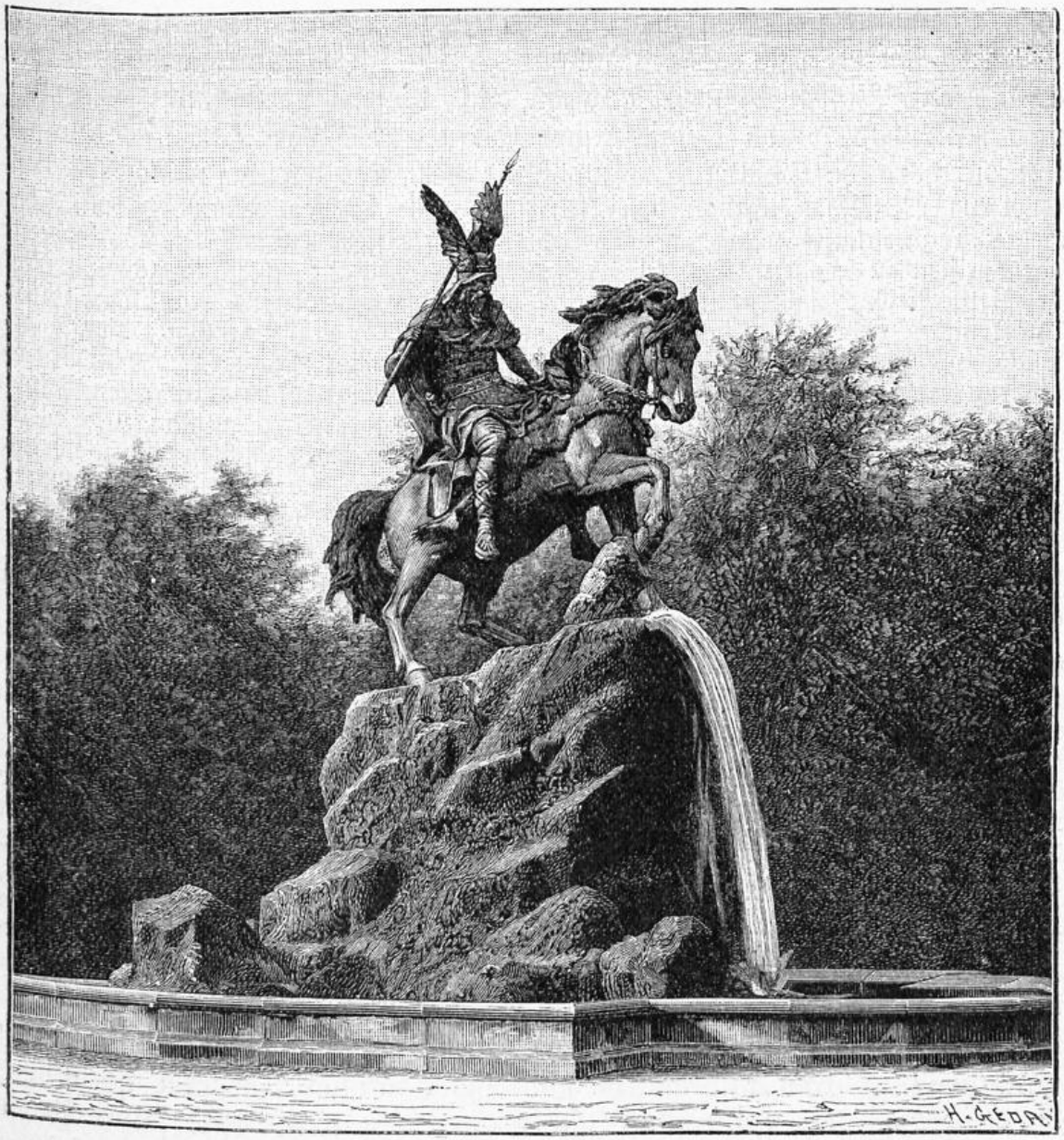


Widukinds Taufe. Gemälde von P. Thumann. Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

zu rechtfertigen ist sie nicht. Karl beschmutzte seinen Ruhmesschild durch einen unauslöschlichen Flecken, als er nicht im Schlachtgetümmel, sondern lange hernach die Wehrlosen auf ausdrücklichen Befehl dem Tode der Missetäter überlieferte. Das war nicht nur die Tat eines grausamen Wüterichs, sondern sie machte auch seiner Klugheit wenig Ehre. Denn der Sachsen bemächtigte sich eine ungeheure Erbitterung gegen den Urheber der Gewalttat. Die Erschlagenen waren Märtyrer des ganzes Volkes, das im Vertrauen auf die Gnade Karls seine Brüder feige dem Henker überliefert hatte. Sie mußten im ganzen sächsischen Volke einen gemeinsamen Rächer finden. Wenn Karl durch seine Freveltat die Sachsen einzuschüchtern und abzuschrecken glaubte, so irrte er sich. Sie empörten sich von neuem mit einer Einigkeit und Erbitterung, hinter der alle früheren Aufstände weit zurückblieben.

g. **Die Taufe Widukinds.** Eine Ruhe des Schreckens lag eine Zeitlang auf dem Sachsenlande. Aber es war die Ruhe vor dem Sturm. Widukind und Albion riefen zur Rache auf. Bis dahin hatten nur einzelne Anführer mit ihrem Kriegsgefolge gegen Karl gestritten, jetzt aber stand fast der ganze sächsische Heerbann gegen ihn auf. In der Gegend von Thiotmalli (dem heutigen Detmold) stellten sich ihm die Sachsen 783 in offener Feldschlacht, die unentschieden blieb. An der Hase schlug er dann den Kern des westfälischen Heerbanns mit überlegener Feldherrnkunst so vollständig, daß die Sachsen ferner nicht mehr wagten, ihm noch weiter ernstlichen Widerstand zu leisten, wenn ihm auch einzelne Stämme noch viele Jahre zu schaffen machten. Auch dem tapferen Herzog Widu-

kind entsank der Mut zu fernerem Widerstande; ihm drängte sich die Erkenntnis auf, daß der Kampf, den er nun 13 Jahre mit größter Zähigkeit und im Vertrauen auf die Hilfe der Götter gegen den größten Staatsmann und Feldherrn seiner Zeit geführt hatte, vergeblich gewesen sei, und daß der Gott der Christen doch mächtiger sein müsse als die Götter der Sachsen. Widukind hatte eingesehen, daß Sachsen in seiner Vereinzelung dem wohlgeordneten Frankenreiche auf die Länge nicht widerstehen konnte. Im fränkischen Heere herrschte ein Wille, ein Wort regierte alle, nach einem Plane wurde alles ausgeführt. Die Sachsen dagegen blieben vereinzelt; wenn der eine Stamm Krieg führte, blieb der andere ruhig daheim, und selbst in Widukinds Heere kannte man keine strenge Ordnung. Scharen kamen und gingen nach Belieben; war ein Vorteil errungen, so kehrten viele heim, andere kamen zu



Wittekind-Brunnen zu Herford. Von H. Wesing.
Nach einer Photographie von H. Ganzemüller, Herford.

spät oder änderten Widukinds Befehle willkürlich ab. Das ganze Volk mußte vertilgt werden, wenn der Krieg fortdauerte. Da fügte er sich dem Stärkeren und suchte Ruhe im Glauben an den Erlöser und Frieden in einsamer Zurückgezogenheit. Mit dem Jahre 785 verschwindet Wittekind aus der Geschichte. Über seine Bekehrung erzählt die Sage:

An einem heißen Sommertage ritt Herzog Widukind über die Berghöhe des Wesergebirges bei Lübbecke, auf der jetzt das Dorf Bergkirchen liegt. Er erwog bei sich, welcher Glaube wohl der wahre sei, der Glaube seiner Väter oder der Christenglaube der Franken. Und er sprach bei sich selbst: „Ist dieser der rechte, so möchte ich gern ein Zeichen dafür haben." Es war aber gerade sehr heiß, und da er in den Bergen kein Wasser fand, so dürstete ihn und sein Roß. Und siehe, in demselben Augenblicke fing das Tier an, gewaltig mit dem Hufe zu scharren, und sogleich sprang ein Quell von hellem, klarem Wasser hervor. Da trank der König von dem Wasser und gelobte, Christ zu werden.

Karl wußte wohl, was die Unterwerfung Widukinds für die Eroberung des Sachsenlandes bedeutete. Er bewies ihm Achtung und Großmut, knüpfte versöhnliche Unterhandlungen mit ihm an und lud ihn zu sich ins Frankenland ein. Zu Attigny an der Aisne erschienen Widukind und Albion mit vielen vornehmen Sachsen, und Karl hob seinen langjährigen Gegner aus der Taufe und ehrte ihn durch reiche Geschenke. Die Sage berichtet darüber:

Als Wittekind einst an den Ufern der Elbe in der Nähe des fränkischen Heeres umherstreifte, ward er von Sehnsucht ergriffen, einmal den Gottesdienst der Christen zu schauen. Das Weihnachtsfest nahte heran; da hüllte sich Wittekind in Bettlerkleider und schlich sich beim ersten Morgenrot ins fränkische Lager. Unerkannt schritt er durch die Reihen der Krieger, die sich zum Gottesdienste anschickten; dann betrat er die Kirche. Da wurden nicht Pferde und Rinder geopfert, wie bei den Heiden, sondern andächtig kniete Karl mit allen seinen Großen vor dem Altare, um das Abendmahl des Herrn zu empfangen. Weihrauchduft wallte empor; die Gesänge der Priester verherrlichten die geweihte Nacht, in welcher die Herrlichkeit des Heilandes sich den Menschen offenbarte. Da wurde Wittekind tief ergriffen von dem Gottesdienste der Christen; seine Augen füllten sich mit Tränen, stumm faltete er die Hände. Es war ihm, als wenn das Christkindlein auf dem Arme der Jungfrau Maria ihm winke und spräche: „Komm' her zu mir!"

Und er mochte nicht länger widerstehen. Als König Karl bald darauf zu Attigny Hof hielt und am Osterfeste in die Kirche ging, da fand er unter den Bettlern vor der Tür des Gotteshauses zwei starke, gewaltige Männer, denen er aber doch auch einen Silberpfennig reichen wollte. Da griff der eine nicht nach der Gabe, sondern nach der Hand des Gebers, fiel ihm zu Füßen und bat ihn um eine größere Gunst. Der andere tat auch also; sie baten aber um die Taufe von Priesters Hand, daß Karl sie ihnen möchte angedeihen lassen und selber Pate sein bei ihrer Aufnahme in die Gemeinschaft der Christen. Da erkannte Karl, daß die beiden Bettler Wittekind und Albion waren, die Sachsenfürsten, die ihm so viel Leids zugefügt hatten. Aber er verzieh ihnen alles, ging mit ihnen in die Kirche, hörte ihr Bekenntnis und sah mit herzlicher Rührung und Gebet, wie sie getauft wurden von dem Bischof. Darauf zogen die Fürsten in ihr Land zurück und wurden König Karls Bundesgenossen.

h. **Ende der Sachsenkriege.** Wittekind blieb dem Christentum unverbrüchlich treu und wurde ein ebenso großer Förderer desselben, als er früher sein grimmigster Feind gewesen war. Und seine Taufe war von großem Einfluß auf die Sachsen. Diese kannten seinen Eisenkopf, seinen Überzeugungseifer, mit dem er an den alten Göttern

hing. Nun war aus dem Vorkämpfer ein Vasall, aus dem Verteidiger der alten Götter ein Anbeter des neuen Gottes geworden. Da mußten höhere, stärkere Mächte ihren Einfluß ausgeübt haben. Zwar mußte Karl noch manchen Kriegszug unternehmen, bis er die Sachsen völlig unterworfen hatte; denn immer wieder lohten in einzelnen Stämmen die Flammen der Empörung auf. Aber die Kraft des Widerstandes war gebrochen. Karl durchzog noch viele Jahre hintereinander das Land, um es zu verwüsten, und zermalmte die noch zuckenden Glieder eines absterbenden Volkskörpers vollends. 10000 Sachsen verteilte er in den fränkischen Ländern, und nach und nach verloren sich die Aufstände der einzelnen Sachsenstämme ganz, besonders da er auch die Nachbarn gegen sie aufregte, unter ihnen Zwietracht säte und ihre Häuptlinge durch Versprechungen, Geschenke und Ehrenstellen zu gewinnen suchte. Auf der Burg Selz an der fränkischen Saale soll der endgültige Friede zustande gekommen sein im Jahre 803, so daß also der blutige Krieg 31 Jahre gedauert hätte. Die Sachsen waren von nun an Franken; wenn ihnen auch ihr alter Name blieb, ihre alte urdeutsche Gemeindefreiheit, ihre Unabhängigkeit und ihre Religion hatten sie verloren.

Mit größerer Milde als bisher waltete Karl nach vollständiger Beendigung der schweren Kämpfe im Sachsenlande. Die früher von ihm erlassenen strengen Gesetze ließ des Königs Nachsicht allmählich in Vergessenheit kommen, oder sie wurden wenigstens wesentlich gemildert. Die unterworfenen Sachsen wurden in bezug auf Rechte und Freiheiten den Franken gleichgestellt, und die Weisheit des Herrschers zeigte sich auch darin, daß er ihren alten ererbten Gewohnheitsrechten möglichste Schonung angedeihen ließ. Nur mußten die Sachsen sich natürlich darin fügen, daß ihr Land auch in der Gliederung und Einrichtung als Glied dem großen Frankenreiche einverleibt wurde.

Karl hatte also fast während seiner ganzen Regierung mit den Sachsen Krieg geführt. Wenn auch viele dieser Kriege nur Verheerungszüge waren, die er gegen einzelne rebellische Gaue des Sachsenlandes führte, so beweist doch die Zahl dieser Kriegszüge den unbeugsamen Freiheitssinn der Sachsen nicht minder wie ihren unerschrockenen Kriegsmut. Daß Karl zuletzt die Oberhand gewann, liegt nicht in der weniger großen Tapferkeit der Sachsen, sondern in ihrer mangelhaften Kriegs- und Stoatsordnung. Das Sachsenland war in einzelne Marken zerrissen, es hatte weder Städte noch eigentliche feste Plätze. Bei der großen Zahl der einzelnen Befehlshaber fehlte die einheitliche Leitung der Kriegsscharen, bei denen die Kriegskenntnisse ebenso schwach waren wie ihre Bewaffnung. Wohl gewannen sie durch ihren großen Kriegsmut und die Tüchtigkeit einzelner Heerführer einige Schlachten, wohl konnten sie sich durch andere Kriegszüge Karls und durch die Ausdehnung ihres Landes mit seinen unwegsamen Urwäldern, Flüssen, Sümpfen und Morästen

immer zu neuen Aufständen erheben; aber das Alles bewirkte nur einen Aufschub ihres Geschicks. Sie mußten unfehlbar dem Untergang entgegengehen, da ihnen die Franken weit in der Kriegskunst und Bewaffnung überlegen waren. Ihre geschlossenen Heeresmassen wurden von einem Befehl geleitet und durch den Geist eines so großen Kriegsfürsten wie Karls des Großen beseelt. Die Kriegsbegeisterung der Franken wurde auch noch durch das Bewußtsein erhöht, daß sie unter dem Panier des Kreuzes gegen das Heidentum stritten, was von ihren Priestern in anfeuernden Reden als ein besonders Gott wohlgefälliges Werk hingestellt wurde.

Durch den schroffen Gegensatz zwischen den beiden Völkern mußten die Sachsenkriege zu erbitterten Volkskriegen werden. Der freie Sachse genoß in seiner Mark die größte Freiheit; denn er war vollkommen Herr seiner Entschließungen und seiner Habe. In der Unbeschränktheit seiner persönlichen Freiheit fühlte er kein Bedürfnis nach einer größeren, geordneten Staatsgemeinde mit den Pflichten des einzelnen gegen die Gesamtheit. Als darum der fränkische Königsstaat mit seiner Beamtenordnung ihm aufgezwungen werden sollte, widersetzte er sich mit dem Aufgebote seiner ganzen Volkskraft. Ein naturwüchsiges Volksleben kämpfte erbittert gegen den Beamtenstaat Karls mit seinen mannigfachen Beschränkungen, Verpflichtungen und Unterordnungen. Auch nach der Unterwerfung wurde dem Sachsen die neue Ordnung der Dinge so unerträglich, sie verletzte sein innerstes Gemütsleben so tief, daß er sich zu neuem Widerstande getrieben fühlte und in blutiger Empörung die Last vom Nacken zu schütteln suchte. Aber das zu einem Ganzen geordnete Volkswesen, die gesetzliche Staatsordnung des fränkischen Königsstaates trug über die unbegrenzte Freiheit des Urgermanentums der Sachsen den Sieg davon. Die Unterwerfung der Sachsen ist die folgenreichste Tat Karls geworden; denn er zog dadurch ein deutsches Kernvolk in das Kulturleben des Westens hinein. Karl brachte ihnen den Schutz des Gesetzes, er brachte geregelte Staatsverwaltung, die milderen Sitten des Christentums, Gesittung, Bildung und Kunst, er brachte die Einheit der deutschen Stämme zu einem Reiche, er brachte Entwickelung, Fortschritt und Leben, indem er die Herrschaft weniger Grundbesitzer über zahlreiche Laten und Sklaven zerstörte.

Die Zähigkeit und Tapferkeit, mit der unsere Vorfahren um ihre Freiheit rangen, nötigt uns Bewunderung ab. Mit derselben Zähigkeit haben die Sachsen auch später noch ihre Eigenart in Sprache, Sitte und Recht ausgeprägt und festgehalten und viele uralte Eigentümlichkeiten bis auf den heutigen Tag bewahrt. Für sie selbst war die Unterwerfung von Vorteil, da sie dadurch der christlichen Kultur gewonnen wurden. Für die deutsche Geschichte ist von allen Kriegen Karls des Großen der mit den Sachsen der wichtigste; denn erst durch ihn wurde die Verbindung der Sachsen mit den übrigen deutschen Stämmen hergestellt und der Grund zur Entstehung einer deutschen Nation gelegt.

Das weiße Sachsenroß.

Es jagt der Sturm im grünen Wald;
er reitet und zwängt der Eichen Wucht.
Die alte Weser muß ihre Wellen
vor Zorn und Angst am Fels zerschellen,
und vom Gebirg' und aus der Schlucht
des Donners Siegesrufen hallt.

Ein fränk'scher Mann, gar müd' und still,
verlassen irrt im fremden Land;
die Glieder brechen ihm fast zusammen;
doch löscht ihm nichts des Auges Flammen.
Da steht ein Hüttlein an dem Strand:
„Hallo, ein Fremder Obdach will!"

Ein Sachse, hoch, mit stolzem Blick,
sieht lang' und fremd den Franken an:
„Kommst du, um Gastfreundschaft zu bitten,
so bist du sicher in Sachsenhütten." —
Da trat den Herd der Franke an;
er nahm den Becher und gab ihn zurück.

Sie sitzen ernst am heil'gen Herd;
sie sehen schweigend einander an,
und stumm bewundert immer wieder
ein jeder des andern Heldenglieder.
Da hebt zuletzt der Franke an:
„Bei Gott, wir sind einander wert!

Wenn solcher viel das Sachsenland
zum Kampf gen unsern König stellt,
so möchte Karol bitter klagen,
daß Sachs' und Frank' noch Schlachten schlagen."
Da führt aufs regengrüne Feld
hinaus der Sachs' ihn an der Hand.

Ein weißes Roß, gar stark und schön,
sprang auf der freien Weide frei.
„O, laß das schöne Roß uns fangen!"
So sprach der Franke mit Verlangen.
„Wohl, auf mein Locken kommt es frei;
gefangen hat's noch keiner gesehn."

Und wie er es gerufen mild,
da kommt es lustig wiehernd nah
und bäumt die schlanken Vorderfüße
und bringet seine besten Grüße.
Da sprach der Sachse: „Siehe da,
das ist des Sachsenvolkes Bild!"

Der Franke reichet ihm die Hand.
„Das war ein Wort zu seiner Zeit!
Du sollst von fränk'scher Großmut hören;
dem Kampf der Völker will ich wehren.
Du, denke dieser Stunde heut,
ich bin der König Karl genannt."

Der Sachse reicht ihm auch die Hand.
„Hast fränk'sche Großmut du genannt,
so lern' auch Sachsentreue kennen!
Ich will dir deinen Gastfreund nennen:
Herr Karl, du bist in mächt'ger Hand,
ich bin der Wittekind genannt."

Da rief der Karl: „Ja, treu und frei!
Das edle Roß, das ist dein Bild!
Nun soll der goldne Frieden tagen;
du sollst die Herzogskrone tragen;
das weiße Roß, das führ' im Schild,
für ewig sei es treu und frei!" Max von Oër.

5. Widukind, der Sachsenherzog.

a. **Der geschichtliche Widukind.** Die geschichtlich beglaubigten Nachrichten über den tapferen Sachsenherzog sind nur spärlich. Über sein Leben wissen wir wenig. Desto größer ist der Glanz, womit das Volk seine Heldengestalt umgeben hat. Er war nicht der erwählte sächsische Oberfeldherr, sondern nur ein Herzog neben den andern, aber unter ihnen ausgezeichnet durch Reichtum, Einfluß und Ansehen. Jeder der drei Hauptstämme wählte im Kriege einen Herzog aus der Zahl der Gaufürsten; Widukind überragte die andern und wurde später kurz als der Sachsenherzog bezeichnet. Er war ein erbitterter und entschlossener Gegner Karls und die Seele des Widerstandes gegen ihn; immer wieder feuerte er sein Volk zu neuen Erhebungen gegen den Unterdrücker an. Geschichtlich beglaubigt ist seine Taufe in Attigny an der Aisne in der Champagne im Jahre 785 oder 786. Sein Geschlecht war auch in der Folgezeit sehr angesehen. Bekannt sind uns sein Sohn Wiebert und sein Enkel Graf Waltbrecht. Seinem Geschlecht entstammte die Kaiserin Mathilde, die Gemahlin Heinrichs I. und Mutter Ottos des Großen, die in Enger ein Kloster errichtete und ihm große Schenkungen machte.

b. **Sagenhafte Widukindsburgen.** Den Sachsen fiel der Übergang vom Heidentum zum Christentum sehr schwer, und sie verehrten lange das Gedächtnis des Helden, der sie immer wieder zum Widerstand gegen die Einführung der neuen Lehre entflammte. Sein Leben wurde mit hundert Zügen ausgeschmückt, von Geschlecht zu Geschlecht schaffte die Phantasie neue Sagen, fremde Sagen wurden auf ihn übertragen, und so wurde er allmählich zum Volks-

helden, zum König Wittekind, Weking oder Wiking. Im Lande der Engern, dem heutigen Minden-Ravensberg, erinnern noch heute viele Ortsbezeichnungen an ihn. Der reiche Kranz von Sagen, womit das Volk seinen Helden umwob, entbehrt jedenfalls zum Teil nicht eines Kerns geschichtlicher Wahrheit.

Am Wiehengebirge werden 14 Wittekindsburgen gezählt, von denen teilweise noch Erdwälle und Gräben vorhanden sind. Eine Burg lag auf dem Limberge bei Pr. Oldendorf. Als Wittekind vom Aussatze befallen war, kam er hierher und fand in dem tiefen und klaren Wasser, das an der Westseite des Burgberges entspringt, Linderung; darum gab er der Burg den Namen Limburg, die er baute, um das lindernde Wasser täglich benutzen zu können. Die berühmteste seiner Burgen war die Babilönie bei Lübbecke. Wälle von ihr sind noch erhalten, von Mauerresten ist nichts mehr zu sehen. Hier hielt sich Wittekind häufig verborgen, wenn seine Feinde zu mächtig wurden, hier oder auf seiner Burg bei Rehme. Es wird berichtet, daß er dann zuweilen von einer Burg zur andern herübergeritten sei, aber immer nur nachts und nie anders, als daß seinem Pferde die Hufeisen verkehrt untergelegt waren, um die Feinde zu täuschen. Auf dem Wittekindsberge bei der Porta lag die Wittekindsburg an der Stelle, wo jetzt noch eine berühmte alte Kapelle, die Margaretenklus, steht und in deren Nähe der frische Wittekindsborn hervorsprudelt. Unweit davon liegt das Gutsgebäude Weddigenstein, das auch als Burg von Wittekind erbaut sein soll.

c. **Die Königsstadt Enger.** Als Wittekind Christ geworden war und Frieden im Lande herrschte, da beschloß er, sich einen Königssitz zu erwählen, wo er beständig bleiben und seine Freunde um sich versammeln könne. Drei Orte waren ihm besonders lieb: die Höhe vor Bünde, der Werder von Rehme und das fruchtbare, weidenreiche und ringsum von Hügeln umschlossene Angertal (Enger bei Herford).

Da entschied er, welcher dieser Orte zuerst seine Kirche fertig hätte, an dem wolle er wohnen. Alle drei bauten eifrig fort, Tag und Nacht, und wie es die Werkleute nur vermochten, und wer weiß, wem der Sieg geworden wäre, hätte nicht der Baumeister im Tale seiner Kirche durch eine List den Preis verschafft. Buchstäblich hielt er sich an des Königs Wort und baute die Kirche — ohne Turm. Dieser Baumeister ist ein Mohr gewesen. Seinen Kopf hat er in Stein ausgehauen und zu einem Wahrzeichen an die Kirche gesetzt. Er steht hoch an der Ostseite. Es ist, als wenn er seitwärts zu den beiden Kirchen hinblickt, denen er das Vorrecht und die Ehre abgenommen.

Enger wurde also der Königssitz Wittekinds. Rings um diesen wurde eine Stadt erbaut, die sieben Tore hatte und von der das jetzige Enger nur ein geringer Überrest ist. In der Umgebung der Burg bauten sich die Männer seines Gefolges an, welche die Angelegenheiten des Königs zu versorgen hatten. Sie hießen die Sattelmeier; sie begleiteten den König zu Pferde und waren verpflichtet, im Kriege einen berittenen Mann zu stellen. Die Nachkommen der Sattelmeier, deren man noch 14 zählt, wohnen noch heute in der

Gegend von Enger, sieben in der näheren Umgebung und sieben in der Gegend von Bielefeld, Werther und Heepen. Jeder der Sattelmeier hatte ein besonderes Geschäft beim Könige; der eine führte die Aufsicht über den Marstall, der andere über die Hirten, ein dritter ordnete die Jagden an usw. Sie genossen besondere Vorrechte, die ihnen bis in die neueste Zeit verblieben sind.[1])

d. **Wittekind prüft die Anhänglichkeit seiner Untertanen.** Als Wieking schon zu einem guten Alter gekommen war, beschloß er einstmals, auf gar besondere Weise zu erproben, wer wohl in der Umgegend noch Anhänglichkeit an ihn habe. Zwei Freunden offenbarte er sein Vorhaben, die nun alsbald bekannt machten, daß der König gestorben sei. Auch das Leichenbegängnis ward angeordnet. Als aber zur angesetzten Stunde die Menge der Leidtragenden sich auf der Burg versammelt hatte und um den verschlossenen Sarg her stand, trat plötzlich Wieking selbst wohlbehalten und fröhlich unter sie. Und alle die, welche da umherstanden und zu seinem Leichenbegängnisse gekommen waren, machte er auf ewige Zeit zehntfrei. Unterdessen kam noch einer aus der Nähe von Bünde nachgelaufen. Auch der erhielt dieselbe Begünstigung; allein von dem Tage an nannte man ihn „Nalop", und so heißt sein Hof noch heutzutage. Wer aber unterwegs gewesen und auf die Nachricht von dem Leben des Königs wieder umgekehrt war, wurde zur Hälfte zehntfrei. Einer hatte nur erst die Schuhe angezogen, um sich auf den Weg zu begeben. Doch blieb er auch nicht ganz unbedacht; von seinen Kämpen wurde einer zehntfrei.

e. **Tod und Beisetzung.** Wittekind soll am 6. Januar 807 auf der Babilönie bei Lübbecke gestorben sein. Von dort trugen ihn die Sattelmeier nach Enger. Das Land, worüber der Zug ging, wurde für zehntfrei erklärt. In Enger wurde er in der Kirche feierlich beigesetzt. Die Kirchtür an der Westseite, durch die der Sarg hineingetragen wurde, ist sofort zugemauert und bis heute nicht wieder geöffnet worden. Der mittlere Teil der Kirche, wo die Leiche ausgestellt war, heißt noch immer die Leichendehl. Der Sarg wurde in einem kleinen Gewölbe am Chore beigesetzt und zugleich wurde feierlich ausgesprochen, daß diese Gruft keine anderen Gebeine mehr in sich aufnehmen dürfe. Über dem Grabe wurde später hinter dem Altare ein steinernes Denkmal errichtet und in dem obersten Deckstein die Gestalt des alten Helden in Lebensgröße ausgehauen. Er ist in ein weites, bis tief auf die Fersen reichendes Gewand gekleidet, die linke Hand hält das Zepter, die rechte ruht auf der Brust und zeigt den krummen Mittelfinger, wie ihn der König in der Tat zu seinen Lebzeiten hatte. Das Denkmal hat mehrere Inschriften in lateinischer Sprache. Zur Linken steht: „Denkmal Wittekinds, des Sohnes Warnechin's, des zwölften Königs der Angerer, des tapfersten Herzogs der sassischen Großen." Auf dem breiten Rande des oberen Decksteins liest man zu Deutsch: „Eines starken Mannes und Helden Gebein an diesem Ort begraben sein. Wer diesen König ehrt zur Stund', macht Gott denselben rein und gesund."

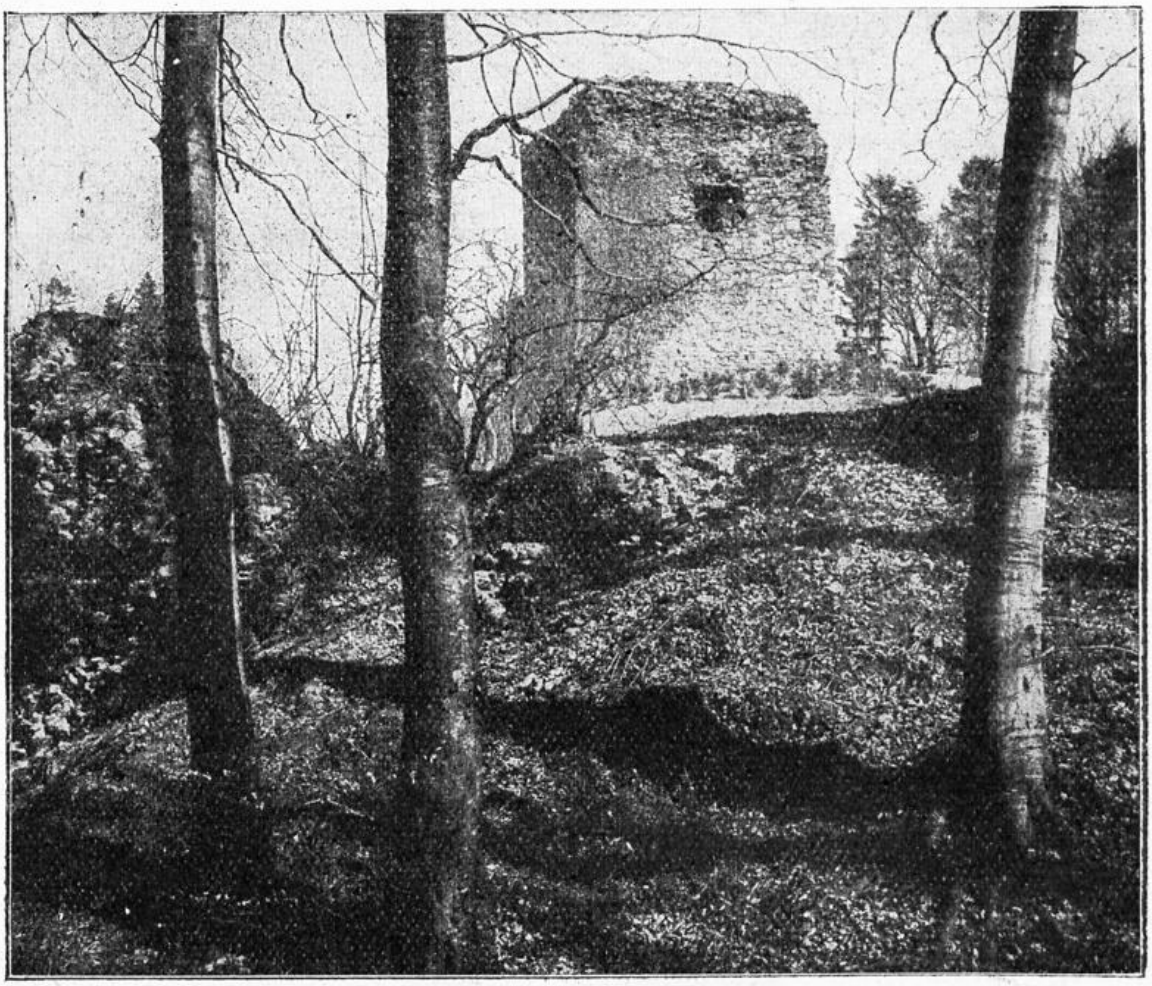
[1]) Noch jetzt genießen sie namentlich kirchliche Ehren, besonders bei der Bestattung. Drei Tage nacheinander werden bei ihrem Tode zu ungewöhnlicher Zeit, um 12 Uhr, die Glocken geläutet. Schon vom Sterbehause an begleiten die Geistlichen den Sarg, hinter dem ein gesatteltes Pferd hergeführt wird, in die Kirche, wo man den Sarg auf dem Chore am Altar niedersetzt.

f. **Gedächtnisfest.** Um das Andenken an den König Weking zu erhalten, wurde angeordnet, daß jährlich am 6. Januar eine Totenfeier und ein Trauergottesdienst in Enger gehalten werden sollte. Drei Tage vorher wurde mittags eine Stunde geläutet; am Sterbetage erklangen die Glocken um 9 Uhr. Dann versammelten sich die Schüler von Enger mit ihren Lehrern und den Gemeindemitgliedern. Nun wurde eine Gedächtnisfeier abgehalten. Am Schluß läutete der Küster zur Schenkung, und es wurde die Wekingspende verteilt. Die Armen erhielten Brot und Wurst und die Schüler Semmeln, sog. Timpen, von denen die Feier den Namen Timpenfest erhalten hat. Von diesen Gebräuchen hat sich noch die Timpenspende erhalten. Damit alle Schüler des Kirchspiels Enger daran teilnehmen konnten, bewilligte die preußische Regierung eine jährliche Beihilfe von vierzig Talern.



Das Wittekinds-Grabmal in der Kirche zu Enger.
Nach einer Photographie von A. Baumann in Bielefeld.

g. **Streit um die Gebeine Wittekinds.** Die Königin Mathilde, die Gemahlin Heinrichs I., gründete bei der Burg und Begräbniskapelle ihres Ahnherrn ein Kloster und stattete es reichlich mit Grundbesitz und Zehnten aus. Viele Jahrhunderte hielten die Stiftsherren ihre Gottesdienste an der Gruft des Königs ab. Als aber nach vielen Kriegsstürmen die Stadt Enger zerstört wurde und verödete, da verpachteten die Stiftsherren die Ländereien, bestellten für den Gottes-



Der Limberg bei Pr. Oldendorf. Nach einer Photographie von H. Baumann in Bielefeld.

dienst einen Geistlichen und verlegten das Kloster 1414 nach Herford, wo sie es mit der Neustädter Kirche verbanden. Dahin sollten nun auch Zins und Zehnten geliefert werden. Allein die Zinspflichtigen weigerten sich und wollten ihre Abgaben nur nach Enger an die Kirche mit dem Grabe des Königs entrichten. Da ließen die Kapitelherren heimlich die Gruft öffnen und die Gebeine Wittekinds nach Herford führen. 400 Jahre blieben sie hier, wo sie in der Johanniskirche aufbewahrt wurden. Enger wünschte aber die Rückgabe der Gebeine, und Friedrich Wilhelm III. befahl, sie wieder dahin zurückzubringen. Man legte die einzelnen Knochen in einen kleinen, schönen Schrein und brachte sie am 13. Oktober 1822 feierlich nach Enger zurück. Von dort holten die Sattelmeier die Überreste des Königs ein, trugen sie um die Kirche zu Enger und setzten sie in der Sakristei bei, wo sie jetzt noch zu sehen sind.

h. **Wittekind in der Babilönie.** Der Volksglaube versetzt König Wittekind — ähnlich wie Kaiser Rotbart in den Kyffhäuser, Kaiser Karl in den Desenberg bei Warburg und Hermann den Cherusker in die Hermannsburg bei Lügde — in die Königsburg Babilönie, die tief in den Grund des Wiehengebirges versunken ist. Dort sitzt der alte Herzog mit seinem Gefolge an einem großen Tische von Felsgestein, alle in voller Rüstung. „An den Wänden

hängen die Streitäxte, Schwerter und andere Waffen; im Hintergrunde stehen die mutigen Streitrosse. Zahlreiche Edelsteine werfen ein magisches Licht durch die weite Felsenhalle, an deren Eingang zwei weißgekleidete Schlachtjungfrauen mit gezückten Schwertern Wache halten." Manchmal besteigt der alte Herzog des Nachts sein weißes Roß, seine Mannen folgen ihm, und in Windeseile fliegen sie über den Bergrücken dahin, in der Hand die Streitaxt schwingend. Wittekind sucht dann seine ehemaligen Burgen auf, aber traurig sieht er sie in Trümmern liegen. Sobald der Morgen naht, geht der Troß wie im Fluge zurück und steigt wieder nieder in den Bergesgrund. Die Anwohner sagen, es bedeute Krieg, wenn Wittekind aus der Babilönie ausreitet.

6. Die Verhältnisse im Sachsenlande nach dem Kriege.

a. **Verwaltung.** 1. Groß waren die Veränderungen, die durch die Regierung Karls des Großen nach den Kriegsjahren im Sachsenlande herbeigeführt wurden, wenn er auch die ererbten Rechte des Volkes möglichst zu schonen suchte. Viele Sachsen waren gefallen, viele hingerichtet, viele waren fortgeführt und im Frankenlande angesiedelt worden. Ein großer Teil des Grundes und Bodens war in den Besitz des fränkischen Königs gekommen. Die Güter, die er selbst behielt, wurden Krongüter oder Domänen. Einen Teil der eingezogenen Güter verlieh er an die Grafen, die das Land verwalteten und unter denen viele sächsische Edle waren, oder an Klöster und die neugegründeten Bistümer. Diese Verleihung des erworbenen Grundbesitzes an die Grafen und Vasallen hatte die Vereinigung bedeutenden Besitzes in der Verwaltung einzelner Personen zur Folge. Dadurch breitete sich allmählich der Großgrundbesitz in Westfalen immer mehr aus. Namentlich die geistlichen Grundherrschaften wurden durch große Schenkungen bereichert. Die großen Grundherren konnten ihren ausgedehnten Besitz nicht selbst bearbeiten, darum überließen sie wieder einzelne Teile zur Bewirtschaftung an hörige Leute, die ihnen dafür Dienste leisten und Zins zahlen mußten.

2. Auch durch die Heerbannpflicht wurde die Zahl der kleineren abhängigen Besitzer vermehrt. Die Lasten, die durch die unaufhörlichen Kriege den heerespflichtigen Freien auferlegt wurden, waren allmählich unerträglich geworden. Die Leute waren oft monatelang, mitten in der Ernte von ihrer Wirtschaft abwesend und mußten sich obendrein nicht nur selbst ausrüsten, sondern auch für drei Monate Lebensmittel mit sich führen. Das war natürlich von großem Nachteil für ihre wirtschaftlichen Verhältnisse. Die freien Bauern traten deshalb in Abhängigkeits- und Schutzverhältnis (Hode) zu großen Grundherren oder zur Kirche, wodurch sie von der unmittelbaren Heerbannpflicht befreit wurden, aber auch ihre Freiheit einbüßten. Dadurch trat eine große Abnahme der freien

Bauern ein. Bei den Sachsen erhielt sich der alte Stand der Freien viel länger und in größerer Ausdehnung als anderswo. Das hatte neben der Zähigkeit, mit der die Sachsen am Alten festhielten, seinen Grund besonders in dem sächsischen Erbrecht, das sich namentlich im nördlichen und nordwestlichen Westfalen bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

3. Hier wohnte der Sachse ja in einzelnen Höfen, umgeben von Feldern und Wiesen. Jeder Hof war Erbe, jeder Hof hatte seinen Herrn, der ihn bewohnte, der ein freier Mann und unumschränkter Gebieter über seine Hausgenossen und sein Hofgut war. Nur ein Sohn (der älteste oder jüngste) konnte dem Vater im Hofbesitz folgen. Für die Brüder blieb anders nichts übrig, als abzuziehen oder auf dem väterlichen Hofe zu bleiben, in Abhängigkeit und unter dem Schutze des Hofbesitzers. Nur der Hofbesitzer war ein freier Mann, nur er erschien, sprach und handelte von seines Hofes wegen in der Bauern-, Mark- oder Landesgemeine. Solange der Vater den Hof besaß, standen alle seine Söhne unter ihm. Starb der Vater oder trat er bei seinem Leben dem (ältesten oder jüngsten) Sohne den Hofbesitz ab, so entstand ein ganz anderes Verhältnis. Der Vater auf der Leibzucht war von da ab rechtlos, seine Rechte waren auf den neuen Hofbesitzer übergegangen. Dieser wurde der Herr über seine auf dem Hofe gebliebenen Brüder und Schwestern. Die Hausgenossen arbeiteten für ihn und genossen seinen Schutz. Dieses Erbrecht wußten die Sachsen sich zu erhalten, so daß der Frondienst nicht die Ausbreitung fand wie in anderen Gegenden.

4. Karl beseitigte das alte sächsische Volksherzogtum und setzte nach fränkischem Muster Grafen ein, die das Land verwalteten. Sie hatten als Vertreter des Königs große Macht und genossen hohes Ansehen. Alle waren ihnen unterworfen, auch die Geistlichkeit in weltlichen Streitigkeiten. Sie hatten die Oberaufsicht über alles, was auf das Heer- und Kriegswesen Bezug hatte. Sie wurden mit reichem Grundbesitz ausgestattet. Sie führten in den Gerichtsverhandlungen den Vorsitz, doch wurde nach altem sächsischem Brauch das Urteil von den versammelten Gerichtsgenossen gefällt. Jährlich sollten sie drei ungebotene Dinge (thinge) abhalten, zu denen die Freien erscheinen mußten. Eine Aufsichtsbehörde schuf Karl in den Königsboten, es waren für jeden Bezirk zwei, ein Bischof und ein Laie. Viermal im Jahre hatten sie ihren Bezirk zu bereisen, die Amtsführung der Grafen und Bischöfe zu beaufsichtigen, Klagen der Untertanen entgegenzunehmen und selbst Gericht zu halten.

5. Die Rechtsbestimmungen lehnten sich an das alte sächsische Recht an. Daher die Häufigkeit der Todesstrafe. Denn das alte sächsische Recht war sehr hart, viel härter als das fränkische, in dem häufig eine Geldbuße vorgesehen war, wo das sächsische auf Todesstrafe erkannte. Karl folgte darin dem sächsischen Gewohnheitsrecht und setzte Todesstrafen fest für Brandstiftung, Ehebruch, Zauberei, Meineid, Diebstahl eines Gegenstandes im Werte von

mehr als 3 Schillingen[1]), Diebstahl eines Ochsen bei Nacht im Werte von 2 Schillingen, jeden mit Hauseinbruch ausgeführten Diebstahl eines Gegenstandes von 2 Schillingen Wert. Den Dieb, den man bei frischer Tat ertappte, durfte man töten. Bei Verbannung, Todesstrafe und Treubruch fiel das Vermögen dem Staate anheim. Hatte jemand einen anderen verletzt oder getötet, so mußte seine Sippe Wergeld (wer = Mann) bezahlen. War die Tötung heimlich erfolgt, so betrug das Wergeld das Neunfache. Nach dem Stande des Verletzten oder Getöteten war das Wergeld verschieden. Bei Verletzungen waren alle Glieder des Körpers genau eingeschätzt.

b. **Bodenwirtschaft.** Zu Karls Zeiten war Westfalen noch weit und breit mit Wäldern, Brüchen und Heiden bedeckt. Der Ackerbau wurde in der rohesten Form, in der sog. Feldgraswirtschaft betrieben, d. h. in der Weise, daß jährlich ein neues Stück der Feldmark umgebrochen und bestellt wurde, der größte Teil aber als Weide, Wald und Ödland liegen blieb. Die Sachsen legten auf den Ackerbau noch wenig Wert. Wichtiger waren ihnen die Viehzucht und die Jagd. Diese namentlich galt als männlichste Beschäftigung nächst dem Kriege. Karl führte auch in Westfalen die fränkische Dreifelderwirtschaft ein. Es wurde jetzt das Ackerland (Esch) regelmäßig in drei festbegrenzte Felder oder Schläge eingeteilt. Das erste Feld blieb als Brache zur Weidenbenutzung liegen, das zweite wurde mit Wintergetreide (Weizen, Roggen), das dritte mit Sommergetreide (Gerste und Hafer) bestellt; jedes Feld machte also binnen drei Jahren den ganzen Wechsel durch. Karl bezeichnete seinen Domänenbeamten als eine Hauptaufgabe, durch Rodungen das Waldland urbar zu machen. Daher stammen die vielen Ortsnamen auf -rode, -schlag, -schwand. Wo es anging, wurden ferner Obstgärten und Weinpflanzungen angelegt, insbesondere von den Klöstern. Karl selbst ging in der Landwirtschaft mit gutem Beispiel voran. Seine Krongüter suchte er zu Musterwirtschaften zu gestalten. Er kümmerte sich um alles, seine Verwalter (Meier) mußten ihm die Gutsrechnungen vorlegen, in die jedes verkaufte Ei eingetragen sein mußte.

Die Weser.

Ich kenne einen deutschen Strom,
der ist mir lieb und wert vor allen,
umwölbt von ernster Eichen Dom,
umgrünt von kühlen Buchenhallen.
Den hat nicht, wie den großen Rhein,
der Alpe dunkler Geist beschworen,
er ward aus friedlichem Verein
verwandter Ströme still geboren.

[1]) Münzen unter Karl dem Großen: 20 Solidi (Schillinge) = 1 Pfund, 1 Solidus = 12 Denare. (Die Kaufkraft des Geldes war damals über 30fach höher als heute. Für 5 Solidi erhielt man zwei Ochsen, mit denen gepflügt werden konnte.)

So taucht die Weser kindlich auf,
von Hügeln traulich eingeschlossen,
und kommt in träumerischem Lauf
durch Reben nicht, durch Korn geflossen;
so windet sie mit treuem Fuß
zum deutschen Meere sich hernieder
und spiegelt mit geschwätz'gem Gruß
der Ufer sanften Frieden wieder.

Doch hat sie in der Zeiten Flug
auch manche große Mär' erfahren,
und die bescheid'ne Woge trug
viel Herrliches in fernen Jahren.
Sie sah in ihrer Wälder Schoß
des Adlers Siegesflügel wanken
und vor urdeutscher Arme Stoß
der ew'gen Roma Säulen schwanken.

Und als mit fester Eisenhand
Held Karl das deutsche Zepter führte,
da war es, wo im Weserland
sich manche Stimme mächtig rührte,
da hörte man des Kreuzes Ruf.
Mit hellem Klang an den Gestaden
und sah der Frankenrosse Huf
sich in den nord'schen Wellen baden.

So meldet sie dir manchen Traum
aus ihrer Vorzeit grauen Tagen
und sieht dabei des Lebens Baum
stets frisch an ihren Ufern ragen.
Es glänzen in der lichten Flut
der Klöster, Schlösser, Burgen Trümmer,
des Mondes und der Sonne Glut,
der Türme und der Segel Schimmer.

Und meerwärts durch ihr Felsentor,
durch immer wechselnde Gefilde
strömt sie die Wellen leicht hervor
wie dichterische Traumgebilde;
in ihren Tiefen klar und rein
hörst du es seltsam wehn und rauschen
und kannst bei stillem Abendschein
der Nixe Wunderlied belauschen

Franz von Dingelstedt.

7. Die Bekehrung der Sachsen zum Christentum.

a. **Das Taufgelübde der Sachsen.** Karl hatte die Sachsen mit Gewalt zu Christen gemacht. Als Zeichen der Unterwerfung forderte er von ihnen, daß sie sich taufen ließen. Die Taufformel, mit der sie sich zum christlichen Glauben bekannten, lautete nach einer Fassung, die bereits im Jahre 742 von einer Kirchenversammlung angenommen wurde:

Frage des Priesters: Forsachistu diobole? (Entsagest du dem Teufel?)

Antwort des Täuflings: Ec forsachu diobole. (Ich entsage dem Teufel.)

Frage: End allum diobol gelde? (Und aller Teufelsgilde?)

Antwort: End ec forsachu allum diobol gelde. (Und ich entsage aller Teufelsgilde.)

Frage: End allum dioboles uercum? (Und allen Teufelswerken?)

Antwort: End ec forsachu allum dioboles uercum end uordum. Thuner end Wodan end Saxenôte ende allum them unholdum the hiro genôtas sint. Und ich entsage allen Teufelswerken und Worten, Thuner (Thor) und Wodan und Saxnot (Ziu) und allen Unholden, die ihre Genossen sind.)

Frage: Gelôbistu in Got almechtigun fadaer? (Glaubst du an Gott, den allmächtigen Vater?)

Antwort: Ec gelôbu in Got almechtigun fadaer. (Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater.)

Frage: Gelôbistu in Christ, Godes suno? (Glaubst du an Christ, Gottes Sohn?)

Antwort: Ec gelôbu in Christ, Godes suno. (Ich glaube an Christ, Gottes Sohn.)

Frage: Gelôbistu in hâlogan Gâst? (Glaubst du an den heiligen Geist?)

Antwort: Ec gelôbu in hâlogan Gâst. (Ich glaube an den heiligen Geist.)

b. **Die siegende Kraft des Christentums.** Manche Lehren der christlichen Priester mußten den Sachsen, dessen Glaube fest in den Anschauungen seiner Väter wurzelte, abstoßen (S. 24); viele aber entsprachen auffallend seinem heidnischen Glauben. Der Sohn des höchsten Gottes kam als Mensch auf die Erde; auch seine Götter wandelten unter den Menschen, in den Weihnächten hielten Wodan und seine Gemahlin, die Erdenmutter Frigga, ihre feierlichen Umzüge. Auch der Sachse kannte einen Himmel für die Guten und eine Hölle für die Bösen; auch er wußte von einem lichten Gott (Balder), der den Nachstellungen finsterer Mächte erlegen war; auch er beklagte die Endlichkeit des Lebens und hoffte auf ein glückseliges Leben nach dem Tode. Auch die Vorstellungen vom Untergang

dieser unvollkommenen Welt und der Entstehung einer neuen glücklichen waren ihm geläufig. Er wußte, daß seine Götter, denen die Schwächen und Leidenschaften der Menschen anhafteten, ihr Ende finden mußten und glaubte an eine Wiedergeburt des Lebens. Hoch über seinen vermenschlichten Göttergestalten erschien ihm der Gott der Christen; dieser war ewig und unveränderlich, hoch erhaben über allen Wandlungen des Schicksals. Voll Ehrfurcht empfand er ihn als den von menschlichen Schwächen freien, allsehenden, allgegenwärtigen, guten und strengen Allvater. Diese Vorstellung griff tief in sein Gemüt; denn die Sachsen waren ein sehr frommes, gottbedürftiges Volk. Ihre Götter sollten ihnen vor allem beistehen gegen die feindlichen Gewalten in der Natur und unter den Menschen; darum riefen sie sie an im Gebet und brachten ihnen Opfer dar. Durch die vielen Niederlagen während eines dreißigjährigen Kampfes, durch das vergebliche Ringen gegen Karl, der unter dem Schutze und mit der Hilfe des Christengottes den Widerstand der Sachsen brach, erblaßte allmählich die Überzeugung von der Macht der Sachsengötter, und der Sachse wurde zweifelnd, ob der göttliche Lenker seines Stammes mächtiger sei als der Schlachtenlenker der Christen.

Auch die Beobachtung der christlichen Glaubensboten machte den Sachsen in seinem Glauben wankend. Er sah die Begeisterung der Missionare, die freudig ihr Leben für ihre Überzeugung dahingaben und unbekümmert um alle Gefahren und ihr eigenes Schicksal für ihren Gott eintraten. Er sah mit Erstaunen und Entsetzen, wie die christlichen Priester trotzig seine Götter zum Kampfe herausforderten, wie sie den ungeheuren Frevel wagten, die Heiligtümer seiner Götter von diesen ungestraft zu entehren und zu zerstören, wie sie die geheiligten Eichen Donars fällten, die aufgehangenen Pferdehäupter herunterstürzten, wie sie über den Opfersteinen ungestraft Kapellen bauten. Er sah ihre Uneigennützigkeit, wie sie sich nützlich zu machen wußten als Ratgeber, Ärzte, Gärtner und Baumeister, wie sie sich liebevoll der Krüppel, Kranken und Armen selbstlos annahmen. „Die Grundzüge der christlichen Lehre: Liebe, Wohltun, Erbarmen, der Adel einer reinen und selbstlosen Sittlichkeit erhob mächtig das Herz der Germanen.“ Und viele nahmen sie mit Innigkeit und Tiefe in sich auf.

c. **Christentum und Heidentum.** Viele Sachsen bekehrten sich aber nur gezwungen zum Christentum, innerlich blieben sie dem alten Glauben treu. Heimlich wurde noch den Göttern geopfert, und heidnische Sitten bestanden noch lange fort. Dieselbe Zähigkeit, mit der die sächsischen Volksstämme ihre Freiheit und ihren alten Götterglauben verteidigt hatten, legten ihre Nachfolger an den Tag in der Erhaltung alter Gewohnheiten und Gebräuche. Die Mission der Priester im Sachsenlande war nicht leicht; die Taufe konnte man wohl erzwingen, den Herzensglauben nicht. Die Priester wandten allerlei Kunstmittel an, um den stillschweigenden Trotz der Sachsen zu brechen. Da sich die alten Gottheiten nicht so

schnell beseitigen ließen, suchten sie durch möglichste Anlehnung an die Anschauungen der Sachsen diesen die neue Lehre gleichsam mundgerecht zu machen.

Das etwa zur Zeit Ludwigs des Frommen (814—840) im Sachsenlande von einem unbekannten Dichter verfaßte schöne Gedicht „Der Heliand" ist ganz aus dem Leben des sächsischen Volkes erwachsen und noch ganz beseelt von seinem streitbaren Geiste. Christus erscheint als mächtiger Volkskönig im Sachsenlande; umgeben von dem Gefolge seiner Edlen, unterwirft er sich die Feinde durch kühnen Kampf. Johannes ist Reichsverweser, Herodes ein Herzog der Juden. Die heiligen drei Könige werden zu Großen, die dem König die Treue schwören. Die Bergpredigt stellt der Dichter dar als eine Beratung der deutschen Fürsten und Herzöge im Angesichte des Heeres und Volkes. Unter freiem Himmel thront Christus in der Mitte seiner Vasallen, spricht Recht und verkündet seine Lehre. Der kriegerische Geist der Sachsen zeigt sich in vielen Szenen, besonders in dem Kampfe zwischen den Mannen des Heliand und den Bewaffneten des Herodes bei Gethsemane. Die Hochzeit zu Kana wird bei Mahl und Met gefeiert.

d. **Rücksichtnahme der Kirche auf die heidnischen Anschauungen.** Besonders suchten die Priester den Sachsen ihre Gottheiten widerwärtig zu machen, indem sie diesen wilde und grausame Züge und schreckliche Eigenschaften beilegten, während sie alles milde und gütige Tun der Bewohner der Götterburg Asgard auf die Engel und Heiligen übertrugen. Wodan, der im Sturme sich kund tut, hatte schon in der Vorstellung der Sachsen etwas Schreckhaftes. Diese Eigenschaft trat unter dem Einfluß der christlichen Priester immer mehr hervor. Er wurde zu einer höllischen Spukgestalt, zum wilden Jäger, der namentlich in der Zeit der heiligen 12 Nächte (Weihnachten bis 6. Januar) mit seinem wilden Gefolge durch die Lüfte braust. Er reitet auf einem weißen Rosse, der Breithut bedeckt sein Haupt, der weite Mantel (der Sternhimmel) umwallt seine Schultern. Von diesem Mantel heißt er in Westfalen Hackelbernd (bern = tragen). An seine Stelle trat der Bannerträger der himmlischen Heerscharen, der Erzengel Michael, der mit flammendem Schwert die Scharen des Abgrundes niederwarf. An die Stelle der Heiligtümer Wodans traten St. Michael geweihte Kirchen und Altäre, und tapfere Krieger verlangten ihn bei der Taufe zum Paten und Schutzpatron. Auf den ältesten Reichsfahnen stand das Bild des hl. Michael, in den ältesten deutschen Schlachtliedern wurde er angerufen. Den Michaelsstreitern wurde von andern Völkern der Spottname des „deutschen Michels" angehängt. Erst später bekam er als besonderes Attribut seines Wesens die Schlafmütze aufs Haupt. Wie Wodan der Gott der befruchtenden Sommerwinde war, dem man zur Erntezeit Fruchtspenden darbrachte und ihm zu Ehren Umzüge veranstaltete (Schimmelreiter), so wurde auch der Michaelstag (29. September) zum Erntefest, an dem die alten Gebräuche sich erhielten.

Auch in St. Martin, St. Nikolaus oder St. Hubertus, die volkstümlichsten Schutzheiligen der ältesten christlichen Kirche, wurde Wodan umgewandelt. Der hl. Martin, der Apostel Galliens, galt als das Musterbild eines demütigen und menschenfreundlichen Sinnes und als großer Wundertäter. Sein Ruhm verbreitete sich auch außerhalb Frankreichs, und er wurde bei uns zum wahren Volksheiligen.

Er wurde um 320 zu Sabaria, dem heutigen Stein am Anger in Ungarn, als Sohn eines Soldaten geboren und tat als Jüngling unter Konstantin und Julian Kriegsdienste. Später zog er nach Gallien, wo er sich taufen ließ und bald in den Ruf musterhafter Frömmigkeit kam. Die Sage erzählt, daß er seinen Mantel mit einem Bettler teilte, der ihm an den Toren von Amiens begegnete. In der folgenden Nacht erschien ihm Christus, mit der Hälfte des Mantels bekleidet. 375 wurde er gegen seinen Willen zum Bischof von Tours gewählt. Aus Demut versteckte er sich vor der Gesandtschaft, die ihn holen sollte, in einem Gänsestall; sein Aufenthalt wurde aber durch das auffallende Geschnatter der Gänse verraten. Weil er auf einem Schimmel reitend dargestellt wurde, erwählten ihn die Reiter zu ihrem Schutzpatron; das taten auch die Weintrinker, da der Kaiser Maximus dem Heiligen bei einem Gastmahl den Becher zuerst reichen ließ, um diesen von ihm weihen zu lassen. Der hl. Martin trat an die Stelle des Schimmelreiters Wodan, und auf ihn wurden die Martinsgänse und der Martinswein zurückgeführt. Beides waren die Hauptreize des Martinsschmauses am 10. November, wie es früher das Hauptopfer für Wodan war. Was man sonst den Göttern opferte, aß man nun selber. Auch Martini galt als Erntefest wie Michaelis, der Tag wurde nach der früheren oder späteren Beendigung der Ernte gewählt. In protestantischen Gegenden trat Martin Luther, dessen Namenstag bekanntlich der 10. November ist, an die Stelle des hl. Martin.

Der hl. Nikolaus, der sich als Bischof von Myra durch große Mildtätigkeit auszeichnete, war Patron der Fischer und Kinder. An seinem Jahrestage (6. Dezember) erscheint der kinderfreundliche Heilige vermummt mit einem inhaltsschweren Korbe oder Sacke für die artigen Kinder. Der 3. November ist dem hl. Hubertus geweiht. Er ist der Schutzheilige der Jagd. Seine Darstellung mit Speer und Hundemeute erinnert an den Führer des Wodanheeres, aus dem dann das wütende Heer wurde.

Der Kriegsgott Ziu wurde zum Teufel (tiufal). An die Stelle der Erdenmutter Frigga (Hulda), der Beschützerin des häuslichen Herdes, des Flachsbaues, des Spinnens und Webens, in Niedersachsen „lewe Frouwen" genannt, trat unter demselben Namen die Mutter Gottes. Hulda aber wurde zu einem unheimlichen, gespensterhaften Wesen gestempelt, zur wilden Jägerin an der Spitze der schrecklichen Unholdinnen. Sie jagt wie Odin auf weißem Rosse durch die Lüfte und reißt auch Lebende, die sich nicht auf den Boden werfen, mit sich fort. Ihr vorauf zieht die Eule Turtusel, die im Leben als Nonne durch ihr Geplärr die heiligen Chöre störte.

Sogar auf Nebensächliches dehnten die christlichen Priester die Umwandlung aus. Der Rabe Wodans wurde zum Unglücksvogel, und der rote Bart Thors, so echt deutsch er war, kam in Verruf: Rot Hor un Erlenholt wasset up ninem gauden Grund. An die Stelle der sog. Donnerbesen, die aus neuen Kräutern zusammengesetzt waren und den Blitz abhalten sollten, traten die Palmen

(d. s. Weiden mit ausbrechenden Trieben), die man in der Kirche weihen ließ. Wie sie sollten auch die Donnerkeile[1]) gegen das Einschlagen des Blitzes schützen. Diese wurden durch Kerzen ersetzt, die zu Lichtmeß (Mariä Reinigung am 2. Februar) den Gläubigen geweiht wurden. Man zündete sie gegen Gewitterschaden und Zauberei an.

e. **Umdeutung der Festzeiten.** Nach der weisen Anordnung der Päpste (z. B. Gregors des Großen) nahm man auch in bezug auf die Feier der christlichen Feste Rücksicht auf die Hoch-, Wy- oder Weihezeiten der alten Sachsen. Man setzte sie an die Stelle der heidnischen Feste mit ihrem Naturgottesdienst und behielt teilweise die heidnischen Festgebräuche mit christlicher Auslegung bei. Man verlegte die christlichen Feste in solche Zeiten des Jahres, in denen heidnische mit ähnlicher Bedeutung gefeiert wurden. Am Feste der winterlichen Sonnenwende feierten die Sachsen die Wiederkehr der alles belebenden Sonne. Am christlichen Weihnachtsfeste, das in der Zeit der heiligen Nächte gefeiert wurde, geht mit der Geburt des Weltheilands die göttliche Gnadensonne der sündigen Menschheit auf. Am Frühlingsfest der Göttin Ostera begingen die heidnischen Sachsen den Sieg des Frühlings über den Winter; so feiert das christliche Osterfest den Sieg des Gottessohnes über den Tod. Diese beiden christlichen Hauptfeste behielten sogar den alten heidnischen Namen.

Das beliebteste und fröhlichste Fest der Sachsen war das Jul- oder Jolfest, das Fest der Wintersonnenwende, das Geburtsfest der Sonne, deren Sinnbild das Rad (hiol oder jol) ist. Es begann am heiligen Abend und endigte am Feste der heiligen drei Könige (6. Januar). In dieser Zeit der heiligen Nächte herrschte auch bei unsern heidnischen Vorfahren Behagen und Heiterkeit. Bei fröhlichen Gelagen vereinigten sich die Sippen, und als Festgericht wurde der mit Grün verzierte Eber aufgetragen, der dem Fro oder Freyr gewidmet war. Noch heute bietet das Weihnachtsfest in der Form des Festtagsgebäcks mannigfache Beziehungen zu der Sonne und den heiligen Opfertieren. Die Brezeln werden in der Form des Rades als Nachahmung der Sonne oder als Tiergestalten von den Hausfrauen gebacken. Auch der Tannenbaum spielte schon beim heidnischen Weihnachtskultus eine bedeutsame Rolle. Die Tanne als Sinnbild des Immergrünenden wurde mit Lichtern und Äpfeln, die Iduna, der Göttin der Unsterblichkeit, heilig waren, geschmückt.

[1]) Die Donnerkeile sind steinerne Geräte oder Waffen der ältesten Bewohner unserer Gegend (S. 3); sie wurden meist als Steinkeile oder -meißel beim Umbrechen des Ackers, in den altheidnischen Grabhügeln oder auf den Heiden gefunden und galten nach dem Glauben der Heiden als Donnerkeile, wie sie der Donnergott Thor als Blitze auf die Erde schleudert, wobei sie die Rinde der von ihnen getroffenen Bäume von oben bis unten spalten und dann tief in die Erde eindringen. Die aufgefundenen Keile wurden als Schutzmittel gegen Blitzgefahr sorgfältig aufbewahrt, auch wohl in einen Ständer des neu erbauten Hauses eingemauert.

In der heiligen Zeit der 12 Nächte hielten Wodan und seine Gemahlin Frigga, die Erdenmutter, ihre feierlichen Umzüge unter den Menschen; die Priester aber verlegten in die frohe Zeit den Umzug des wilden Heeres.

Der 1. Mai wurde als Hochzeitstag von Wodan und Frigga gefeiert, auf diesen Tag fiel das fröhliche Maireiten und das Anzünden des heiligen Maifeuers. Der 1. Mai wurde nun der Gedächtnistag der hl. Walpurgis, der Schwester der deutschen Apostelbrüder Willibald und Wumibald, die ihnen aus ihrem Vaterlande England gefolgt war, um mit ihnen das Evangelium zu verbreiten. Die Walpurgisnacht war die Zeit des Hexensabbats auf dem Blocksberge. Dahin begaben sich die Sachsen, die ihrem alten Glauben treu geblieben waren. Nur im geheimen konnten sie wagen, den Göttern ihrer Väter zu dienen, da Karl der Große schwere Strafen dafür festgesetzt hatte. Die prophezeienden, helfenden und heilenden Frauen, die heidnischen Priesterinnen (Idisen) hielten am zähesten am alten Glauben fest. Sie zogen sich in Haine, in waldige, schwer zugängliche Einöden zurück, weshalb sie Hagedisen oder Hägäsen, d. i. Haindiesen genannt wurden. Um Uneingeweihte oder Späher von den heiligen Hainen fortzuschrecken, griffen sie zu allerlei Teufelsspuk. Das brachte sie in den Verdacht, mit dem Teufel Umgang zu haben. Sie wurden als Teufelsdienerinnen, als Hexen erklärt, die den Menschen mit ihren teuflischen Zaubereien Böses zufügten und am 1. Mai auf dem Blocksberge mit dem Vater der Lüge ihren Hexensabbat abhielten. Bei Gelage, Tanz und Spiel raste der tolle Spuk bis zum Morgengrauen. Auf einem mit Schnüren bespannten Pferdeschädel wurde zum Tanz aufgespielt. (Das Roß war das dem Wodan heilige Opfertier. Haupt und Haut wurden an der heiligen Eiche aufgehängt, bei Umzügen wurde ersteres auf einer Stange getragen. Das Fleisch wurde bei der Opfermahlzeit im heiligen Hain gemeinsam verzehrt. Mit der Einführung des Christentums wurde der Genuß des Pferdefleisches mit dem Tode bestraft. Den Schimmel des Wodan, den schnellen Sleipnir, machten die Sachsen zu ihrem Wappentier. Auch die auf den Firsten der westfälischen Bauernhäuser emporragenden Pferdeköpfe sind ein heidnisches Heiligtum; sie sollten das Haus vor Wetterschaden und Krankheiten bewahren.)

f. **Ludgerus.** Unter den Missionaren, die sich um die Bekehrung der Sachsen verdient gemacht haben, ist besonders der hl. Ludgerus (liud-ger = des Volkes Ger) zu nennen, der erste Bischof des von Karl dem Großen gegründeten Bistums Münster, damals noch Mimigardevord genannt.[1]) Er wurde im Jahre 743 in Friesland als Sohn vornehmer christlicher Eltern geboren. Schon sein Groß-

[1]) Mimigardeford = Mimirs Quelle. Der Göttervater Odin suchte den urweisen Riesen Mimir (Erinnerung) auf und verpfändete ihm ein Auge, um aus dem Quell einen Trunk urweltlicher Weisheit und dadurch Kunde von allen urweltlichen, gegenwärtigen und zukünftigen Dingen zu erhalten.

vater hatte sich von Willibrord taufen lassen. Er erhielt von seinen Eltern eine fromme Erziehung und wurde für den geistlichen Stand bestimmt. Er besuchte deshalb die Klosterschule zu Utrecht in Holland und beendigte seine Ausbildung in England. Nachdem er zum Priester geweiht war, durchzog er sieben Jahre lang die Gauen seiner Heimat, um durch Wort und Wandel seines Heilands Lehre zu verkündigen. Das war zur Zeit der Kriege Karls des Großen mit den Sachsen. Durch diese wurden die von ihm mit unermüdlichem Eifer gegründeten Gemeinden 753 auseinander getrieben und dadurch seine ganze Missionsarbeit vernichtet. Er ging nach Utrecht zurück. Als sich nicht gleich ein anderes Arbeitsfeld für ihn fand, machte er eine Reise nach Rom, wo er sich aber nur kurze Zeit aufhielt, da ihn die dortige Verderbtheit der Sitten abstieß. Er ging in das Kloster auf dem Monte Casino, dessen Mönche durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit berühmt waren. Hier verweilte er 2½ Jahre, namentlich wegen der reichen Büchersammlung des Klosters. Dann nahm er seine Missionstätigkeit in Friesland wieder auf, und zwar mit großem Erfolge.

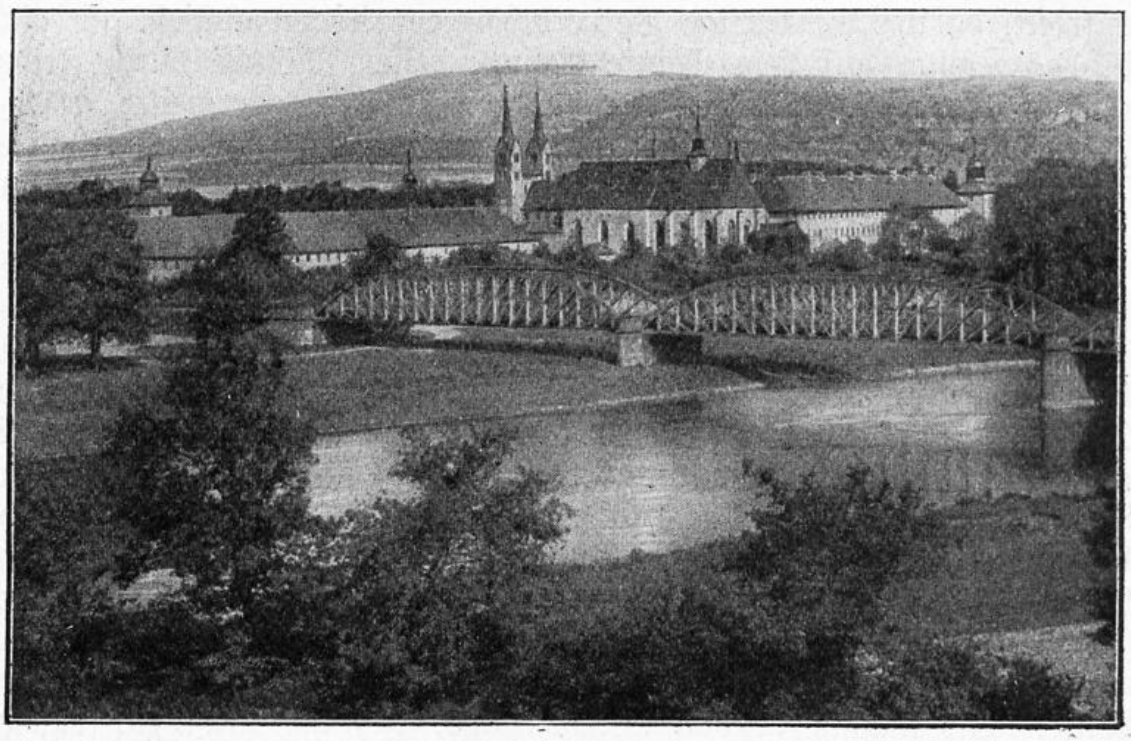
791 wurde Ludgerus von Karl als Bischof nach Münster (Mimigardevord), damals nur eine Vereinigung von einigen Gehöften, berufen. Seine Missionstätigkeit trug so reiche Früchte, daß bald das ganze heutige Münsterland dem Christentum gewonnen war. Doch oft noch erhoben sich die Sachsen und verwüsteten dann die christlichen Stätten im Lande. Da legte er in sicherer Gegend an der Ruhr, noch im Frankenlande, aber nahe an der westfälischen Grenze, das später berühmte Kloster Werthina (Werden a. Ruhr) um das Jahr 800 an. Schon 792 hatte er in Münster an den Ufern der Aa ein Kloster und eine Kirche zu Ehren des hl. Paulus gebaut, daneben eine Schule zur Ausbildung von Gehilfen im geistlichen Amte. Oft machte er von Werden aus, das ihm nun zur eigentlichen Heimat wurde, Missionsreisen durch Westfalen. Hierher kehrte er nach seinen Reisen immer wieder zurück. Unermüdlich sorgte er als Bischof für seine Gemeinden, baute zahlreiche Kirchen und unterrichtete in der Ruhezeit die jungen Glaubensboten, mit denen er die neu gegründeten Christengemeinden versorgte. Auf einer Visitationsreise starb er am 26. März 809 im Alter von 65 Jahren zu Billerbeck bei Koesfeld und wurde zu Werden in der von ihm erbauten Kirche begraben.

8. Klöster und Bistümer in Sachsen.

a. **Bedeutung der Klöster.** Für die Einführung des Christentums und auch für die Kultur Westfalens wurden die schon zur Zeit Karls des Großen zahlreich gegründeten Klöster von großer Bedeutung. Auch bei uns haben sie in der Zeit großen Segen gestiftet. Von ihnen breitete sich das Christentum immer weiter aus und wurde unter den Sachsen durch emsige Missionstätigkeit befestigt.

Die Gründung von Klöstern fand namentlich unter den Nachfolgern Karls statt und ging von den Mutterklöstern, den Bischöfen und auch von reichen, vornehmen christlichen Sachsen aus. Kunst und Wissenschaft wurden in ihnen gepflegt, Wald und Bruch wurden urbar gemacht und verwandelten sich durch den Fleiß der Mönche in fruchtbare Felder, Wiesen und Gärten. Die Mönche trieben Arzneikunst und unterrichteten die Kinder der Vornehmen.

b. **Kloster Corvey.** Außer dem schon erwähnten Kloster Werden wurde im Lande der Engern das 822 gegründete Kloster Corvey hochberühmt. Es wurde als Kolonie des Klosters Corbie bei Amiens in Frankreich durch den Abt Adelhard, einen Vetter des



Kloster Corvey.

Kaisers Karl, zunächst am rechten Weserufer tief im Solling angelegt. Die Lage erwies sich als sehr ungünstig, und Ludwig der Fromme gab den Brüdern einen besseren Platz auf einem in schönster Gegend gelegenen Hofe bei Hoxori (Höxter). Schnell wuchs das neue Kloster empor, das nach dem alten Mutterkloster Corbia nova genannt wurde. 822 kamen die Brüder in feierlichem Zuge, an dessen Spitze der greise Abt Adelhard schritt, vom Solling herab, um die neue Wohnstätte zu beziehen. Der erste Abt der schnell aufblühenden Stiftung wurde Warin, der Sohn eines Sachsenfürsten. Besonders wurde das Ansehen des Klosters gehoben, als 836 die Gebeine des hl. Vitus aus St. Denis in Frankreich dorthin geschafft wurden. Es waren die Reliquien eines Knaben aus Lucana in Lydien, der in seinem zwölften Jahre unter Diokletian den Märtyrertod erlitten hatte. Er wurde nun der Schutzheilige des Klosters und der ganzen Gegend.

Reich wurde das Kloster mit Gütern, Freiheiten und Rechten ausgestattet. Besonders aber wurde sein Ruf verbreitet durch viele tüchtige Männer, die aus ihm hervorgingen, wie der hl. Ansgar, der Apostel des Nordens und der erste Bischof von Bremen und Hamburg. In Corvey wirkte der berühmte Gelehrte Hrabanus Maurus (später Erzbischof von Mainz) als Lehrer. Die Mönche widmeten sich in eifriger Tätigkeit der Kultur des Landes und den Wissenschaften. Hier ist wahrscheinlich die schöne Dichtung des Heliand um 830 entstanden (S. 49). Hier lebte am Anfang des 11. Jahrhunderts als Rektor der Klosterschule der gelehrte Widukind, bekannt durch seine „Sächsischen Geschichten". Hier wurde in der großen Bücherei als einer der Hauptschätze die einzige Handschrift der sechs ersten Bücher der Annalen (Jahrbücher) des Tacitus aufbewahrt. Sie wurde 1514 in der Klosterbücherei wieder aufgefunden und dem Papste Leo X. zum Geschenk gemacht, der sie im folgenden Jahre durch den Druck veröffentlichen ließ. Die Handschrift befindet sich jetzt in Rom. Die Schule in Corvey war bald weitberühmt, so daß Fürsten und Edle ihre Söhne zur Erziehung dorthin schickten. Ausgezeichnete Männer, die in die höchsten geistlichen Würden berufen wurden, fanden hier ihre Vorbildung.

c. **Das Frauenkloster in Herford.** Der sächsische christliche Graf Waltgerus gründete 832 am Einfluß der Aa in die Werre auf seiner Besitzung Auhlenhierwe (Herford) zu Ehren der hl. Jungfrau ein Frauen- und Nonnenstift, das bald durch reiche Schenkungen, namentlich durch Ludwig den Frommen, zur ersten Frauenabtei im Sachsenlande emporblühte, besonders als sie in dem Leichnam der hl. Pusinna Reliquien erhalten hatte, die damals für den Ruf eines Klosters unbedingt notwendig waren. Die Gebeine wurden aus Soissons in Frankreich hergeführt, unter großem Gepränge nach Herford gebracht und sollen dort große Wunder gewirkt haben. — Im Jahrhundert nach dem Tode Ludwigs des Frommen entstanden in Westfalen noch etwa 50 Klöster und Stifte.

d. **Westfälische Bistümer.** Schon 780 gründete Karl der Große das Bistum Minden, ihm folgten Münster und Paderborn. Als erst das Christentum bei den Sachsen festen Fuß gefaßt hatte, da schlug auch die Frömmigkeit in dem Herzen des gemütreichen Volkes tiefe Wurzeln. Das zeigte sich nicht nur in der vollen Hingabe an den neuen Glauben, sondern auch nach außen, indem sie der Kirche reiche Geschenke darbrachten und häufig ihr Hab und Gut, sogar sich selbst und ihre Freiheit opferten. Die in Westfalen gegründeten Kirchen und Bistümer gelangten deshalb bald zu großem Reichtum an Land und Leuten. Außerdem wurden sie noch reich mit Königs- und Reichsgut ausgestattet, so daß einige Bistümer bald an Besitz und Macht den sächsischen Grafengeschlechtern ebenbürtig waren, besonders, da sie allmählich immer größere Rechte erhielten, z. B. die eigene Gerichtsbarkeit und zuletzt die vollen Grafenrechte. Als unter den sächsischen Kaisern die Grafen immer

eigenmächtiger wurden, nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit strebten, als sie die Krongüter zu ihrem Eigentum machten und durch Abgabe kleiner Besitzstücke an Lehnsleute sich eine Gefolgschaft im Kriege sicherten, da wurden die Bischöfe von den Landesherren besonders begünstigt. Namentlich Otto I. vertraute ihnen gern. Sie waren ihm gefügiger als die Grafen. Bei ihnen war die Erblichkeit und die Entartung des Lehnswesens ausgeschlossen; denn der Tod des Bischofs machte dem Lehen ein Ende. Er verlieh ihnen daher hohe Verwaltungsämter mit großen Rechten und warb mit reichen Gütern um ihre Treue. Die Bischöfe traten denn auch später gleichberechtigt in die Reihen der sächsischen Grafen ein. Auch besondere Begebenheiten waren die Veranlassung zu großen kirchlichen Stiftungen, durch die die Kirche zu bedeutender Machtfülle heranwuchs. Der Untergang der Welt, der im Jahre 1000 stattfinden sollte, ließ viele ihre Güter der Kirche vermachen, ebenso die furchtbaren Seuchen, wie die Pest, die verheerend das Land durchzogen. Darüber heißt es in einer Chronik: Nemandt vermodede[1]) siek den negeten[2]) volgenden Dag aftolewen. Derhalven lapen de Lüde Nachtes un wurpen Geldt, Sülver und Gold aver de Muren op den Kerkhof, in Hopenilige,[3]) dat se durch Verbede der Moneken[4]) uth dem Vegefüre möchten gefeiet werden.

Meinwerk, Bischof von Paderborn am Anfange des 11. Jahrhunderts (S. 60), erklärte vor seinem Ende, daß er während seiner 28jährigen Regierung durch geschenkte Erbhöfe und sonstige Erwerbungen die bischöflichen Güter hundertfach vermehrt habe.

Unter den Bistümern Westfalens nahmen auch später Münster, Paderborn und Minden den ersten Rang ein.

Münster erhielt seinen großen Besitz hauptsächlich durch das sächsische Herzogsgeschlecht der Ludolfinger (S. 59), das in seinem Gebiet sehr begütert war und der Kirche besonders viele Schenkungen machte. Am Ende des 12. Jahrhunderts hatte das Bistum durch Klostergründungen, Lehnsgüter und eigene Erwerbungen einen bedeutenden, abgerundeten Besitz. Im 13. Jahrhundert bestanden oft Fehden mit den Erzbischöfen von Cöln. Seit Beginn des 14. Jahrhunderts waren Münster und Cöln meist verbündet.

Paderborn erhielt unter Bischof Meinwerk durch Kaiser Heinrich II. fast das ganze Land der Engern, ein Gebiet, das sich vom Teutoburger Walde bis zur Weser und Diemel erstreckte. Den Paderborner Bischöfen wurde ihr Besitz hauptsächlich durch die Cölner Erzbischöfe streitig gemacht. Unaufhörliche Fehden, die sich bis zum 14. Jahrhundert hinzogen, waren die Folge.

Minden erhielt durch Otto I. die ersten Hoheitsrechte. Besonders reich mit Schenkungen wurde das Bistum durch Kaiser Konrad II. bedacht, der häufig in Minden weilte und hier auch

[1]) vermutete. [2]) nächsten. [3]) in der Hoffnung. [4]) Abgabe des Geldes.

einen Reichstag abhielt. Die Mindener Bischöfe, deren man 60 zählt, beherrschten zeitweise ein ziemlich großes Gebiet, verloren aber durch ländergierige Nachbarn, besonders die Grafen von Ravensberg, Diepholz und Schaumburg, mehr als die Hälfte davon, so daß es zuletzt ungefähr so groß war wie die heutigen Kreise Minden und Lübbecke. Der letzte Bischof legte 1648 seine Würde nieder, da Minden an Brandenburg kam.

Die Porta Westfalica.

Der Morgen graut; es lüftet sich der Schleier,
der dämmernd noch die Erde rings umzieht;
im Osten glimmt ein sanftes Rosenfeuer,
und dampfend vom Gebirg der Nebel flieht;
die Luft wird frischer und der Himmel freier,
die Wolken ziehn, vom Morgenrot beglüht;
es sterben hin die letzten bleichen Sterne,
und duftig taucht herauf die blaue Ferne.

So liegst du da vor meinen trunknen Blicken
im Morgengold, Porta Westfalica,
gewaltig Tor, das Felsenflügel schmücken,
du Riesenpforte der Germania!
an dir soll sich mein müdes Herz erquicken
und ob ich Deutschlands schönste Auen sah —
hier, wo die Weser braust durch deine Säulen,
auf echtem deutschem Boden will ich weilen.

Wohl zieht der Rhein durch goldne Rebenhügel,
vom Glanz der Schlösser blinket seine Flut,
stolz braust die Donau wie auf Windesflügel,
genähret von der Alpen freiem Blut;
schön ist die Elbe, wo sie keck den Zügel
des Erzgebirges bricht in wilder Wut;
Doch preis ich dich, o Weser, und die Quellen,
die mitten aus Germaniens Herzen schwellen.

Nicht bietest du in deinem kies'gen Bette
kostbare Perlen, Edelstein und Gold,
nicht kränzen Reben deiner Berge Kette,
nicht spenden Dichter dir des Ranges Sold;
doch ewig grünt der Lorbeer jener Stätte,
von deinen Adern wild und kühn durchrollt,
wo einst die Väter in der Vorzeit Tagen
die Hermannsschlacht, die schreckliche, geschlagen.

Da hausten Wolf und Bär in diesen Hainen,
der Geier krächzte durch die öde Flur;
des Landes Sohn von riesigen Gebeinen
strich durch den Wald und kämpfte mit dem Ur.

Er kniete vor der Götzen kalten Steinen
im blinden Wahn und wild wie die Natur —
da kam das Kreuz, das heil'ge Christenzeichen,
und Licht drang durch die Nacht der deutschen Eichen.

Wo Wildnis sonst und Sumpf und Dorngehege,
da leuchten Städte jetzt aus goldner Flut,
da rauscht die Sichel, tönen Hämmerschläge,
da schmilzt das Eisen in des Ofens Glut,
da braust der Dampf auf blankem Schienenwege,
da sprudelt hell der Erde heilend Blut
und Kraft und Leben bietet jetzt Westfalen
in der Hygiea[1]) wunderreichen Schalen.

Westfalenland! Wie bist du hoch zu preisen!
In deinen Hütten wohnt noch deutsche Treu',
in deinem Schoße wächst das freie Eisen,
in deinen Wäldern starb die Sklaverei!
Hier auf des Berges Felsenhaupt, dem greisen,
hebt meine Brust sich wieder froh und frei;
in dieses graue Kirchlein will ich treten,
um hier fürs deutsche Vaterland zu beten.

Karl Vorberg.

III. Westfalen unter sächsischen Herzögen.

(Bis 1180.)

1. Das Herzogsgeschlecht der Ludolfinger.

a. **Die Sachsen und die letzten Karolinger.** Es wurde den freiheitliebenden Sachsen nicht leicht, sich in die durch Karl den Großen geschaffene Ordnung zu fügen; doch war ihre Kraft durch die langen Kriege gebrochen, und solange Karl lebte, hielt seine starke Hand die Sachsen im Zaum, und niemand wagte, ihm den Gehorsam zu versagen. Unter Karls schwachem Sohne Ludwig dem Frommen (814—840) kam es schon wieder zu Aufständen, da das Volk über die Eigenmächtigkeit der Grafen, die wie selbständige Herren regierten, erbittert war. Die Aufstände wurden von Ludwig aber mit großer Strenge unterdrückt, so daß bald die inneren Kämpfe aufhörten, besonders, da das Land in dieser Zeit von den Raubzügen der Normannen viel zu leiden hatten. Diese fuhren die Elbe, Weser, Ems und ihre Nebenflüsse mit kleinen Schiffen herauf, verheerten die Ortschaften und waren ebenso schnell verschwunden,

[1]) Hygiēa, die Göttin der Gesundheit, Tochter des Äskulap, dargestellt als Jungfrau mit einer Schale, aus der eine Schlange trinkt.

als sie gekommen waren. Dazu machten von Osten her die Wenden Raubzüge in das sächsische Gebiet.

Ludwig der Deutsche (843—876) kümmerte sich nicht viel um das Sachsenland, und die Macht der sächsischen Grafen wuchs wieder bedeutend. Für die Ausübung ihrer Ämter erhielten diese ursprünglich Großgrundbesitz als Lehen, nach und nach aber ging er in ihren Eigenbesitz über und vererbte sich als Erbbesitz, wie ihr Amt als Erbamt, vom Vater auf den Sohn. Ihr Bestreben war, ihre Machtbefugnisse und ihren Grundbesitz immer mehr zu erweitern. Sie gewannen die eigene Ausübung der Gerichtsbarkeit und des Heerbanns in ihrem Gebiet und entwickelten sich allmählich zu selbständigen Landesherren. Die mächtigsten Adelsgeschlechter Westfalens in den nächsten Jahrhunderten nach Karl dem Großen waren die Grafen von Werl (später Grafen von Arnsberg genannt), an der Lippe und Ruhr, die Grafen von Rietberg im östlichen Münsterlande, die Grafen von Ravensberg am Teutoburger Walde, die Grafen von der Mark an der Lenne und Ruhr und die Grafen von Tecklenburg im Nordwesten Westfalens.

b. **Die Ludolfinger.** Unter allen aber ragte der Graf Ludolf hervor, ein Nachkomme Wittekinds, der vom Rheine bis nach Quedlinburg reich begütert war. Er gewann unter Ludwig dem Deutschen großen Einfluß und wurde sein Stellvertreter im Sachsenlande und der Führer, der Herzog der Sachsen, wenn er diesen Namen auch wohl nicht geführt hat. Er berief und leitete die allgemeine Volksversammlung, verkündigte die Gesetze des Königs, schlichtete die Streitigkeiten zwischen den Großen des Landes und führte den gemeinsamen Heerbann an. Ludolf genoß bei den Sachsen großes Vertrauen und war wegen seiner Tüchtigkeit und Frömmigkeit allgemein geachtet. Er trat mit Erfolg den Normannen und Wenden entgegen. Seine Gemahlin Ada gründete das Kloster Gandersheim, das drei seiner Töchter nacheinander als Äbtissinnen leiteten. Als Ludolf 867 starb, wurde er neben seiner Gemahlin in der Klosterkirche beigesetzt.

Seine Söhne folgten ihm in der herzoglichen Würde. Der älteste Sohn Bruno gründete Braunschweig (Brunswik = Ort des Bruno) und fiel im Kampfe gegen die Normannen. Auf seinen Bruder Otto ging nun die ganze reiche Erbschaft der Familie über. Er wurde wegen seines Mutes, seiner Gerechtigkeit und Milde der Erlauchte genannt. Er dehnte seine Hausmacht über Thüringen aus und schützte Sachsen kraftvoll gegen die Slawen und die Einfälle der Hunnen. Bis zu seinem Ende war er der anerkannte Beschirmer und Beherrscher der Sachsen, während die schwachen Könige von Deutschland auch hier, wie in andern Teilen des Reiches, allmählich fast allen Einfluß verloren. Welche Achtung aber der Sachsenherzog Otto auch außerhalb seines Herrschergebiets genoß, zeigte sich darin, daß er nach dem Aussterben des karolingischen Geschlechts (911) von den Großen des Reiches für die Königs-

würde vorgeschlagen wurde. Doch lehnte er wegen seines hohen Alters die Krone ab, und der Herzog von Franken wurde als Konrad I. (911—918) auf den deutschen Thron erhoben.

Dieser suchte die Stammesherzöge wieder ihrer Macht zu berauben und auch in Sachsen die herzogliche Würde wieder abzuschaffen. Als daher Otto der Erlauchte im Jahre 912 gestorben war, entzog er dessen Sohne und Nachfolger Heinrich, der sich durch glänzende Kriegstaten schon einen angesehenen Namen erworben hatte, eine Anzahl Reichslehen, die sein Vater Otto besessen hatte. Deshalb kam es zum Kampfe. Als Heinrich des Königs Bruder Eberhard in der Nähe der Eresburg in Westfalen vernichtend geschlagen hatte, gab Konrad den Kampf gegen den tapferen Sachsenherzog auf. So hohe Achtung aber hatte Heinrich sich bei seinem königlichen Gegner erworben, daß dieser, als er sein Ende nahen fühlte, den Großen des Reiches den Rat gab, den Sachsen Heinrich auf den Königsthron zu erheben. In der Tat wurde Heinrich denn auch nach Konrads Tode 919 zum Könige gewählt. Er wie sein Sohn Otto I. behielten ihr angestammtes Herzogtum bei. Da dieser aber gezwungen war, oft außer Landes zu sein, wurden die sächsischen Grafen immer mächtiger und selbständiger. Besonders einflußreich wurde das Geschlecht der Billunge, dessen Begründer ein Vertrauter Ottos I., Hermann Billung, war, dem Otto mit Verleihung der herzoglichen Rechte das nördliche und östliche Sachsen übertragen hatte.

Als das sächsische Kaiserhaus ausstarb, bemächtigten sich die sächsischen Fürsten nicht allein des Hausbesitzes, sondern auch des größten Teiles des Reichsgutes. Die Kaiser aus dem salischen Hause suchten die verloren gegangenen Besitzungen und Rechte zurückzugewinnen. Da die großen sächsischen Adelsgeschlechter ihre Erwerbungen nicht freiwillig aufgeben wollten, entspannen sich heftige Kämpfe, die über 50 Jahre währten, sich aber hauptsächlich im östlichen Sachsen, nicht auf westfälischem Gebiet abspielten.

2. Bischof Meinwerk von Paderborn.

(Um 1020.)

Unter den Bischöfen Paderborns ragt besonders Meinwerk hervor, der Vetter des Kaisers Heinrich II. (1009—1036). Meinwerk stammte aus einem edlen, reich begüterten Sachsengeschlecht. Er erhielt seine Erziehung auf der damals blühenden Domschule zu Hildesheim, doch zeigte er zu den Wissenschaften keine große Neigung. Er kam nach Beendigung seiner geistlichen Ausbildung als Hofkaplan an den Hof Ottos III. und wurde 1909 von Heinrich II. zum Bischof von Paderborn ernannt. Das Bistum war arm, dazu waren Dom und Stadt im Jahre 1000 durch eine Feuersbrunst eingeäschert worden. Während seiner 28jährigen Regierungszeit gelang es dem tatkräftigen Bischof, den Wohlstand und die Bildung

in seinem Bistum ganz bedeutend zu heben. Er opferte dafür einen großen Teil seines Vermögens; aber auch Kaiser Heinrich machte seinem Günstling reiche Zuwendungen. Meinwerk baute in Paderborn einen neuen prachtvollen Dom, der 1015 feierlich eingeweiht wurde. Die Stadt umgab er mit schützenden Mauern, gründete und verbesserte viele Kirchen seines Bistums. Seine Visitationsreisen machte er häufig verkleidet, um unerkannt die Mängel in der Verwaltung auszukundschaften. Dabei entging seinem scharfen Auge nichts. Überall suchte er Bildung und Sitte zu veredeln.

Einst kehrte er in Nieheim (Kreis Höxter) im Hause des Vorstehers und Ältesten der Gemeinde ein. Er fand die Frau seines Wirtes schön geputzt, aber der Garten war mit Nesseln und Heidekraut bewachsen. Da ließ er der eitlen Frau ihren Schmuck nehmen und sie mitten durch das Unkraut führen, wo es am dichtesten stand, so daß sie sich ihrer Trägheit schämen mußte. Als nun der strenge Bischof im nächsten Jahre wieder nach Nieheim kam, fand er den Garten mit Fleiß und Sorgfalt bearbeitet. Da beschenkte er die Frau.

Der Kaiser nahm häufig seine Dienste in Reichsangelegenheiten in Anspruch, so begleitete er ihn auf einem Zuge nach Rom. Von dort brachte der Bischof süditalienische Steinmetzen mit und berief aus dem Kloster Clugny in Frankreich 12 Benediktiner, die in der höheren Baukunst wohl erfahren waren. Nun förderte er weitere kirchliche Bauten und begründete das Benediktinerkloster Abdinghof, das jetzt als Kaserne benutzt wird. Auch errichtete er die Bartholomäuskapelle, das einzige Gotteshaus Paderborns, das unverändert bis heute geblieben ist. Häufig weilte Kaiser Heinrich in Paderborn, durch seine reichen Schenkungen wurde der Besitz des Bistums immer mehr vergrößert.

Auch unter Konrad, dem Nachfolger Heinrichs II., gelang es Meinwerk, eine bevorzugte Stellung einzunehmen. Für seine Verdienste erhielt er großen Grundbesitz, 1032 sogar die Grafengewalt. Der Erziehung der Jugend widmete sich der Bischof mit Eifer. Am Ende seines Lebens führte er noch die Busdorfer Kirche nach dem Plane der Grabeskirche in Jerusalem auf. Wie sehr man seine Gerechtigkeit und unermüdliche Tätigkeit anerkannte, zeigen zahlreiche Erzählungen, die sich noch jetzt im Volke erhalten haben.

3. Das Meierwesen und das bäuerliche Recht in Westfalen.

a. **Hörigkeit.** Die Grafen und Bischöfe bewohnten den Sal- oder Herrenhof, auch Amtshof oder Vorwerk genannt. Ihr übriges ausgedehntes Besitztum konnten sie nicht selbst bearbeiten, darum besetzten sie die einzelnen zugehörigen Hufen (Haus und Hof, Ackerland und Almende) mit Hörigen. Der zusammengehörige Besitz eines Herrn hieß eine Villikation (villa = Weiler). Alle Hörigen unterstanden dem Hofrecht. Sie hatten an den Lathufen ein erbliches Nutzungsrecht, dafür hatten sie geringe Frondienste zu leisten und Abgaben zu bezahlen. Diese bestanden natürlich hauptsächlich in Erzeugnissen der Landwirtschaft und Viehzucht: Getreide, Käse, Butter, Honig, Holz, Vieh. Der Hörige durfte den Hof ohne

Erlaubnis des Gutsherrn nicht verlassen; zeigte er sich widerspenstig, so konnte sein Herr ihn körperlich strafen und in die Zwangsjacke stecken lassen. Er hatte ihm Hand- und Spanndienste zu leisten. Die Söhne und Töchter des Hörigen waren verpflichtet, ihrem Herrn ein halbes oder ganzes Jahr unentgeltlich zu dienen. Wollte der Hörige heiraten, so mußte er sich dazu die Erlaubnis seines Herrn einholen; war diesem die Braut nicht genehm, so verweigerte er sie und bestimmte auch wohl eine Braut nach seinem Gefallen. Heiratete der Late gegen den Willen seines Herrn, so verlor er seinen Hof. Wollte er einen Hof beziehen, so mußte er ein „Auffahrts-" oder „Gewinngeld" (Weinkauf) bezahlen gegen Ausstellung eines Gewinnbriefes. Wer den Hof übernahm, mußte seine Geschwister aussteuern; wollten diese mit Erlaubnis des Herrn den Hof verlassen, so mußten sie ein Ablösungsgeld bezahlen. Bei dem Tode eines Laten fiel ursprünglich der ganze bewegliche Nachlaß an den Herrn, aber schon im 11. und 12. Jahrhundert begnügte er sich mit einem Teil, mit dem Besthaupt, dem wertvollsten Stück Vieh, dem besten Kleid oder andern Erbstücken. Bei unverheirateten Laten fiel der ganze Nachlaß dem Herrn zu. Dies Erbrecht war der wichtigste Bestandteil der Hörigkeit. War der Hörige gebrechlich und konnte er sein Erbe nicht mehr verwalten, so kam er auf die Leibzucht; er erhielt vorher genau bestimmte Räume zum Bewohnen und den Ertrag bestimmter Äcker und Wiesen. Bei der Heirat hatte der Late eine Heiratsabgabe, die Bumede oder den Bedemund, zu entrichten.

Schwer waren also die Lasten, die auf den Hörigen ruhten. Dem Landesherrn mußten sie Gebäude- und Grundsteuer entrichten und waren ihm zur Landesfolge verpflichtet. Zu dieser gehörten Rundfuhren, Jagden (Wolfsjagden) und Wachten (bei Arrestanten, Unglücksfällen, Einbrüchen), Kriegsfuhren, Dienste bei der Landesverteidigung und beim Bau herrschaftlicher Schlösser und Landesburgen. Den Zehntherren hatten sie jährlich den zehnten Teil von den geernteten Früchten (Fruchtzehnten) und von dem auf seiner Besitzung geborenen Vieh (Blutzehnten) abzuliefern, an den Gutsherrn Pacht an Korn und Vieh, außerordentliche Abgaben wie Auffahrt und Sterbefall und Spann-, Hand- und Zwangsdienste zu leisten. Auch an die Kirche hatten die hörigen Gemeindemitglieder zahlreiche Abgaben zu liefern: Korn, Flachs, Brot, Hühner, Hähnchen, Eier, Würste usw., auch Geldbeträge, wie Gutenmontagsgeld oder Zangengeld. Bei Neubauten oder Ausbesserungen der kirchlichen Gebäude wurden sie außerdem zu unentgeltlich auszuführenden Fuhren und Handdiensten herangezogen. Dazu traten noch die sog. Bauernwerke, die für die ganze Bauerschaft oder das Kirchspiel zu leisten waren, wie Weganlagen und -verbesserungen. Seinem eigenen Acker, der ihn und seine Familie ernähren und die mannigfachen Abgaben erzeugen sollte, konnte der Hörige nicht die nötige Aufmerksamkeit, Zeit und Kraft widmen. Es kam noch hinzu, daß der leibeigene Bauer unter den unaufhörlichen Fehden des Adels

am meisten zu leiden hatte. Die hörigen Höfe des Feindes wurden niedergebrannt, das Vieh fortgetrieben und die Bewohner grausam mißhandelt. Von seinem Gutsherrn erhielt der Hörige höchstens einige Bäume zum Bau einer neuen Wohnung, sonst war er lediglich auf die Hilfe seiner Verwandten und Standesgenossen angewiesen. Vor dem Erlaß gesetzlicher Bestimmungen waren die Hörigen ganz der Eigenmacht ihrer Gutsherren preisgegeben. Auffahrten und Sterbefälle bestimmten diese nach ihrem Gutdünken. Sich widersetzende Hörige wurden in Ketten gelegt und mißhandelt, oder bei Wasser und Brot in die Hundeställe gesperrt, bis sie nachgaben. Es war dem Gutsherrn ein leichtes, einen unliebsamen Hörigen von Haus und Hof zu jagen. Man nannte das Verfahren die Abäußerung oder Abmeierung. (Daher die Redensart: er ist abgemeiert, d. h. abgesetzt worden.)

b. **Die Meier.** Die Hofherren waren Kriegsleute und häufig von ihrem Besitztum abwesend; deshalb setzten sie aus der Zahl der Hörigen einen besonderen Beamten ein, der die Verwaltung führen mußte. Er hatte die Aufsicht über die Knechte des Herrenhofes und die frondienstpflichtigen Bauern, und hatte ihnen gegenüber die Rechte des Herrn zu vertreten. Für seine Dienste bekam er Gehalt oder eine Hufe zur eigenen Bearbeitung. Dieser Beamte hieß der villicus oder Meier, in Westfalen auch wohl Schulte oder Schultheiß. Auch die Laten bewahrten und bewachten ihre Rechte. Die Rechtsprechung in einzelnen Fällen geschah durch die Gesamtheit der angeschlossenen Laten in Versammlungen des Hofgerichts oder Meierdings, dessen Vorsitzender der Herr oder sein Stellvertreter, der Meier, war. Ein Teil der Hörigen wurden bevorzugte Diener des Herrenhofes, bekamen besondere Rechte vor den übrigen, indem sie als ritterliche Dienstmannen ihren Herrn in den Krieg begleiteten und ihm persönliche Dienste leisteten. Sie hießen die Ministerialen (Minister=Diener).

c. **Das spätere bäuerliche Recht.** Bei der Ausbreitung des Großgrundbesitzes in Sachsen kamen häufig viele Villikationen in eine Hand, so daß dem Besitzer die Aufsicht über die entfernt liegenden Höfe sehr erschwert wurde. Die Meier dieser Höfe wurden immer selbständiger. Häufig wurden sie nicht mehr aus den Laten genommen, sondern aus den vornehmeren Ministerialen, die danach strebten, ihr Amt erblich zu machen. Unregelmäßigkeiten und Unterschlagungen bei der Ablieferung der Abgaben kamen häufig vor. Darum überließen manche Großherren den Meiern die von ihnen bewirtschaftete Villikation gegen einen jährlichen festen Betrag; was er darüber einnahm, war sein besonderer Verdienst. Die Abgaben wurden pensio (Pacht) genannt. Der Pächter=Meier strebte nun natürlich danach, möglichst große Überschüsse zu erzielen und drückte seine Laten mit Abgaben und Dienstleistungen. Dadurch wurden viele Grundherren veranlaßt, ihre Villikationen aufzulösen und ihren Laten die Freiheit zu schenken. Diese konnten keinen Anspruch auf

den Besitz ihrer bisher bewirtschafteten Lathusen erheben. Sie wandten sich meistens den aufblühenden Städten zu. Durch den Wegzug der Laten wurden Hufen frei, sie wurden, zu mehreren vereinigt, an frei gewordene Laten neu verpachtet. Dabei wurden die Bedingungen zugrunde gelegt, unter denen der Herrenhof an den Meier verpachtet war. Deshalb nannte man dies Pachtrecht das Meierrecht. Durch die Neuverpachtung konnte der Grundherr weit größeren Nutzen aus seinem Grundbesitz ziehen.

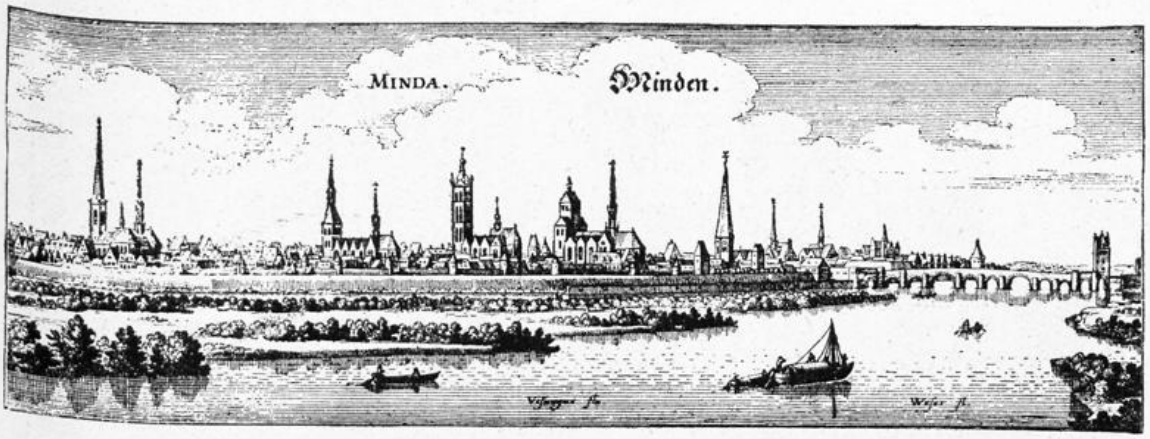
Die Aufteilung der Villikationen in einzelne Pachthöfe erfolgte in Westfalen viel später als in Ostfalen, namentlich in Münster und Ravensberg, wo zäh am Alten festgehalten wurde.[1]) Zuerst fand sie in der Nähe der Städte statt; die abgetrennten Lathusen wurden an die Städter verpachtet. Gerade in Westfalen hatten sich viele Meier ein festes Recht auf die Verwaltung ihrer Gutsbezirke erworben, so daß es den Grundherren unmöglich war, die Ablösung herbeizuführen. Hin und wieder mußten sie ihrem Meier, dem sie sich verpflichtet hatten, den bisher verwalteten Bezirk ganz überlassen. In diesem Falle wurden die Gutsbezirke Meierämter genannt, während die Inhaber als Amtmeier und seine Hörigen als Amthörige bezeichnet wurden. Die Hörigkeit nahm hier meist milde Formen an, namentlich den bäuerlichen Meiern gegenüber; denn der Meier war ja nun kein Beamter seines Grundherrn mehr, sondern selbst ein Bauer. Nach und nach wurde bei dem Bestreben der Hörigen, ihre Stellung zu heben, der Unterschied zwischen ihnen so gering, daß die Amthörigen auch für sich Anspruch auf die Bezeichnung als Meier machten, besonders, da sie mit der Zeit auf ihrem Besitztum erblich wurden, wenn auch nicht vor dem Gericht. Auch das alte westfälische Erbrecht, wonach das Erbe unzerstückelt und unvermindert an den ältesten oder jüngsten Sohn übergehen mußte, wurde namentlich im nördlichen Westfalen (Münster und Ravensberg) durch die Jahrhunderte festgehalten, und es kam zu keiner Aufteilung der großen Besitze, auch nicht zur Zerstückelung der Marken, der Wälder und Heiden, die gemeinsamer Besitz waren. Es konnten deshalb auch keine neuen Bauerngüter geschaffen werden. Das römische Recht, das auch in Westfalen zur Geltung kam, erkannte die Erblichkeit des Latenbesitzes nicht mehr an; dadurch war den Grundbesitzern die Möglichkeit gegeben, den Ertrag ihrer Güter durch Erhöhung der von alters her festgesetzten Abgaben zu steigern. Die Lage der Hörigen wurde dadurch bedeutend ungünstiger, und viele wanderten nach dem slawischen Osten aus, wo sie mit westfälischer Zähigkeit weite Strecken urbar machten. Die Zurückgebliebenen lebten in der alten Hörigkeit weiter, die am geringsten in der Mark und im Sauerlande, mehr im Münsterschen, am schroffsten aber in Ravensberg ausgebildet war.

---

[1]) Friedrich der Große befahl nach dem Siebenjährigen Kriege die Aufhebung der gemeinen Mark und ihre Teilung unter die berechtigten „Mark-Erben".

4. Die westfälischen Städte.

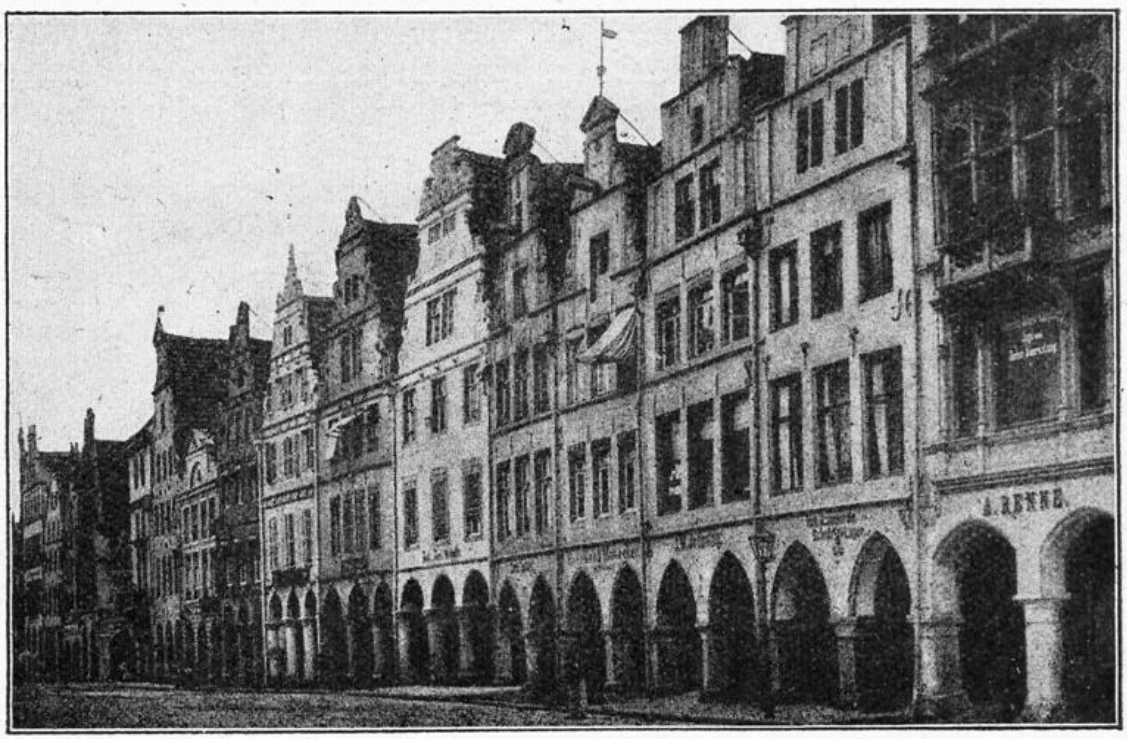
a. **Städtegründungen.** Die westfälischen Städte entwickelten sich fast alle aus Ortsgemeinden, in erster Linie aus den Ortschaften, die bei den Bistümern und den königlichen Pfalzen entstanden waren und die sich durch Zuzug bald vergrößerten. So entstanden als die ältesten Städte Westfalens Minden, Münster, Paderborn, Herford, Soest. Aber auch frei, „von wilder Wurzel", wie es hieß, wurden Städte gegründet, besonders an bedeutungsvollen Straßenknotenpunkten, Heeresstraßen und Flußübergängen. Sie erlangten schnell Blüte und Bedeutung. Durch die Soester Börde z. B. führten zwei wichtige Heeresstraßen (Hellweg). Die eine folgte der Lippe und führte nach Minden zur Weser, die andere ging durch den Paß von Driburg nach Osten. An diesen Straßen entstanden die Städte Dortmund, Unna, Werl und Lippstadt, die bald blühende



Minden. Nach Matthias Merian.

Handelsplätze wurden. Der zur Städtegründung erforderliche Grund und Boden wurde vom Grundherrn gewährt und die einziehenden Ansiedler von der Hörigkeit freigesprochen. Doch mußten sie auch fernerhin Abgaben an ihren früheren Herrn entrichten. Neben dem Stadtrecht wurde dem Ort das Recht verliehen, einen öffentlichen Markt abzuhalten. Die Bewohner umgaben dann die neue Stadt zum Schutz gegen räuberische Überfälle mit Mauern; das Stadtgebiet vor den Toren wurde durch Hecken und Gräben, sog. Landwehren, von dem flachen Lande getrennt. Dieser Schutz zog viele neue Ansiedler an. Darum verdanken manche Städte ihre Entstehung den stetigen Kämpfen der westfälischen Grafen, namentlich mit den Erzbischöfen von Cöln. Als die Unsicherheit größer wurde und besonders die reichen Benediktinerklöster unter Überfällen und Plünderungen zu leiden hatten, wurden die Klosterleute um die Klöster herum in Orten mit Stadtrechten und Befestigungen angesiedelt. Neu gegründete Städte erhielten meist das Recht einer älteren. Zahlreiche Städte in Westfalen hatten das Dortmunder oder Münstersche Stadtrecht.

b. **Stadtrecht.** Als Rechtsgrundsatz galt: Stadtluft macht frei! Die Vorschriften für die Aufnahme neuer Bürger bestimmten, daß kein Unfreier gegen den Willen seines Herrn unter die Bürgerschaft aufgenommen werden dürfe. Wenn aber ein Unfreier „Jahr und Tag" in der Stadt gewohnt und sein Herr bis dahin keinen Widerspruch erhoben hatte, dann wurde er frei. Außerdem enthielt das Stadtrecht noch Bestimmungen über die Gütergemeinschaft in der Ehe, über das Erbrecht, sowie Strafen für Vergehen aller Art. Die Hörigkeit, die Unsicherheit und die drückenden Lasten auf dem Lande veranlaßten viele, die Stadt mit ihrer Freiheit und Sicherheit aufzusuchen. Sie wurden bereitwillig aufgenommen und konnten in

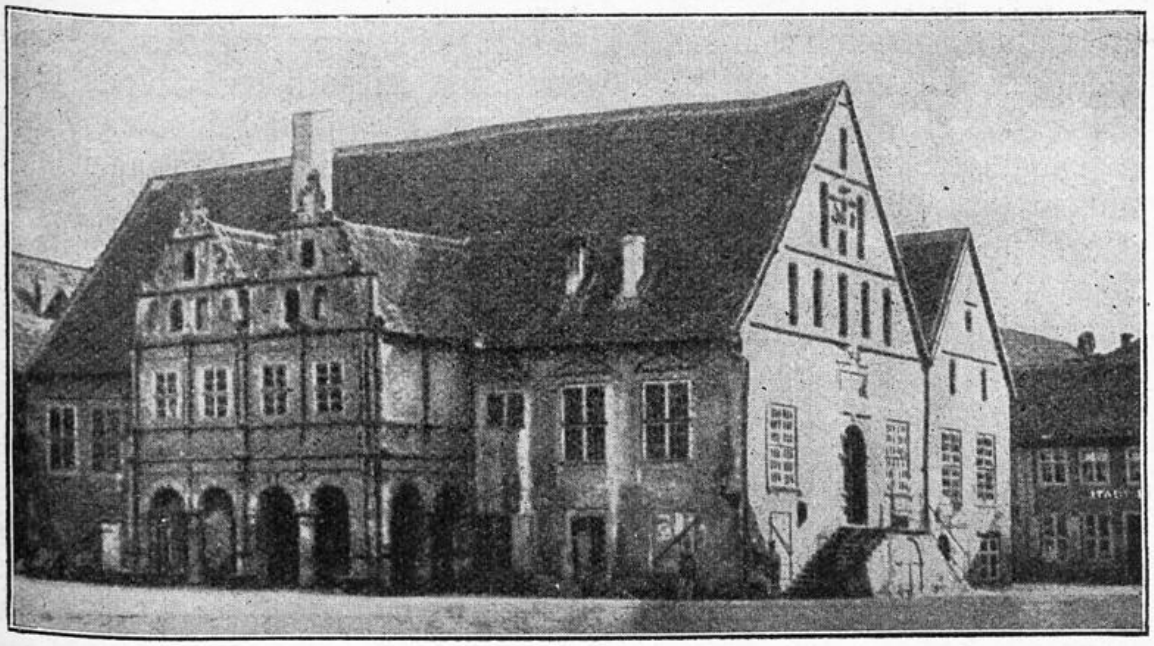


Marktplatz zu Münster.

der Stadt Grundeigentum erwerben und das Bürgerrecht erlangen. Sie hatten dann das Recht, die gemeinsame Mark, den gemeinsamen städtischen Besitz mitzubenutzen. Der Bürger trieb sein Vieh auf die Gemeindeweide und erhielt Holz aus den Gemeindewäldern.

c. **Stadtverwaltung.** Die Bürger hatten das Recht, eine städtische Verwaltung, einen Magistrat aus 12 Männern zu wählen, die anfangs Schöffen, später Ratsmannen hießen. Sie hatten das Wohl der Stadt zu beraten und Recht zu sprechen. Dem Stadtgericht mußten sich alle Bürger unterwerfen. Es war ursprünglich nur für Marktsachen zuständig, dehnte aber später seine Machtbefugnisse über das ganze Weichbild, d. h. die Stadt und ihr Gebiet aus. (Weichbild von wik = Stadt und bilida = Recht, Gerichtsbarkeit, also Gebiet des Stadtrechtes.) Den Vorsitz im Stadtgericht führte meist ein vom Landesherrn bestellter Richter, der Vogt. Bald aber wußten die Städte bei steigender Macht auch die hohe Gerichts-

barkeit zu erwerben und wählten den Richter aus der Mitte der Ratsglieder. Die Beisitzer waren die Schöffen oder Ratsmänner. Zunächst war der Richter des Stadtgerichts auch der Vorsteher der städtischen Verwaltung. In den rein städtischen Angelegenheiten aber berieten die Ratsmänner, die von der Bürgerschaft gewählt wurden, wohl ohne ihn; dann wurde der tüchtigste und einflußreichste Ratsmann der Sprecher bei den Verhandlungen und auch wohl aus der Mitte des Magistrats mit ihrer Leitung beauftragt. In streitigen Fällen galt die ältere Stadt, von der das Stadtrecht übernommen war, als Oberhof für Rechtsprechung. In Westfalen waren solche Oberhöfe namentlich die Reichsstadt Dortmund und das cölnische Soest.



Altes Rathaus von Herford (1878 abgebrochen). Nach einer alten Photographie. (Aus Ludorffs Bau- und Kunstdenkmälern von Westfalen. Band: Kreis Herford.)

d. **Stadtbewohner.** Die Hauptbeschäftigung der Bürger war ursprünglich Ackerbau und Viehzucht; das Vieh wurde auf die gemeinsame Weide getrieben. Später wurde diese unter die Bürger geteilt und die Felderwirtschaft verschwand immer mehr, je mehr sich Handwerk und Handel entwickelten. Vor den Toren entstanden Gärten, wo vorher Felder gewesen waren. Die Stadt wurde immer mehr der Sitz des Gewerbes und des Handels, die Landwirtschaft zog sich auf die Dörfer zurück. Doch vollzog sich der Übergang meist sehr langsam. Auf dem Markte schlugen die Verkäufer gegen eine Abgabe ihre Stände auf. Da man in den kleinen und engen Privathäusern keine großen Schaufenster für die Auslage der Waren anbringen konnte, so entstanden bald verdeckte Kauf- oder Gildenhallen, oder man baute offene, überwölbte Hallen, die sich oft, wie in Münster, ganze Straßen entlang zogen. In anderen Städten, wie in Dortmund, Soest und Brilon, wurden sie an den Rathäusern oder anderen öffentlichen Gebäuden angebracht.

IV. Aus dem Herzogtum Westfalen.

1. Die Entstehung des Herzogtums Westfalen.

(1180.)

a. **Der Erzbischof von Cöln wird Herzog von Westfalen.** Im Jahr 1180 hatte Kaiser Barbarossa über den widerspenstigen Sachsenherzog Heinrich den Löwen die Acht ausgesprochen und ihn seiner Länder, also auch des Herzogtums Sachsen für verlustig erklärt. Das große Herzogtum Sachsen wurde nun für immer aufgelöst, und der Erzbischof Philipp von Cöln erhielt einen großen Teil Westfalens zur Verwaltung und den Titel eines Herzogs von Engern und Westfalen für sich und seine Nachfolger. Die kriegerischen Cölner Erzbischöfe hatten schon vor 1180 im südlichen Westfalen Ländereien und Befestigungen in Besitz; dazu kamen noch geistliche Stiftungen mit reichem Grundbesitz. Nun erhielt der Erzbischof die herzogliche Obergewalt über ein großes, zusammenhängendes Gebiet und die Großen dieses Landes. Es gehörten dazu als geistlicher Besitz: das Hochstift Paderborn, die Abteien Essen, Corvey und Herford; dazu kamen die Grafschaften Arnsberg, Berg, Mark, Waldeck, Everstein, Schwalenberg, die Edelherrschaften Lippe und Büren und die Reichsstadt Dortmund. Mit der Zersplitterung des alten Herzogtums Sachsen traten also für das Gebiet der heutigen Provinz Westfalen bedeutende Veränderungen ein. Es wurde dadurch das Zerfallen des Gebiets in eine große Anzahl von selbständigen Landesherrschaften befördert.[1]) Jedes einzelne weltliche und geistliche Fürstentum in Westfalen hat von jetzt an eigentlich seine eigene Geschichte. Denn dem Erzbischof von Cöln wurde die Ausübung seiner Herzogsgewalt sehr streitig gemacht. Die ansässigen geistlichen und weltlichen Herren waren keineswegs gesonnen, dem Kirchenfürsten vom Rhein gegenüber eine untergeordnete Stellung einzunehmen. Es begann vielmehr mit der Übertragung des Herzogtums Westfalen auf die Erzbischöfe von Cöln ein heftiger und lange dauernder Kampf (13. bis 15. Jahrhundert) der weltlichen und geistlichen Herren gegen die cölnischen Herzöge.

b. **Die Herzogsgewalt.** Der Herzog hatte das Recht, die Großen seines Landes zu Landtagen zu berufen, alle Bewohner zum Kriegsdienst zu entbieten und als oberster Gerichtsherr Gericht abzuhalten. Ferner durften die Großen ohne seine Einwilligung keine Befestigungen anlegen, und er hatte das Recht, Reisenden für sein ganzes Gebiet Geleit zu gewähren. Dagegen hatte er die Pflicht,

[1]) Ende des 18. Jahrhunderts gab es in Westfalen nicht weniger als 42 Reichsfürstentümer; das ganze Land setzte sich aber aus 87 Landesherrschaften (Territorien) zusammen, die im Anfang des 19. Jahrhunderts zu Gliedern des Staates der Hohenzollern wurden.

seine Untertanen zu schützen und für die Aufrechthaltung des Landfriedens zu sorgen.

Nach dem Burgbaurecht konnten die Erzbischöfe auf dem Gebiete des Herzogtums nach ihrem Ermessen Burgen anlegen, konnten aber den Großen den Bau von Burgen verbieten. Dies Recht war für sie von großer Bedeutung, da sie von ihren befestigten Plätzen aus die wehrlosen Gebiete ihrer Untergebenen leicht beherrschten. Gegen das Burgbaurecht erhob sich deshalb auch der heftigste Widerstand von seiten der westfälischen Grafen. Befanden sich die Erzbischöfe durch Kriege in anderen Gebieten in augenblicklicher Verlegenheit, oder gewannen die westfälischen Grafen in den Kämpfen mit dem Herzog die Oberhand, so legten sie nach ihrem Gefallen Burgen und Befestigungen an.

Auch das Geleitsrecht machten die geistlichen und weltlichen Herren dem Erzbischof streitig. Wer das Gebiet zwischen Rhein und Weser durchziehen wollte, der mußte dem Herzog als oberstem Gerichtsherrn eine bestimmte Abgabe entrichten. Dafür erhielt er seinen Schutz und konnte Schadenersatz verlangen, wenn ihn Wegelagerer auf seiner Reise beraubten. Dem Reisenden wurde für seine Sicherheit ein Geleitsbrief ausgestellt. Aber die westfälischen Grafen kümmerten sich wenig um das Geleitsrecht des Cölner Erzbischofs, sondern gewährten und versagten den Durchzug durch ihr Gebiet nach ihrem Belieben. Oft nahmen sie für die Gewährung des Geleits die Hoheitsrechte ganz in Anspruch. Die Erzbischöfe schritten gegen das Unwesen nicht ein, da nicht sie, sondern die Kaufleute den größten Schaden davon hatten. Die Folge davon war, daß die Städte sich verbanden, um ihre handeltreibenden Bürger selbst gegen räuberische Überfälle zu schützen.

Auch für die Wahrung des Landfriedens und den Schutz der Schwachen gegen die Stärkeren hatten die Herzöge zu sorgen. Namentlich die Klöster hatten unter Überfällen durch ihre beutelustigen ritterlichen Nachbarn viel zu leiden. Sie stellten sich deshalb unter den Schutz des Herzogs. Häufig reichte dessen Macht aber nicht so weit, diesen Schutz wirksam auszuüben. Deshalb suchten die Klöster seit dem Ende des 13. Jahrhunderts wieder Hilfe bei den Grafen, wobei sie natürlich ihre volle Selbständigkeit einbüßten. Nur wenige Erzbischöfe traten kraftvoll für die Erhaltung des Landfriedens ein, besonders Engelbert der Heilige, der auch außerhalb seines Herzogtums das höchste Ansehen genoß.

2. Engelbert von Berg, Erzbischof von Cöln.

(1225.)

a. **Engelbert als Regent.** Engelbert, der letzte Sprößling der alten Grafen von Berg, wurde im Jahre 1216 zum Erzbischof von Cöln gewählt und erhielt wegen seiner vortrefflichen Eigenschaften den Beinamen „der Heilige“. Er war eine Herrschernatur, eine

Heldengestalt von männlicher Schönheit, ausgezeichnet durch scharfen Verstand und tatkräftige Entschlossenheit. Sein äußeres Auftreten war ehrfurchtgebietend; von seiner Leutseligkeit wurde jeder hingerissen, der sich ihm nahte, seine Beredsamkeit war unwiderstehlich. Unverdrossen arbeitete er für das Wohl seines Landes und gab allen Untertanen ein leuchtendes Beispiel rastloser Tätigkeit und gewissenhafter Pflichterfüllung. Darum blühten unter seiner Regierung die Städte und Dörfer seines Landes. Bald hochangesehen, wurde er Reichsverweser, als Kaiser Friedrich II. in Italien weilte. Mit großer Tatkraft suchte Engelbert die Herzogsgewalt in seinen westfälischen Ländern zur Anerkennung zu bringen. Häufig erschien er hier, hielt Kirchenversammlungen ab, saß als Herzog zu Gericht, umgeben von den Grafen, Bischöfen und Äbten des Landes, hielt mit kräftiger Hand den Landfrieden aufrecht, so daß der Handelsmann sicher seine Straße ziehen konnte, und begünstigte die heilige Feme unter seiner Oberhoheit.

Durch diese Bestrebungen erwuchsen ihm schon manche Gegner, besonders, da seine Tatkraft oft in Herrschsucht und übergroße Strenge ausartete. Vornehmlich nahm er sich natürlich der Kirchen und ihrer Stiftungen an und suchte sie vor den Bedrückungen und eigennützigen Bedrängungen ihrer Vögte[1]) zu schützen. Namentlich die Abtei Essen hatte unter den Übergriffen ihres Vogtes, des rohen und gewalttätigen Grafen Friedrich von Isenburg, der auf der starken und stolzen Isenburg an der Ruhr bei Hattingen hauste, viel zu leiden. Den Ermahnungen seines Verwandten und Landesherrn Engelbert setzte er hartnäckigen Trotz entgegen und verbat sich die Eingriffe in seine ererbten Rechte. Er glaubte auch, daß der Erzbischof nie ernstlich mit ihm ins Gericht gehen würde. Auf vielfache Beschwerden befahlen nun Papst Honorius III. und Kaiser Friedrich II. dem Erzbischof, dem eigenmächtigen Schalten und Walten des Isenburgers über die Stiftsgüter endlich gründlich Einhalt zu tun. Dazutretende Familienstreitigkeiten und Aufhetzung von Verwandten machten den Isenburger gegen den mahnenden Erzbischof immer aufsässiger und verstockter, und gegen das Ende des Jahres 1225 gelangte der Streit zu einem blutigen Ausgange.

b. **Die Ermordung Engelberts.** In den ersten Tagen des Novembers 1225 kam Engelbert nach Soest, um mit den dort versammelten geistlichen und weltlichen Fürsten u. a. auch den Streit mit Friedrich von Isenburg zu einem gütlichen Ende zu führen. Ein

[1]) Da den Geistlichen die Teilnahme am Blutgericht verboten war, wurden in weltlichen, besonders in gerichtlichen Sachen die Vögte mit der Vertretung des geistlichen Landesherrn (Bischofs) beauftragt. Sie wurden anfangs vom Könige bestellt, dann aber von den Klöstern frei gewählt. Die Vögte übten die gesamte Gerichtsbarkeit und die äußere Verwaltung der geistlichen Herrschaft aus, wodurch natürlich die Hoheitsrechte der geistlichen Herren beschränkt wurden. Diese führten deshalb seit dem 13. Jahrhundert einen ständigen Kampf mit ihren Vögten.

Ausgleich aber kam nicht zustande. Der Erzbischof drohte Friedrich mit der Entziehung der Schirmvogtei Essen, seines Reichslehens. Da wurde der jähzornige Isenburger von Wut gegen den Erzbischof erfüllt. Dieser hatte sich durch sein herrisches Auftreten noch mehr Feinde gemacht, und es entstand unter ihnen eine Verschwörung, der sich mehrere seiner nächsten Verwandten anschlossen, u. a. die Bischöfe von Münster und Osnabrück, Friedrichs Brüder. Alle hatten von Engelbert nur Gutes und Förderung erfahren. Friedrich beschloß in seinem Grimm, den Erzbischof zu ermorden, und suchte sich schon in Soest dazu etwa 25 taugliche Dienstmannen aus. Um den Erzbischof in Sicherheit zu wiegen, ging er scheinbar um des Friedens willen auf dessen Vorschläge ein, indem er versprach, nach einigen Tagen nach Cöln zu kommen, um dort den völligen Ausgleich zu Ende zu führen.

Graf Friedrich reiste zu gleicher Zeit mit dem Erzbischof von Soest ab, doch verließ er ihn bald, um mit seinen Mordgesellen alle Vorbereitungen zu treffen. Engelbert aber ritt mit seinem Gefolge nach Schwelm, wo er am 8. November eine Kirche weihen wollte. Um die Mittagszeit erschien Graf Friedrich wieder bei ihm, um über den Weg, den der Erzbischof zu wählen gedenke, sowie über die Zahl seiner Begleiter sich Kunde zu verschaffen. Engelberts Einladung, mit ihm in Schwelm zu übernachten, wurde unter allerlei Vorwänden abgelehnt. Am Abend erschien der Isenburger zum drittenmal, aber nicht wie vorher auf leichtem Reitpferde, sondern auf seinem Streitrosse. Den freundlichen Zuruf Engelberts: „Ich wußte wohl, Vetter, daß Ihr bei mir bleiben würdet!“ beantwortete der Graf mit Schweigen. Sein verstörtes Antlitz aber verriet seine schwarzen Pläne. Er hatte alles vorbereitet: am Gevelsberge lagen bei einem Hohlwege die ausgewählten Helfer versteckt. Mit Freude bemerkte Friedrich, daß das Gefolge des Erzbischofs kleiner geworden war, da bereits mehrere seiner Begleiter nebst den Köchen nach Schwelm vorausgeeilt waren, um das Nachtlager und die Mahlzeit zu bereiten. Nur wenige ritten noch mit ihrem Herrn, unter ihnen war der Graf Konrad von Dortmund.

Inzwischen war der Abend heraufgezogen. Nebeneinander ritten der Graf und das Opfer seines Hasses den Gevelsberg hinauf, wo die Mörder versteckt waren. Als der Erzbischof in einen tiefen Hohlweg einbog, blieb Friedrich etwas zurück. Von der Höhe gab der Ritter Heribert von Rinkerode durch einen gellenden Pfiff den Versteckten das Zeichen zum Angriff. Mit gezogenen Schwertern stürzten die Mörder dem Reisezuge entgegen. Schnell vertauschte der Erzbischof sein Reitpferd mit dem Streitrosse, aber weder der mannhafte Kampf noch die Flucht konnten ihn retten. Und als er um Schonung seines Lebens bat, da ertönte der wilde Ruf des Isenburgers: „Schlagt ihn zu Boden, den Räuber, der die Erben ihres Erbteils beraubt, der keinen verschont!“

In unmenschlicher Weise wurde diesem Befehle gehorcht, 47 Wunden wurden später an der Leiche gefunden. Die Begleiter des Erzbischofs konnten, trotzdem sie ihre Schwerter mutig führten, das Leben ihres Herrn nicht erhalten; mehrere wurden niedergemacht, einige entflohen. So lag, mit Blut und Wunden bedeckt, der mächtige Prälat, der Verweser des deutschen Reiches, in dunkler Nacht im Schatten des Waldes. Es war der 7. November 1225.

Einige der Getreuen eilten noch in der Nacht zur Stätte der blutigen Tat zurück. Fast der ganzen Kleidung beraubt, fanden sie ihn nach langem Suchen. Aus einem nahen Hause holten sie einen Karren, legten darauf die in ein leinenes Tuch gehüllte Leiche und brachten sie nach Schwelm. Hier weigerte sich der Priester, sie in der Kirche niedersetzen zu lassen. So ließ man den Toten in dem Hause, in dem das Nachtlager bereitet war, bei brennenden Kerzen bis zum Morgen. Dann wurde der Weg nach Cöln angetreten, woselbst nach mancherlei Zwischenfällen die Gebeine endlich ihre letzte Ruhestätte fanden.

c. **Die Sühne der Tat.** Schon einige Tage nach der Tat erschienen Edle und Dienstmannen der Cölner Kirche vor dem Kaiser Heinrich in seiner Burg zu Nürnberg, um Klage gegen den Mörder zu erheben. Sie zeigten die zerrissenen, blutbefleckten Kleider ihres Herrn und forderten laut und ungestüm Gerechtigkeit. Allgemeine Empörung herrschte über die ruchlose Tat. Die Ritter des Königs gerieten in Streit darüber, ob der Mörder sofort zu ächten oder erst vor ein Gericht zu stellen sei. Der Streit ging zu Tätlichkeiten über, die Schwerter flogen aus der Scheide, und alle drängten stürmisch die Treppe hinunter, so daß diese einstürzte und an 50 Menschen, darunter 23 Ritter, erdrückt wurden. Über Isenburg wurde die Acht ausgesprochen. Kurz nachher wurde auf dem Reichstage zu Frankfurt die Leiche in feierlichem Trauerzuge von Cöln hergeführt und dem Könige und den versammelten Fürsten gezeigt. Beim Anblick der blutigen Kleider brach der junge 13jährige Königssohn, dessen Erzieher der Ermordete gewesen war, in bitterliche Tränen aus. Die Acht gegen Friedrich wurde verschärft und eine Belohnung von 1000 Mark auf seinen Fang gesetzt. Seine Mitwisser und Mitverschwörer wurden hart gestraft. Seine Brüder, die Bischöfe von Münster und Osnabrück, wurden ihrer Ämter entsetzt und zur Aburteilung nach Rom gesandt, andere Mitschuldige mit Bann und Acht belegt. Auch Graf Otto von Tecklenburg konnte den Verdacht, an den Plänen des Iserburgers beteiligt gewesen zu sein, nicht von sich abwälzen, und durch eine lange Fehde, die der Nachfolger Engelberts gegen ihn führte und die große Verheerungen in Westfalen zur Folge hatte, wurde die Macht des Tecklenburgischen Hauses erheblich geschwächt.

Die Isenburg wurde erobert und von Grund aus zerstört. Friedrich selbst trieb sich, von Bann und Acht verfolgt, unstet in der

Irre umher. Als Kaufmann verkleidet kam er mit zwei Begleitern nach Lüttich, hier wurde er erkannt, gefangen und in Ketten nach Cöln geführt. Im November 1226 wurde er auf das Rad geflochten. Er ertrug seine fürchterliche Strafe mit großer Standhaftigkeit, unaufhörlich betend und die Umstehenden auffordernd, für seine arme Seele Fürbitte zu tun. Friedrichs Weib Sophie starb an gebrochenem Herzen.

Zu Cöln am Rheine kniet ein Weib
am Rabenstein unterm Rade,
und überm Rade liegt ein Leib,
an dem sich weiden Kräh' und Made;
zerbrochen ist sein Wappenschild,
mit Trümmern seine Burg gefüllt,
die Seele steht bei Gottes Gnade.

Und wenn das Rad der Bürger sieht,
dann läßt er rasch sein Rößlein traben,
doch eine bleiche Frau die kniet
und scheucht mit ihrem Tuch die Raben:
Um sie mied er die Schlinge nicht,
er war ihr Held, er war ihr Licht —
und ach! der Vater ihrer Knaben.

A. v. Droste-Hülshoff.

3. Die Zisterzienser in Westfalen.

(1150.)

a. **Klostergründungen.** Fast alle Klöster Westfalens, die in den ersten Jahrhunderten nach Karl dem Großen gegründet wurden, gehörten dem Orden der Benediktiner an. Sie erwarben sich namentlich durch die Pflege der Wissenschaften große Verdienste. Aber durch den übermäßig großen Wohlstand, in dem die Mönche durch Schenkungen und Stiftungen lebten, gerieten sie bald in geistigen und sittlichen Verfall. Neue Ordensgründungen nach strengen Regeln waren die Folge. So entstand 1098 der Orden der Zisterzienser, der auch in Westfalen viele Klöster gründete und namentlich für die Urbarmachung des Landes viel geleistet hat. Sie waren Bauernmönche und bauten ihre Klöster nicht auf Waldeshöhen, sondern legten sie am liebsten in Wald-, Sumpf- und Bruchgegenden an. Die bedeutendsten ihrer Mönchsklöster in Westfalen waren Hardehausen (Kreis Warburg, 1140), Marienfeld (Kreis Warendorf, 1185) und Bredelar (Kreis Brilon, 1196).

b. **Ihre Verdienste.** Die Zisterzienser genossen das größte Ansehen wegen ihrer Verdienste um die Kultivierung des Landes. Sie machten Einöden urbar, erhöhten die Erträge in Ackerbau und Viehzucht und führten neue Gemüse- und Obstsorten ein. Durch eifriges Roden vergrößerten sie ihren Besitz und rundeten das

Klostergebiet ab, durch ihre emsige wirtschaftliche Tätigkeit und durch Schenkungen wurden auch ihre Klöster allmählich reich. Außer den wirtschaftlichen Gebäuden fand man bei jedem Kloster solche für die Handwerker: Schusterei, Weberei und Schneiderei, ein Malz- und Brauhaus. In den Werkstätten wurden Tuch- und Lederwaren, Eisengeräte und landwirtschaftliche Maschinen für den eigenen Gebrauch und für den Verkauf angefertigt. So förderten sie also auch die Industrie. Im 14. Jahrhundert verweltlichten auch die Zisterzienserklöster durch Anhäufung von Reichtümern immer mehr.

Außer den genannten Männerklöstern gab es in Westfalen noch 25 Nonnenklöster der Zisterzienser. Viele von ihnen wurden als Sühne für die Ermordung Engelberts des Heiligen gegründet, so Fröndenberg durch Otto von Altena (1230), Marienthal (1228) durch Schwalenberger Grafen, Seeden (Kreis Tecklenburg) durch den Grafen Otto von Tecklenburg (1240).

4. Westfälische Gerichte im Mittelalter.

a. Das Gogericht.

1. **Sein Ursprung.** Die Gerichtsverhältnisse waren im Mittelalter sehr unklar und verwickelt. In frühester Zeit übte bei den alten Sachsen die Volksgemeinde die richterliche Gewalt aus. Dazu traten die freien Volksgenossen in Wehr und Waffen auf geweihter Stätte (Mal- oder Dingstätte) unter freiem Himmel unter dem Schutze des Gottes Ziu zusammen, regelmäßig vielleicht zur Sommer- und Wintersonnenwende, also in Zeiten der großen Götterfeste. Außer zu diesen „ungebotenen" Dingen konnte das Volk auch zu „gebotenen" besonders aufgefordert werden. Die freien Krieger traten im Ringe zusammen und umstanden die durch Stab und Band umgrenzte Gerichtsstätte, sie wurden daher der „Umstand" genannt. Dann trug der Fürst oder König die zu beratende Angelegenheit vor. Eine eigentliche Abstimmung fand nicht statt; durch lauten Zuruf und Waffengeklirr gaben die Volksgenossen ihre Zustimmung zu erkennen, durch zorniges Geschrei ihre abweichende Meinung.

2. **Das Gogericht.** Wie an vielen alten Gebräuchen und Einrichtungen, so hielten auch die hartköpfigen Sachsen in Westfalen lange an diesen Volksgerichten fest. Aus ihnen entstanden im Mittelalter die Gogerichte. „Go" bedeutet bebautes, mit bäuerlichen Besitzungen bedecktes Land; dann wurde der Name auf die Bewohner des Bezirks übertragen. Dem Gogericht unterstanden alle Bewohner seines Gebietes; es war ihr weltliches Landgericht, das über alle leichteren und schweren Vergehen urteilte. Die Ausübung der Gerichtsbarkeit lag dem Gografen ob, er war der ordentliche Richter „von der gantzen Landschafft". Der Gograf wurde ursprünglich von den Landleuten des Gos gewählt, doch erlosch dies

Wahlrecht in Westfalen schon früh. Manche Familien besaßen das Grafenamt erblich, oft wurde es von dem Landesherrn als Lehen weitergegeben. Der Bezirk des Gogerichts hatte oft eine große Ausdehnung; deshalb hatte der Gorichter mehrere Dingstätten, die meist auf dem freien Lande lagen.

3. **Das Gerichtsverfahren.** Auf der Malstätte, die von Pfählen eingehegt war, saß der Graf, vor sich das gezogene Schwert, das Zeichen des Blutbannes, oft auch ein Reliquienkästchen, worauf der Eid geleistet wurde. „Bei schweren Rechtsfällen trat der Kläger oder dessen Vorsprecher vor und ‚beschrie' den Beklagten, indem er das gezogene Schwert berührte. War weder der Beschriene noch sein Vorsprecher erschienen, so wurde ihm eine dreimalige Frist innerhalb dreimal 14 Nächten zur Verantwortung gegeben. Stellte er sich dann noch nicht dem Richter, so wurde er ‚friedlos gelegt'. Der Graf ging mit dem Kläger und dem Umstande an eine Wegscheide und verkündigte die ‚Verfestung' des Angeklagten in die vier Himmelsgegenden. Das Urteil wurde vom Umstande ‚gewiesen', nachdem er sich zur Beratung zurückgezogen hatte."

Schöffen gab es anfänglich beim Gogericht nicht; eine Gerichtsordnung von 1538 bestimmte aber ausdrücklich, daß in Zukunft das Urteil nur durch den Richter und eine kleine Zahl Schöffen „gewiesen" werden solle.

Wie bei den alten Volksgerichten gab es auch bei dem Gogericht ein „ungebotenes" und ein „gebotenes" Goding. Das ungebotene Goding fand regelmäßig jährlich drei- bis viermal statt. Auf ihm wurden allgemeine Fragen erörtert und die Rechte und Pflichten der Gogenossen verkündigt. „Man beratschlagte über Fragen, die das Land und dessen Wohl nach außen und innen betrafen; man bewilligte die Beden oder Abgaben, die Unterstützungen, die dem Landesherrn oder den Gaugenossen zugute kamen, man ordnete die Landesverteidigung an und glich Streit und Zwistigkeiten der Gaugenossen untereinander über Mein und Dein aus. Jeder Beschluß oder jedes Urteil wurde ein Weistum genannt, und wenn nach dreimaliger Umfrage niemand Einwendungen machte, zum bindenden Gesetz erhoben." Das gebotene Goding wurde besonders aufgeboten, wenn schwere Verbrechen abzuurteilen waren.

4. **Goabgaben.** Die Eidgenossen des Gogerichts mußten Abgaben entrichten: bares Geld, Hühner, Roggen, Hafer oder Salz. Einen Teil der Abgaben und ein Drittel der Gerichtskosten erhielt der Graf als Entschädigung. Alle Insassen des Gobezirks, die einen „eigenen Rauch" hatten, waren zur Teilnahme am Goding verpflichtet. Als sich im 15. und 16. Jahrhundert in den Städten die Stadt- und Ratsgerichte selbständig entwickelten, sanken die Gogerichte in ihrem Ansehen. Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts waren sie fast bedeutungslos geworden.

b. Das Femgericht.

1. **Entstehung der Feme.** Auf der Nordseite der Stadt Dortmund stand in der Nähe des Bahnhofs bis vor dessen Umbau (1910) eine uralte (jetzt abgestorbene) Linde, unter ihr ein bemooster steinerner Tisch mit einem fast verwitterten Doppeladler



Die Femlinde zu Dortmund.

des alten deutschen Reiches. Hier war im Mittelalter die bedeutendste Gerichtsstätte der heiligen Feme.[1])

In den rechts- und schutzlosen Zeiten des Mittelalters, als der Bauer keinen Augenblick sicher war, daß nicht benachbarte Raubritter seine Felder verwüsteten und seine Gehöfte in Brand steckten,

[1]) Nach dem Umbau des Bahnhofs wurde der Freistuhl auf dem Königswall aufgestellt. Neben ihm grünt ein Wurzelsprößling der alten Femlinde.

als der Kaufmann auf seinen Handelsgängen von Schnapphähnen und Wegelagerern überfallen und bei der Ohnmacht der öffentlichen Go- und Stadtgerichte Raub und Plünderung, Mord und Totschlag straflos begangen wurden, da lebten im Lande der roten (d. i. vielleicht ruen, rauhen) Erde[1]) in den Femgerichten die alten Grafengerichte wieder auf, die Karl der Große nach der Unterwerfung auch im Sachsenlande eingeführt hatte. Die freien Genossen eines Gaus erschienen an bestimmten Tagen dreimal im Jahre und hielten unter dem Vorsitze des Grafen als dem obersten Richter und dem Vertreter des Königs Gericht ab. Ein Baum oder sonst ein Mal bezeichnete die Gerichtsstätte. Die Feme (d. i. Genossenschaft) behauptete auch, Karl der Große habe sie eingesetzt. Wie sich in Westfalen überhaupt das altgermanische Wesen am längsten erhalten hat, so fanden auch die Freigerichte der alten Sachsen ihre Fortsetzung und eigentümliche Entwickelung. Sie bestanden neben den landesherrlichen Gerichten unmittelbar unter dem Kaiser und richteten in seinem Namen.

2. **Ihre Aufgabe.** Die Femgerichte machten es sich zur Aufgabe, ohne Ansehen der Person in raschem Verfahren Recht zu sprechen, alte Sitte und Tugend, Manneswort und Treue, Ordnung und Gesetz aufrecht zu erhalten. Gott, König und Recht waren ihr Wahlspruch, die Ehre war ihr Grundpfeiler. Die strenge Gerechtigkeit, deren sich die Gerichte anfangs rühmen konnten, die ehrfurchtgebietende Feierlichkeit, mit der sie verfuhren, und der wohltätige Einfluß, den sie besonders in den schrecklichen Zeiten des Faustrechts ausübten, verschafften ihr bald ein hohes Ansehen. In der Zeit ihrer Blüte war sie ein Segen, nicht allein für Westfalen, das immer ihr eigentlicher Sitz blieb, sondern auch für die Nachbarländer. Viele, die in Roheit und Willkür den Bannstrahl des Papstes, die Acht des Reiches und den Landfrieden des Kaisers verachteten, erzitterten, wenn sie die Vorladung des Freigrafen vor das Femgericht erhielten; denn sie wußten, daß seine strafende Hand sie erreichen würde. Die Feme wurde ein sicherer Schutz für die Schwachen gegen die Vergewaltigung der Mächtigeren. Sie flößte durch die schnelle und geheimnisvolle Ausführung ihrer Rechtsurteile vielen Grauen und Scheu ein, ihr Name verbreitete Furcht und Schrecken, und mancher wurde wohl dadurch von der Ausführung böser Taten zurückgehalten. Sie wagte es, auch Ritter, Grafen und Fürsten vor ihren Richterstuhl zu fordern und an ihnen die Strafen zu vollziehen. Das verschaffte ihr besonders großes Ansehen und bei der Blüte des Raubritterwesens große Bedeutung,

[1]) Die Bezeichnung Westfalens als „Land der roten Erde" rührt von der Feme her. Sie hielt ihr Gericht im Freien, auf Waldtriften, Bruch und Heide ab. Diese Plätze hießen „rote Stätten" (von roden?). „Alle Schöffen sollten gemacht werden" auf der „Roten Erde", d. h. auf diesen freien Gerichtsplätzen. Da die Feme anfangs nur in Westfalen wirkte, wurden allmählich „Westfalen" und „Rote Erde" gleichbedeutend.

aber auch unter den edlen Herren, die sich in ihrem einträglichen „Handwerk" so schnöde behindert sahen, sehr viele Feinde.

3. **Ihre Mitglieder.** Der oberste Richter einer Freigrafschaft hieß der Freigraf. Nur freigeborene Männer konnten zu Richtern gewählt werden. Das Gericht hieß Freigericht, die Stätte der Tagung der Freistuhl. Der Freigraf wurde von dem Stuhlherrn (Landesherr, Stadt, Stift) eingesetzt. Als 1180 der Erzbischof von Cöln Herzog in Westfalen wurde (S. 68), erkannte das westfälische Femgericht den Erzbischof als obersten Stuhlherrn an. Die angesehensten freien Männer jedes Gaues standen dem Freigrafen als Schöffen zur Seite. Sie hatten unter sich einen uralten Gruß und geheime Zeichen, woran sie sich erkannten, deshalb wurden sie auch „Wissende" genannt. Mit dem Gruß: „Eck grüt (grüße) ju, lewe Mann, wat fange ji hie an?" legte der Ankommende seine Rechte auf die linke Schulter des andern; dieser antwortete dann: „Allet Glück kehre in, wo de Fryenscheppen sin." Sonst bestanden ihre Heimlichkeiten noch in drei geheimen Alphabeten, in Erkennungszeichen bei Tische und in der Losung „Stock, Stein, Gras, Grein". Die Schöffen mußten sich durch einen Eid verpflichten, über alles, was das Gericht betraf, tiefes Stillschweigen zu bewahren. Sie schwuren, „die heilige Feme halten zu helfen und zu verhehlen vor Weib und Kind, vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Feuer und Wind, vor allem, was die Sonne bescheint, der Regen benetzt, vor allem, was zwischen Himmel und Erde ist". Die Verletzung des Schöffengeheimnisses wurde durch Ausreißen der Zunge und andere Grausamkeiten bestraft.

4. **Ort der Tagung.** Die „heimliche" Feme fand nicht, wie viele meinen, in düsteren, schaurig beleuchteten Felsenhöhlen oder unterirdischen Gewölben statt, wo furchtbare Marterwerkzeuge den Geladenen schreckten und schwarz vermummte Richter hinter Larven mit schaurig hohler Stimme Recht sprachen. Nein, die Femgerichte wurden auf einem Hügel, im Schatten einer Linde, auf freiem Felde am Fuße uralter Eichen abgehalten, und zwar am Tage im hellen Sonnenschein. Das Freigericht war ein offenes Gericht, zu dem jeder Zutritt hatte. Zuweilen aber wurde auch ein „Stillgericht" einberufen, das war ein „heimliches", weil nur Wissende daran teilnehmen durften. Es fand sonst unter denselben Verhältnissen statt.

5. **Die Ladung.** Die Feme urteilte über alles, was gegen den Christenglauben, die zehn Gebote, gegen Ehre und alles Recht ist. Sie forderte ohne Unterschied des Standes den Angeklagten vor ihren Stuhl. Aber auch Ausnahmen fanden statt: „Man soll keinen Pfaffen, auch keinen Geistlichen, der geschoren und geweiht, an einen Freistuhl laden, auch kein Weibsbild, noch Kinder, die zu ihren Jahren noch nicht gekommen sind, auch keinen Juden, noch Heiden, noch alle, die den Christenglauben nicht gekannt haben, weil sie des Gerichtes nicht würdig sind." Wenn jemand beim Femgericht verklagt war, so wurde er durch den Ladebrief mit sieben

Siegeln vorgeladen. War der Geladene ein Ritter auf einer verschlossenen Burg, so hieben die Fronboten des Nachts drei Späne aus dem „Rennbaum“ oder Riegel am Tore und steckten den Ladungsbrief in die Kerben. (Daher unser „Steckbrief“.) Dann klopften sie dreimal an das Burgtor.

6. **Die Gerichtssitzung.** Auf der Gerichtsstätte stand ein Tisch, an dem der Freigraf auf dem Freistuhl saß. Vor ihm lagen das Schwert mit dem Kreuzgriffe und eine Weidenschlinge; auf das Schwert mußten Kläger und Verklagte beim Schwören die Hand legen. Der Freigraf, die Schöffen und der Fronbote betraten die Gerichtsstätte. Der Freigraf stellt sich vor, der Fronbote hinter den Tisch; die Schöffen, in unbedecktem Haupte, in kurzen Mänteln und unbewaffnet, nehmen ihren Platz an den Seiten des Tisches. Die freien, nicht wissenden Männer des Bezirks stellen sich um die Malstätte. Der Freigraf richtet nun an den Fronboten mehrere Fragen: „Ist es am Tage und an der Zeit, ist hier die rechte Dingstätte, ein Freigericht zu hegen?“ Der Fronbote antwortet bejahend. Der Richter fährt dann fort: „Ich frage dich, Frone, auf welche Weise und mit wie viel Schöffen ich den Stuhl besetzen soll?“ Der Fronbote erwidert: „Ihr sollt zum mindesten sieben freie Leute, die Freischöffen sind, neben euch sitzen haben, sie sollen das Urteil weisen und Zeugen des Gerichts sein. Das Schwert soll vor Euch auf dem Tische liegen, ebenso die Weide.“ Darauf spricht der Freigraf: „So tue ich, wie du mir gewiesen, und hege ein Gericht und schließe des Königs Bank, Stätte und Mal mit diesen echten, rechten, freien Leuten des Königs mit Namen N. N. und mit den übrigen Femschöffen unter des Königs Bann und der höchsten Strafe, der Weide.“

Sollte das Gericht in ein heimliches umgewandelt werden, so wandte sich der Graf wieder an den Fronen mit den Worten: „Ich frage dich, ob sich ein unwissender Mann in diesem heimlichen Gerichte des Königs befindet und was solcher verschuldet hat?“ Der Fron antwortete: „Die höchste Strafe.“ Der Freigraf: „Wie soll man ihn denn strafen?“ — Der Fronbote: „Den sollt ir noymen mit synen kristlichen namen und binden eme syne hande vurn to samen und doin eme eyn seyl (Strick) oder weedt (Weide) umb synen hals und hangen eme an den erstenn boym, den ir dan da gehaven mogen.“ Diese Worte dienten Unberufenen zur Warnung. Der Freigraf gebot nun zum zweiten- und drittenmal Frieden, worauf die eigentlichen Verhandlungen begannen.

War der Angeklagte erschienen, so wurde er nun vor den Grafen geführt. Ein Freischöffe trug die Klage vor und bekräftigte sie durch seinen Eid. Der Angeklagte konnte sich durch einen Eid reinigen. Wurde dieser vom Kläger mit zwei Zeugen (Eideshelfern) widerlegt, so konnte er sich immer noch mit sechs Eideshelfern verteidigen. Nun mußte der Kläger schon 14 Zeugen beibringen, deren Aussage der Angeklagte durch 21 Zeugen entkräften konnte. Dann

erfolgte Freisprechung und sofortige Abführung mit verbundenen Augen. Mußte der Angeklagte sich schuldig bekennen oder wurde er überführt, so verkündete der Freigraf das Urteil, das von den Schöffen, dem Umstande, gefällt oder „gewysen" wurde.

Das Urteil lautete: „Den Angeklagten Mann N. N., den nehme ich aus dem Frieden, aus dem Rechte und aus den Freiheiten, die Kaiser Karl gesetzt und Papst Leo bestätigt hat, und die ferner alle Fürsten, Herren, Ritter und Knechte, Freie und Freischöffen gelobt und beschworen haben im Lande zu Sachsen, und werfe ihn nieder vom höchsten Grad zum niedersten Grad, und setze ihn aus allen Freiheiten, Frieden und Rechten in Königsbann und Wette in den höchsten Unfrieden und Ungnade, und mache ihn unwürdig, achtlos, rechtlos, siegellos, ehrlos, friedlos und unteilhaftig alles Rechts, und verführe ihn und verfeme ihn und setze ihn hin nach Satzung der heimlichen Acht, und weise seinen Hals dem Stricke, seinen Leichnam den Tieren und den Vögeln in der Luft, ihn zu verzehren, und befehle seine Seele Gott im Himmel in seine Gewalt, wenn er sie zu sich nehmen will, und setze sein Lehen und Gut ledig, sein Weib soll Witwe, seine Kinder sollen Waisen sein."

Der Freigraf nahm dann den Weidenstrick, bog ihn und warf ihn aus dem Gericht hinaus, und der sämtliche Umstand spie aus. Die Todesstrafe wurde sofort vollzogen. Man stach den Angeklagten mit einem Dolche nieder oder knüpfte ihn am nächsten Baume auf. Meist hatte der jüngste Schöffe das Henkeramt.

Stellte sich der Angeklagte nicht zum ersten Male, so wurde die Ladung noch zweimal in Zwischenräumen von zwei Wochen und einem Tag wiederholt. Erschien er auch dann nicht, so galt er als schuldig und wurde „verfemt". Der Name des Verurteilten wurde in das Blutbuch eingetragen und alle Freischöffen erhielten den Auftrag, das Strafgericht zu vollziehen. Der Verurteilte wurde von allen Wissenden verfolgt. Wohin er auch fliehen mochte, nirgends war er sicher vor der unheimlichen Macht, die sich an seine Sohlen heftete. Wo die Rächer seiner habhaft werden konnten, ob im Hause oder auf der Straße, im Felde oder im Walde, da vollzogen sie das Todesurteil. Doch mußten sie dabei zu dreien sein. Man ließ dem Toten alles, was er hatte, und steckte den Dolch der heimlichen Feme mit den geheimnisvollen Zeichen S. S. G. G. neben ihm in die Erde, als Zeichen, daß die rächende Feme hier ihres Amtes gewaltet hatte. Wer von zwei Schöffen auf „handhafter" Tat, „hebender Hand, blinkenden Scheines, gichtigen (d. i. beichtenden) Mundes" ertappt wurde, konnte von ihnen ohne Gerichtsurteil sofort gehangen werden.

7. **Blüte und Niedergang.** Der eigentliche Sitz der Feme blieb Westfalen. Am Freistuhl zu Dortmund oder im Baumhofe vor dem Schlosse zu Arnsberg kamen die Freigrafen zur Beratung zusammen. Aber sie dehnten ihren Wirkungskreis bald über Deutschland aus, und aus allen deutschen Ländern konnten freie und unbescholtene

Männer Freischöffen werden. Die höchste Blüte erreichte sie im 15. Jahrhundert, da waren wohl 100000 Freischöffen über ganz Deutschland verbreitet. Ritter und Fürsten, ja die Kaiser rechneten es sich zur Ehre an, Schöffen des Freigerichts zu werden. Kaiser Sigismund wurde im Jahre 1429 am Freistuhle zu Dortmund feierlich zum Schöffen geweiht.

Aber im Laufe der Zeit verlor sie sehr an Ansehen, da die Gerichte ihre Macht mißbrauchten und oft die unwürdigsten Personen unter die Schöffen aufgenommen wurden. Der Freistuhl zu Wünnenberg unweit Büren i. W. wagte es in seinem Übermute, Kaiser Friedrich III. und seinen Kanzler, Bischof Ulrich von Passau, vor sich zu laden. Der größte Mangel der Femgerichte war, daß ihnen eine feste einheitliche Rechtsgrundlage fehlte. Sie richteten nach altem Herkommen, nach den besonderen Überlieferungen jedes Freistuhles. Diese widersprachen sich aber häufig in ihren Satzungen; an einem galt als Recht, was beim andern Unrecht war. Es blieb nicht aus, daß Willkürlichkeiten und Verletzungen fremder Rechte eintraten, und daß die Bosheit und Feindschaft unwürdiger Schöffen Verurteilungen Unschuldiger veranlaßten. Wegen ihrer zahlreichen Übergriffe wurden sie von Fürsten und Städten bekämpft. Die Einführung einer besseren Rechtspflege und die festere Begründung der Landeshoheit der Fürsten beschränkte den furchtbaren Wirkungskreis der Femgerichte und ließen sie endlich untergehen. Kaiser Maximilian hob sie durch den ewigen Landfrieden im Jahre 1495 auf, und Ende des 16. Jahrhunderts finden wir sie nur noch in Westfalen. Hier wurden sie 1808 von den Franzosen beseitigt. In Westfalen sind etwa 400 Freistühle bekannt. Mit dem letzten westfälischen Freigrafen, Rechtsanwalt Engelhard in Werl, sind die Geheimnisse der heiligen Feme ins Grab gesunken.

Die Feme.

Zum drittenmal schnitt ich den Span
aus deinem Tor; es kräht der Hahn
bei meinem Werk zum drittenmal.
Und dreimal blinkt im Morgenstrahl des Rächers Stahl.
Steh' auf, steh' auf von Becher, Spiel und Tanz,
wirf weg dein Schwert und nimm den Rosenkranz;
wirf weg den Panzer, er schützt dich nicht,
dich fordert vor Gericht
die Feme, die Feme!

Und wärst du auch des Kaisers Sohn,
nicht Fürstenhut, nicht Grafenkron',
nicht Inful[1]) schützet dich, noch Stab,
ich sag' dich ächtig und sag' dich ab,
auf ist das Grab!

[1]) Bischofsmütze.

Mit gichtischem[1]) Mund, mit zuckendem Blick
verfällt dein ächtig Haupt dem Strick.
Dem Feinde ergeb' ich dein Kind, dein Weib,
den Vögeln deinen Leib —
Gott gnade deiner Seele! Hermann Lingg.

c. Die Hexenprozesse.

a. **Mittelalterlicher Aberglaube.** Schon während des Niederganges der Feme traten in den Städten die Hexenprozesse mit ihren Greueln auf, die in grausamster Weise die Lücke, welche die machtlos gewordenen Freigerichte gelassen hatten, auszufüllen suchten. Wäre die Feme in der älteren edlen Form bis ins 17. Jahrhundert gekommen, so hätte dies schmachvolle, finstere Mordgericht, das unzählige Schlachtopfer wegraffte und fast drei Jahrhunderte in Deutschland wütete, nicht seine furchtbare Wirksamkeit hinter Türen und Mauern ausüben können. Der finstere Aberglaube, der Glaube an Zauberei und Hexerei, war im Mittelalter weit verbreitet und erreichte im 15., 16. und 17. Jahrhundert seinen Höhepunkt. Das war die Zeit, wo die Mauern der Folterkammern und die Scheiterhaufen von dem Angstgeschrei oft unschuldig Verurteilter widerhallten, wo menschliches Gefühl und menschlicher Verstand gebunden waren, daß man die Wahrheit nicht von Lug und Trug unterscheiden konnte, und der Mensch sein eigenes Geschlecht unbarmherzig verfolgte und vernichtete. Nicht nur das ungebildete Volk, sondern auch die höher stehenden Volksklassen, Richter und Geistliche, die Professoren der Universitäten, Kaiser und Papst hingen diesem Glauben an, und die Obrigkeit suchte Zauberer und Hexen zur vermeintlichen Befreiung der menschlichen Gesellschaft mit Feuer zu vertilgen.

b. **Prozeßordnungen.** Der eigentliche Hexenprozeß mit Anwendung der Folter wurde im Jahre 1484 durch eine Bulle des Papstes Innocenz VIII. förmlich in Deutschland eingeführt. Zwei Ketzermeister, Henricus Justitoris und Jacobus Sprenger, schrieben darauf ihren Hexenhammer, Mallus Maleficarum, der die Welt über die Verbreitung des Zauberwesens unterrichten sollte. Er wurde die Grundlage für alle späteren Verfolgungen und stellte dar, wie die Hexen Tiergestalt annehmen, wie sie das Vieh bezaubern, Unwetter hervorrufen, den Menschen Krankheiten anzaubern, Verkehr mit dem Teufel pflegen und nächtlicherweise auf Besen und Ofengabeln durch die Schornsteine nach den Vergnügungsplätzen der Unholde reiten. Die peinliche Hals-Gerichts-Ordnung Kaiser Karls V., die Karolina, setzte für Zauberei und Hexerei die Strafe der Verbrennung fest und gab die allgemeinen Grundsätze für die Führung der Prozesse. Aber die einzelnen Regierungen erließen noch besondere eingehende Vorschriften für das Prozeßverfahren. So schrieb die Erzbischöfliche Regierung in Cöln den Richtern des Herzogtums

[1]) bekennendem.

Westfalen 1615 eine besondere „Hexen-Prozeß-Ordnung" vor. Danach genügte ein einfacher Verdacht oder eine Verleumdung zur Einleitung der Untersuchung: „1. Vor Erst vermögh der Pfeinlichen Halß-gerichts-Ordnung muß die Dissamation oder Verläumdung vorgegangen seyn, nämblich das die beklagte Persohn von denen Leuten des ortes lange Zeit hero in der Zauberei Verdacht und berüchtigt gewesen sei." — „2. Es gibt auch zum Inquisition-Prozeß eine starke Anleitungh, wofern der Beklagter Muter mit gleicher Zauberei umbgangen undt von Jedermann in der Nachbarschaft vor eine Zauberinn sei gehalten worden." — Als weitere Gründe zur Verhaftung gibt die Verordnung noch an: „3. wenn sie ihr Haupt zur Erde schlagen und den Richter nicht recht unter Augen sehen dürfen," — „4. wofern einiger Haß oder Neidt zwischen der Zauberin und den Beschuldigten gewesen wäre" oder 5. „daß die dissamierte Persohn unterstehen würde, Ihre Wohnungh zu verendern, von einem Dorff zum andern verrücken und mehreren Verdacht über sich nemen." — „Wofern auch diese vorgesetzte Anzeigh Amtleuten, Vögten, Schultheissen und Scheffen vorkommen undt dazu der gemeine Leumunth einschlafen würde, sollen dieselben darüber nothdürftige Information und Beweiß einnehmen und alßdann die dissamierte Persohn in Verstrickung pringen und ferner vermögh der Pfeinlichen Halßgerichtsordnung gegen dieselbe procedieren." —

Durchschnittlich handelt es sich um die Hauptfrage, um die Verbindung der Angeklagten mit dem Teufel, der meist in der Gestalt eines Kavaliers mit einem Federhut auftritt und die vermeintliche Hexe auf den Tanzplatz führt. Wehe den armen Beschuldigten, wenn sie ein Muttermal oder Leberflecke, gerötete Augen oder Neid erregende Schönheit besaßen! Aberglaube, Dummheit, Verleumdung und persönliche Anfeindung lieferten Tausende von Unschuldigen den entsetzlichen Qualen der Folter aus, durch die die Geständnisse erpreßt wurden. Sehr selten wurden die Angeklagten ganz frei gesprochen. Wenn kein Beweis vorlag, wenn die Schmerzen der Tortur kein Geständnis erpressen konnten, das zum Tode führte, dann wurden sie entweder aus der Gemeinde verwiesen oder ihnen auferlegt, „aller fromm und ehrlicher Leute Gesellschaft oder Zusammenkunft zu meiden." Als Probe der Rechtsprechung diene das folgende

Veneris[1]) den 5ten July 1658.

Sententia oder
Die Endt Urtheil.

Auf Klage, Antwordt, auch Nohtürfftige, Wahrhaffte erfahrung, So Alles nach laut deß Kayſers Caroli des fünfften und des heiligen Reychs Ordnung geschehen, wirdt von Unß Richter und Schöffen mit zuziehen der Verordneten Hr. Commissaryen der N. N. etc. etc. zu Recht erkannt,

[1]) Freitag, bei den Römern Veneris dies = Tag der Venus.

Demnach gegenwärtige Engel N. Gott ab- und dem Teufel zugesagt, daß abschewliche Laster der Zauberey gelerndt, dadurch sich undt Ihrem Neben-Menschen Schaden zugefüget; daß sie derentwegen Ihr zu wohlverdienter straaf, Andern aber zum Abschewlichen Exempel midt dem Schwert vom Leben zum Todt gerichtedt, ferner deren Leib durch Fewer verbrandt werden solle, Inmaßen wier Richter und Schöffen sie dortzu verdammen.

Von Rechts Wegen
daß vorgeschriebene Urtheil den Rechten gemeß,
bezeugen wir Unterschriebene
Anthonius N. Dctor.
Wilhelm N. Dctor.

c. **Die Hexenverfolgung in Westfalen.** Die wildeste Verfolgung brach erst im 17. Jahrhundert los. Über ganz Europa, selbst bis Amerika, gingen die Wellen dieser empörenden Blutgerichte. Auch die Herzöge von Cleve und die Kurfürsten von Brandenburg forderten sich oft Bericht von ihren Beamten:

„Ob jemand dem Nächsten eine Plage oder Krankheit, Blitz, Hagel und Donner oder sonst ein Unglück angewünscht und ob sich einer des Teufels-Beschwörens, Wahrsagens oder Nachweisens, auch Segnens und Bötens[1]) an Menschen und Vieh oder der Arznei Unverständige sich des Kurierens zu jemands Schaden übernommen."

In Westfalen rauchten die Scheiterhaufen am furchtbarsten in Soest, Paderborn, Geseke und Lemgo. In Geseke verurteilte ein einziger Richter gegen 500 angebliche Hexen zum Scheiterhaufen. Nach den damaligen Gerichtsvorschriften mußten die Untersuchungsakten jedesmal an die Juristen-Fakultät der vormaligen benachbarten Universität Rinteln zum Spruch gesandt werden. Und von Begnadigungen der Verurteilten ist in den Akten keine Spur zu finden. Diese Universität war damals wegen ihrer scharfen Urteile gefürchtet. Die herzlosen Richter wurden, wenn sie sich nach Rinteln um Verhaltungsmaßregeln wandten, nie zur Milde, sondern immer wieder zur Folter veranlaßt. Aus dem Bistum Minden wird berichtet: „Am 27. September 1654 ward zu Hausberge eine schöne Frau imputierter Zauberey halber lebendig verbrannt, desgleichen eine solche zu Petershagen, am 27. Oktober desselben Jahres eine Frau zu Lütkenbremen, am 30. wurden zwei Frauen zu Petershagen und zwei zum Reineberge gerichtet. Im Dezember wird das Verbrennen fortgesetzt und im darauffolgenden Jahre am 6. Mai werden vier Frauen zu Petershagen, am 21. Juni und 7. Juli je vier zu Hausberge getötet, im ganzen aber an diesen beiden Orten in dem einem Jahre zweiunddreißig Personen verbrannt, während in Paderborn an einem Tage vierzehn gerichtet wurden."

Der Bürgermeister der Stadt Herford ließ gegen 1630 eines Morgens in der Frühe über 30 Frauen, die im Verdacht standen,

[1]) Heilen von Krankheiten durch „Besprechen".

aus ihren Betten holen und aufs Rathaus bringen. Bei der sofort angestellten Wasserprobe[1]) hatte der Werrefluß die Unbarmherzigkeit, die Hexen oben schwimmen zu lassen. Die Armen wurden nun der Tortur unterworfen; den teuflischsten Marterungen ausgesetzt, bekannten sie und wurden verbrannt.

d. **Das Ende der Hexenprozesse.** Schon im 17. Jahrhundert begann der Kampf gegen die Greuel der Hexenprozesse. Der Jesuitenpater Friedrich Spee (gest. 1635 zu Trier), der den furchtbaren Jammer der verurteilten Frauen aus eigener Anschauung kannte, da er viele zum Tode vorbereitet und zum Scheiterhaufen begleitet hatte, mahnte in seinem Werke Cantio criminalis die Regenten und Richter zur höchsten Vorsicht bei der Beurteilung der Angaben gewöhnlich schlechter Menschen. Seine Stimme verhallte ungehört. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurde es allmählich Licht durch die fortschreitende Bildung und Aufklärung. Siegreich bekämpfte Thomasius[2]) in Halle den Aberglauben und besonders die Hexenprozesse; aber es dauerte noch lange, bis auch die untersten Schichten der Bevölkerung von der besseren Einsicht erleuchtet wurden. Ihr finsterer Aberglaube blieb von den Ergebnissen der Wissenschaft noch lange unberührt. Preußen verbot die Hexenprozesse; Friedrich der Große hob die Folter auf. Der Sieg des Lichts und der Wahrheit im Zeitalter der Aufklärung über die finsteren Mächte des Mittelalters wurde allmählich immer vollständiger, bis in der Mitte des 18. Jahrhunderts die Zeit kam, wo man mit Scham und Entrüstung der Schandtaten eines vom Aberglauben verblendeten Fanatismus gedachte, der Hunderttausende angeblich zur Ehre Gottes und zum Wohl der menschlichen Gesellschaft hinmordete. Der letzte Hexenprozeß soll 1731 zu Würzburg abgehalten worden sein. Freuen wir uns nach diesem Nachtbilde menschlicher Unvollkommenheit der sonnigen Gegenwart, in der allerdings auch noch Aberglaube und Teufelswerk ihre Schatten werfen, in der aber doch der Hexenhammer und die peinliche Halsordnung nicht mehr zu Recht bestehen.

---

[1]) Die Wasserprobe war für den Angeklagten das einzige Mittel, von dem Verdachte der Hexerei befreit zu werden. Das Vertrauen zu der Unfehlbarkeit der Wasserprobe hängt mit der symbolischen Bedeutung des Wassers bei der hl. Taufe zusammen, wo es das gnadenreiche Wasser des Lebens ist, das den Täufling von seinen Sünden reinigt. Wies das Wasser die vermeintliche Hexe von sich, d. h. schwamm sie oben, so galt sie als schuldig, sank sie unter, als unschuldig.

[2]) Dr. Christian Thomasius, geboren 1655 in Leipzig, kämpfte als Rechtslehrer an der Universität in Leipzig gegen die damalige Bevormundung der Wissenschaft durch die Theologie und erwarb sich dadurch viele Feinde. Das Konsistorium in Dresden untersagte ihm jede Vorlesung und jede Veröffentlichung einer Druckschrift. Daraufhin verließ er Leipzig, und Friedrich I. berief ihn zur Begründung einer Universität nach Halle. Er trat gegen den Gebrauch des Lateinischen als Unterrichts- und Schriftsprache auf und hielt als erster Vorlesungen in deutscher Sprache, auch gab er die erste wissenschaftliche Zeitschrift in deutscher Sprache heraus. Ebenso tapfer stritt er gegen die Hexenprozesse; in diese „Verirrungen der menschlichen Natur" legten seine scharfen Angriffe zuerst Bresche. Er starb 1728 als Rektor der aufblühenden Universität, die 1704 schon von 2000 Studierenden besucht wurde.

5. Die westfälischen Städte und die Hansa.

(Um 1300.)

a. **Entstehung der Hansa.** Die westfälischen Kaufleute, die mit den norddeutschen Städten Bremen, Hamburg und Lübeck im lebhaften Handelsverkehr standen, hatten auch zur Zeit des Faustrechts viel unter den räuberischen Überfällen durch die Raubritter und anderes Gesindel zu leiden. Sie waren gezwungen, ihren Wagenzügen eine starke Begleitmannschaft von bewaffneten Knechten zum Schutz beizugeben. Fast täglich mußten sie sich mit den Wegelagerern herumschlagen, von denen sie nicht selten beraubt, überwältigt und in Gefangenschaft geschleppt wurden, aus der sie sich nur durch ein hohes Lösegeld befreien konnten. Da bei der Obrigkeit kein Schutz gegen das Raubgesindel zu erlangen war, schlossen sich auch viele westfälische Städte dem Hansabunde an, der 1241 durch die Städte Hamburg und Lübeck zum Schutz ihres Handels gegründet worden war. Zur Zeit ihrer Blüte gehörten der Hansa 85 Städte an; durch ein eigenes bedeutendes Heer und eine gemeinschaftliche Flotte von mehr als 200 Schiffen machte sie dem adeligen Raubhandwerk und dem Treiben der Seepiraten ein Ende.

b. **Westfälische Hansastädte.** Von den westfälischen Städten gehörten zur Hansa: Dortmund, Soest, Unna, Lippstadt, Paderborn, Rüthen, Brilon, Arnsberg, Neuenrade, Olpe, Attendorn, Münster, Bielefeld, Hamm, Herford, Warburg. Unter ihnen waren Dortmund und Soest die bedeutendsten. Dortmund, jetzt die größte, industrie- und verkehrsreichste Stadt der Provinz, entwickelte sich schon früh zu einem bedeutenden Handelsplatz. Schon 1220 war Dortmund freie Reichsstadt. Dortmunder Kaufleute dehnten ihre Handelsreisen bis Brügge, London und die Ostseeländer, ja bis Nowgorod in Rußland aus. Durch Dortmunds Vermittelung erhielt die Mark aus Schweden das sog. Osemund-Eisen, das für die Herstellung von Draht besonders wertvoll war. Für Draht und Eisenwaren war Dortmund wieder Stapelplatz. Nicht weniger als $^5/_7$ der deutschen Wollausfuhr war in den Händen Dortmunder Kaufleute. Drei Dortmunder Kaufherren streckten dem König Eduard III. von England eine Summe von 22 100 Pfund Sterling vor, und 1342 verpfändete dieser für Schuldforderungen seine Krone an Dortmunder und Soester Kaufleute. — Soest, dem jetzt mit seinen 15 000 Einwohnern der alte Wall- und Mauergürtel zu weit geworden ist, war zur Zeit der Hansa eine blühende Handelsstadt von über 30 000 Einwohnern. Sie besaß 25 Kirchen, darunter die noch jetzt vorhandene herrliche Wiesenkirche, das schönste gotische Bauwerk Westfalens. Soests Kaufleute zogen nicht nur nach Hamburg und Lübeck, sondern auch nach Wisby auf Gothland und nach Riga in Rußland. Die Hansastädte der Mark trieben am meisten Handel mit den Niederlanden, während die Hansastädte im Nordwesten in lebhaftem Verkehr mit den norddeutschen großen Hansastädten standen.

Aus dem Jahre 1280 liegt das erste urkundliche Zeugnis von einer Verbindung der westfälischen Städte mit der Hansa vor. Seit 1347 bildeten sie ein Drittel, das wieder in acht Quartiere eingeteilt wurde. Regelmäßige Städtetage und Bundesgerichte dienten zur Beratung der Bundesangelegenheiten und zur Wahrung des Friedens.

c. **Niedergang.** Mit dem allgemeinen Niedergang der Hansa sank auch die Bedeutung der westfälischen Hansestädte, gegen Ende des 15. Jahrhunderts erschienen sie kaum noch auf den Tagungen der Hansa. Durch die religiösen Wirren im Jahrhundert der Reformation nahm der Handel beständig ab. 1566 erklärte Soest auf einem Drittelstage, daß es keine Beiträge mehr zahlen könne, da seine Bürger nur noch von Ackerbau lebten. Eine Stadt nach der andern trat aus dem Bunde aus, bis der 30jährige Krieg der Hansa in Westfalen den Todesstoß versetzte.

6. Die Kämpfe der westfälischen Städte gegen die Landesherren.

Mit dem Aufblühen und dem Reichtum der westfälischen Hansastädte wuchsen auch das Selbstbewußtsein und der Stolz ihrer Bürger. Das Rathaus wurde der Sitz eines kräftigen Stadtregiments, das seine Rechte zu vertreten wußte, nötigenfalls gegen den Landesfürsten (Territorialherren) selbst. Wenn den Mauern der Stadt Gefahr drohte, so verließen die wehrhaften Bürger ihre Werkstätten und griffen zum Schwerte. Die von dem Landesherrn geschaffenen und geförderten städtischen Gemeinwesen waren durch eigene Tatkraft der Bewohner zu unbequemer Selbständigkeit herangewachsen, die sich selbst von ihm ihre Rechte nicht antasten ließ. Ohne Kampf gaben die Landesherren ihre Oberhoheit nicht auf, und im 14. und 15. Jahrhundert fand ein dauernder Kleinkrieg zwischen Fürsten und Städten statt, aus dem diese meist unbesiegt und mit gesteigerter Macht hervorgingen. Das haben Soest und Dortmund, die mächtigsten der westfälischen Hansastädte, in ihren Fehden gegen ihre Landesherren bewiesen.

a. Die Dortmunder Fehde.

(1388—1389.)

1. **Ursache der Fehde.** In der Mitte des 14. Jahrhunderts hatte die reichsfreie Stadt Dortmund als Mitglied der Hansa ihre Blütezeit. Sie trieb einen ausgedehnten Handel, und ihre Bürger waren reich und stolz (S. 86). Die Nachbarfürsten, namentlich der Erzbischof von Cöln und der Graf von der Mark, suchten in den Besitz der mächtig aufblühenden Stadt zu gelangen, und diese hatte ihre Unabhängigkeit in schweren Kämpfen zu verteidigen. Der deutsche Kaiser hatte wiederholt die Stadt und die umliegenden Reichshöfe mit allen Rechten und Einkünften an die beiden be-

gehrlichen Nachbarn verpfändet; und der streitbare Graf Engelbert III. von der Mark bedrohte nun ihre Reichsfreiheit aufs schwerste. Obwohl die Stadt ihm zur Erhaltung des Friedens hohe Geldsummen zahlte, plante er 1378 im Bunde mit mehreren Feinden der Stadt eine Überrumpelung Dortmunds. Die Verräterin, welche die Tore der Stadt den Feinden öffnen sollte, war eine Dortmunderin, die Witwe Agnes von der Visbecke, mit ihrem Sohne und dem Sohne des Grafen von Dortmund. Ihr schlau angelegter Plan mißlang aber im letzten Augenblick, und Agnes wurde für ihren Verrat noch an demselben Tage öffentlich verbrannt. Ihre Genossen, die daran teilgenommen hatten, wurden auf dem Markte enthauptet.

2. **Die Fehde.** Vorläufig wurde Friede geschlossen; aber 1388 hatte die Stadt einen harten Kampf für ihre Unabhängigkeit zu bestehen. Engelbert verbündete sich mit dem Erzbischof von Cöln. Beide hatten außerdem bedeutende Hilfe gewonnen; denn 40 Landesherren und mehr als 800 märkische Ritter sandten der Stadt ihre Fehdebriefe. Aber die tapferen Bürger verzagten nicht, sondern rüsteten sich entschlossen zur Gegenwehr. Die Befestigungen der Stadt wurden verbessert und aus den Bürgern eine Artillerie gebildet, welche die auf den Wällen aufgestellten Donnerbüchsen bedienen sollte. Sogar eine eigene Reiterei hatten die Dortmunder. Die gesamte wehrfähige Bürgerschaft wurde zur Verteidigung der Mauern und Tore aufgeboten. Außerdem wurde noch eine große Schar auswärtiger Ritter und Schützen gegen Sold in den städtischen Dienst genommen. Von außen war die Stadt durch feste Wälle und Gräben geschützt. Lebensmittel wurden reichlich hereingeschafft.

Am 23. Februar 1388 erschienen die Feinde vor der Stadt, legten Befestigungen an und bauten ihre Donnerbüchsen ein; und zum ersten Male donnerten auf der Roten Erde die Kanonen. Schwere Steinkugeln schlugen in die Stadt, richteten aber nicht viel Schaden an. Die Dortmunder erwiderten mit großem Erfolg das feindliche Artilleriefeuer, fügten durch häufige kühne Ausfälle den Belagerern großen Schaden zu und brannten die umliegenden Dörfer nieder. Als die Feinde einsahen, daß sie die Stadt durch Beschießung nicht erobern würden, suchten sie ihr durch völlige Einschließung jede Zufuhr abzuschneiden. Aber sie besaßen dazu nicht genügend Mannschaften, und die Dortmunder machten durch die Lücken im Ringe des Belagerungsheeres weiter ihre erfolgreichen Ausfälle, die sie sogar bis in das feindliche Gebiet ausdehnten. Sie sengten und plünderten schonungslos und raubten die Bewohner, um von ihnen ein hohes Lösegeld zu erpressen. Durch diese Erfolge wurde der Mut der Bürger noch bedeutend gehoben.

Die Fehde gestaltete sich zu einem langen Kleinkriege, durch den die Umgegend von Dortmund schrecklich verwüstet wurde. Die Bürger wiesen alle Angriffe der Feinde ab und kehrten von ihren Ausfällen fast immer als Sieger heim.

3. **Friede.** Endlich kam am 20. November 1389 nach einem Kampfe von 1 Jahr und 9 Monaten der Friede zustande. Die Reichsfreiheit und Unabhängigkeit Dortmunds wurde von den Gegnern anerkannt, sie verzichteten auf ihre Ansprüche. Die Dortmunder gaben jedem die Summe von 7000 Gulden als Geschenk unter der Bedingung, daß sie ein festes Bündnis mit der Stadt schlossen.

Die Tapferkeit und der Opfermut einer westfälischen Stadt hatte sich glänzend bewährt. Seit der großen Fehde galt Dortmund als unbezwingbar und im Munde des Volkes hieß es: „So vast as Düopm."

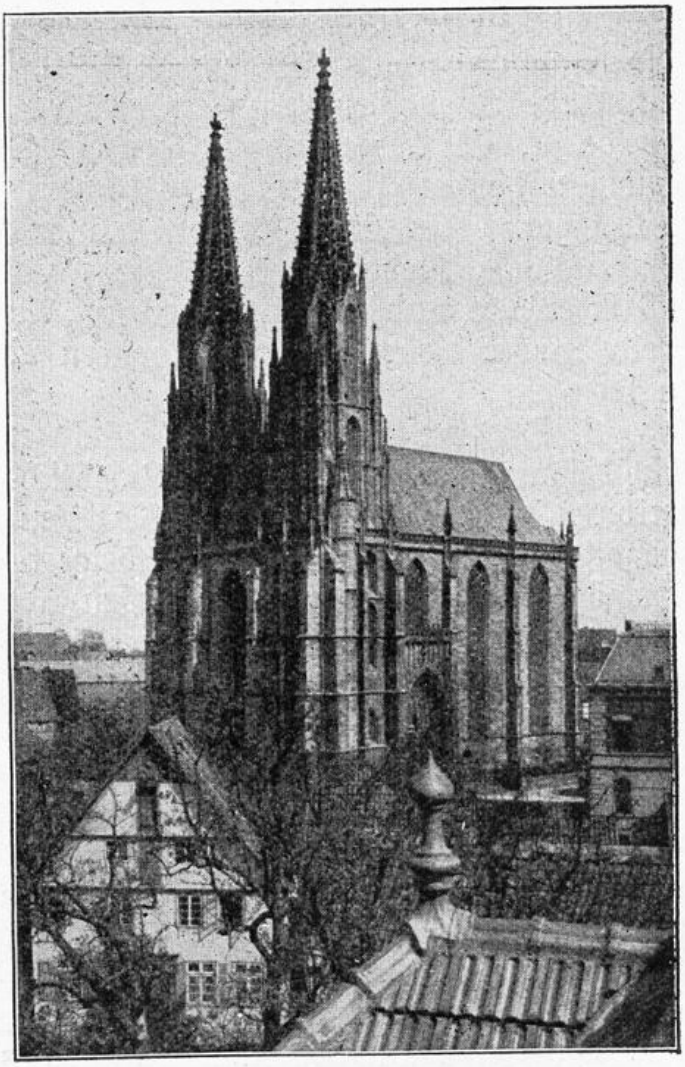
b. Die Soester Fehde.

(1444—49.)

1. **Die Ursache der Fehde.** Nach der Gründung des Herzogtums Westfalen war Soest zu Kur-Cöln gekommen; aber die Stadt beugte sich nur widerstrebend unter die Oberhoheit des Erzbischofs. Als nun der Erzbischof Dietrich von Mörs, der sein Bistum durch unglückliche Kriege in Schulden gestürzt hatte, eine Kopf- und Vermögenssteuer ausschrieb, da schlossen die Soester mit Lippstadt, Paderborn, Rüthen und Brilon einen Bund und lehnten die Forderungen des Erzbischofs schroff ab im Vertrauen auf die Hilfe der mächtigen Hansa. Der Erzbischof beschloß, Gewalt anzuwenden. Die Soester stellten sich unter den Schutz des Herzogs Adolf von Cleve (1444), der mit dem Cölner in Zwist lebte, und dieser sandte ihnen seinen Sohn Johann zum Feldhauptmann und neuen Landesherrn. Dem Erzbischof von Cöln schrieben sie kurz und bündig:

„Wettet, Biscop Dietrick van Moerß, dat wy den Junker Johann van Cleve lever hebbet als juwe, und werd juwe hiemet affsegget."

Soest, a. D. 1444.



Die Wiesenkirche zu Soest.

Der Junker Johann zog schon im Juni 1444 mit ansehnlicher Macht in Soest ein und wurde mit großer Freude empfangen. Er beschwor die Rechte der Stadt und nahm ihre Huldigung als Landesherr entgegen. Nun begann die berühmte Soester Fehde (1444—49).

2. **Die ersten Kriegsjahre.** Fast alle westfälischen Fürsten, geistliche und weltliche, nahmen als Bundesgenossen der einen oder andern Partei Anteil an dem Kampfe. Zu dem Erzbischof hielten die Feinde der städtischen Macht, z. B. die Bischöfe von Münster, Minden und Hildesheim, die Herzöge von Bayern, Sachsen und Braunschweig. Von den großen westfälischen Städten blieb nur Lippstadt den Soestern treu. Die ersten Kriegstaten bestanden hauptsächlich in Verwüstung und Plünderung. Im Verlauf der Fehde wurden nicht nur die Umgegend von Soest und der ganze Hellweg, sondern auch andere Teile Westfalens von furchtbaren Plünderungen, Gewalttaten und Mordbrennereien heimgesucht. Auch die Soester Bürger lebten von Raub und Plünderung. Die Versuche des Erzbischofs, die Stadt einzunehmen, scheiterten an der Tapferkeit der Bürger, die unter ihrem kühnen Führer Johann die Scharen der Feinde von ihren Toren zurückschlugen. Diese mußten sich darauf beschränken, Dörfer und Höfe niederzubrennen, einzelne Burgen und Schlösser zu zerstören. Auch die Soester legten bei ihren Ausfällen die feindlichen Städte Geseke und Neheim in Asche. Um dem Kriege ein Ende zu machen, erschien 1446 der Erzbischof mit einem großen Aufgebot. Elf Tage lang ließ er die Stadt berennen, aber die Verteidiger hielten sich tapfer. Ihnen selbst gelang manch kühner Streifzug. Am 28. Oktober brachten sie dem Feinde sogar eine empfindliche Niederlage bei. Sie machten 146 Gefangene, darunter 29 Edelleute und 3 Bürgermeister. An Beute und später an Lösegeld brachte dieser Tag den Soestern nicht weniger als 38 000 Goldgulden ein.

3. **Vor der Entscheidung.** Bald nahm der Krieg eine größere Ausdehnung an. Der Kaiser Friedrich III. hatte Soest in die Acht erklärt, da die Stadt dem kaiserlichen Gericht in der Person des Erzbischofs den Gehorsam verweigert hatte. Er beauftragte die Herzöge von Bayern und Sachsen „des Reyches Bann gegen die trotzige Stadt zu führen". Nun rüstete sich auch der Erzbischof zu einem Hauptschlage. Er hatte ein großes Heer zusammengebracht. Unter der Führung von Wilhelm von Sachsen zog ein gewaltiges Heer böhmischer Söldner zur Hilfe heran, es sollen 30- bis 40 000 Mann gewesen sein. Sie verwüsteten zunächst die mit Soest verbündete Grafschaft Lippe und fielen dann mit Sengen und Brennen in Westfalen ein. Vor Lippstadt vereinigten sich die cölnischen Truppen mit ihnen, so daß ein Heer von etwa 80 000 Mann die treue Bundesgenossin von Soest zu stürmen suchte. Aber auch Johann hatte Verstärkungen erhalten, und vergeblich berannte der übermächtige Feind 12 Tage lang das heldenmütige Lippstadt; es gelang ihm nicht, die von Johann verteidigte Stadt einzunehmen. Das

hob den Mut der Soester gewaltig, und sie wagten, den Feinden, die sich nun gegen ihre Stadt gewandt hatten, in offener Feldschlacht entgegenzutreten. Sie erlitten aber eine schwere Niederlage. Am 2. Juli 1447 wurde die Stadt von den Feinden eingeschlossen, und die Belagerung begann.

4. **Der Sturm.** Sogleich fingen sie an, die Stadt heftig zu beschießen und die Bewohner mit feurigen Pfeilen zu ängstigen. Jedoch Junker Johann war auch nicht müßig. Er ließ die Tore wohl befestigen und von den Wällen herab seine Kartaunen[1]) und Donnerbüchsen spielen. Die Bürger aber fügten den Feinden durch kühne Ausfälle großen Schaden zu. Schon hatte sich die Belagerung geraume Zeit hingezogen, und schon mangelte es dem Erzbischof an Geld und Lebensmitteln; da beschloß er, einen Hauptsturm zu wagen. Er versammelte seine Kriegsobersten und versprach ihnen alle die großen Schätze, die in den Häusern zu Soest aufgehäuft sein sollten, wofern sie ihm nur die Stadt selbst überlieferten.



Das Osthofentor in Soest.

Die Sturmleitern, welche die Böhmen mitgebracht hatten, reichten für die hohen Mauern nicht aus; darum hatte er größere und stärkere machen lassen, auf denen vier Männer bequem nebeneinander emporsteigen konnten. Doch die Soester und der junge Held von Cleve merkten die Absicht ihrer Gegner und rüsteten sich mit großem Eifer zur Gegenwehr. Aus den Straßen wurden die Pflastersteine gebrochen und hinter den Stadtmauern aufgehäuft; auch kochten die Weiber auf den Wällen Wasser mit Mehl und bereiteten Pechkränze. Am 18. Tage der Belagerung oder am 20. Juli, nachmittags 3 Uhr, zogen endlich des Bischofs Söldner mit wehenden Fahnen und schrecklichem Schlachtgetöse heran, um die Stadt an vier Stellen zugleich zu bestürmen. Aber die braven Bürger standen

[1]) Kartaune, entstanden aus Quartana, Viertelsbüchse. Name der ersten, statt der alten Steinbüchsen eingeführten Geschütze.

fest auf den Mauern und Wällen. Die schweren Bolzen ihrer Armbrüste und die Kugeln ihrer guten Donnerbüchsen schleuderten manchen Böhmen in den tiefen Stadtgraben hinab, während unerschrockene Weiber die Stürmenden mit einem Hagel schwerer Steine empfingen und ihnen den siedenden Brei und das brennende Pech auf die Köpfe schütteten. Immer größer wurde die Menge der Erschlagenen, also, daß den Nacheilenden endlich der Mut verging. Alles weitere Stürmen war vergebens. Der Zorn des Erzbischofs half nichts; er mußte den Rückzug befehlen. Wie mag ihm das Siegesgeschrei der Soester durch Mark und Bein gedrungen sein!

5. **Friede.** Als nun die Böhmen die versprochene Beute nicht erlangt hatten, forderten sie mit großem Ungestüm ihren rückständigen Sold. Schon gingen sie damit um, den Erzbischof gefangen zu nehmen und dann ein hohes Lösegeld von ihm zu erpressen; darum machte er sich mit seinem Volke bei der Nacht heimlich auf und davon und überließ seine Bundesgenossen ihrem Schicksal. So wurden die Böhmen in große Not versetzt, denn sie fanden keinen Unterhalt mehr. Die Feindseligkeiten zogen sich noch einige Zeit hin, bis endlich 1449 durch Vermittelung des Papstes Nikolaus V. dem unheilvollen Kampfe ein Ende gemacht wurde. Der Papst entschied, daß Soest von nun an immer unter der Schutzherrschaft des Herzogs Johann von Cleve und seiner Nachkommen bleiben sollte. Der Schiedsspruch des Papstes wurde durch Kaiser Friedrich III. bestätigt.

Groß waren die Opfer, die beiden Parteien durch die langwierigen, verheerenden Kämpfe erwachsen waren. Der Erzbischof aber hatte in jeder Weise den kürzeren gezogen. Er hatte die Oberhoheit über Soest verloren und sah sein Erzbistum aufs tiefste verschuldet. Die Soester dagegen hatten mit echt westfälischer Hartnäckigkeit ihr Recht gewahrt und ihren Kopf durchgesetzt.

V. Die Reformation in Westfalen.

Die Ursachen der schnellen Einführung der Reformation. Die Reformation fand in Westfalen schnell Eingang, da die Verhältnisse für die Verbreitung von Luthers Lehre recht günstig lagen. Während des ganzen Mittelalters führten die aufblühenden Städte und die westfälischen Grafen, namentlich die von Cleve-Mark, heftige Kämpfe gegen die Oberhoheit der Erzbischöfe von Cöln, und die nach Unabhängigkeit strebenden Bürger wurden Gegner der Bischöfe und der Geistlichkeit. Auch die Ausübung der geistlichen Gerichtsbarkeit, die von kirchlichen Zwangs- und Strafmitteln ausgiebigen Gebrauch machte und sich oft anmaßte, auch bei bürgerlichen Streitigkeiten zuständig zu sein, führte zu vielen Zwistigkeiten mit den weltlichen Gerichten.

In den Städten bildete sich immer mehr ein scharfer Gegensatz zwischen den Bürgern und der Geistlichkeit heraus. Die Bürger waren ungehalten über die Ausnahmestellung der Geistlichen, die in den Städten Schutz und viele Vorrechte genossen, ohne daß sie verpflichtet waren, wie die Bürger zu den städtischen Abgaben beizutragen. Viel bürgerliches Gut ging zum Ärger der Städter durch Stiftungen in geistlichen Besitz über, dazu trieben viele Geistliche nebenbei auch weltliche Geschäfte und traten mit den Bürgern in geschäftlichen Wettbewerb. Natürlich konnte es dem Volke auch nicht verborgen bleiben, daß bei vielen Geistlichen, die ihnen doch als Muster voranleuchten sollten, das Leben nicht mit der Lehre und den kirchlichen Vorschriften übereinstimmte. Dadurch wurde die Achtung vor der niederen und hohen Geistlichkeit untergraben, und die Reformation, von der viele auch eine Besserung ihrer äußeren Lage erhofften, fand willige Aufnahme.

1. Die Reformation in Cleve-Mark.

a. Als einer der ersten, die die Lehre Luthers in Westfalen zu verbreiten suchten, ist Adolf Klarenbach vom Buscherhof bei Lennep zu nennen. Er hatte an der St. Martinsschule in Münster gelehrt und trat schon 1523 in Wesel mit Beredsamkeit und Begeisterung für die Reformation ein. Aber er mußte aus Wesel weichen, ging nach Osnabrück und dann nach Cöln. Hier wurde er 1529 ergriffen und als gefährlicher Ketzer zum Feuertode verurteilt. Freudig ging er zum Scheiterhaufen.

b. Die Freunde Klarenbachs wurden vertrieben und setzten in **Lippstadt** das Reformationswerk fort, das sich bald in seinem Lauf nicht mehr aufhalten ließ. In Lippstadt wurde die eigentliche lutherische Mutterkirche der Grafschaft Mark gegründet. Zwei Mönche des dortigen Augustinerklosters, Johann Westermann aus Münster und Hermann Koiten aus Beckum waren bei ihrem Studienaufenthalt an der Universität Wittenberg durch Luther und Melanchthon zu entschiedenen Anhängern der neuen Lehre geworden. Als sie nach Lippstadt zurückgekehrt waren, begannen sie sofort unter großem Zulauf aus den umliegenden Städten und Dörfern über Luthers Werk zu predigen. Westermann ließ seine Predigten drucken und verfaßte einen Katechismus in westfälischer Mundart, um ihn dem niederen Volke leichter verständlich zu machen. Dieser fand bald im Herzogtum Westfalen und im Hochstift Paderborn große Verbreitung. Lippstadt gehörte zur Hälfte zu Cleve-Mark, zur Hälfte zur Grafschaft Lippe. Als nun 1530 Gerhard Oemiken aus Kamen im Verein mit den genannten Predigern das Reformationswerk tatkräftig durchführen und auch eine andere Ordnung des Gottesdienstes einführen wollte, erhoben die beiden Herren der Stadt Einspruch. Es entstanden dadurch gefährliche Unruhen in Lippstadt, so daß die beiden Fürsten durch ihre Reiterscharen die

aufständigen Bürger zum Gehorsam zurückführen mußten. Johann Westermann wurde gezwungen, mit seinen Mitarbeitern die Stadt zu verlassen, doch wurde der Bürgerschaft auf ihre inständigen Bitten gestattet, der lutherischen Lehre treu zu bleiben. Nur beanspruchten die Landesfürsten, selbst „Prediger zu bestellen, die geschickt wären, das Wort Gottes klar und rein zu lehren zur Ehre Gottes, ohne Schelten und Aufruhr". Westermann ging nach Münster, Koiten nach Detmold.

c. In dem nahen, größeren **Soest** hatte schon im Jahre 1526 Friedrich Wyconius aus Gotha die neue Lehre verkündigt; auch Johann Kelberg, Kaplan an der Kirche St. Pauli, predigte zu derselben Zeit für eine Reformation. Von Lippstadt holten die Soester Gerhard Oemiken herbei, und schon 1531 beschlossen Rat und Bürgerschaft, daß das Wort „klar und hell, ohne allen Menschengedicht" in allen sechs Pfarrkirchen gepredigt werden solle. Nur die Patroklikirche blieb vorläufig noch den Katholiken. Die von Oemiken verfaßte erste westfälische Kirchenordnung wurde eingeführt. Da der Herzog von Cleve selbst ernstlich an eine Kirchenverbesserung dachte und zuletzt keinen Einspruch mehr erhob, hatte die Reformation in den clevisch-märkischen Ländern bald festen Boden gewonnen. Hamm war 1540 eine evangelische Stadt, in Dortmund kam erst 1562 die Reformation zum Siege.

2. In Minden-Ravensberg.

Herford. Die Reformation setzte sich am frühesten in den Stiftslanden Minden und Herford durch, am spätesten im Ravensbergischen. Dort herrschte nur ein schwächliches geistliches Regiment, und die geistlichen Machthaber duldeten die reformatorische Bewegung, während der Landesherr von Ravensberg, der Herzog von Cleve, längere Zeit der Reformation abgeneigt war.

Schon bald nach dem Beginn der Reformation waren in **Herford** zahlreiche und begeisterte Anhänger der lutherischen Lehre. Das Brüderhaus, das Augustiner- und Franziskanerkloster traten zur lutherischen Kirche über, und 1530 war Herford für die evangelische Sache gewonnen. Am erfolgreichsten wirkte für die Durchführung der Reformation in Herford Joh. Dreier aus Lemgo, unermüdlich und mit größtem Erfolge war er dafür tätig. Außer einer kurzen „Unterweisung von dem heilsamen Worte Gottes" gab er 1534 eine vortreffliche Kirchenordnung für die Stadt Herford heraus. Luther selbst hatte Beziehungen zu einigen maßgebenden Persönlichkeiten der Stadt. Infolge seines Einflusses ging die Obrigkeit besonnen und maßvoll vor, namentlich in Sachen der Klöster und des Brüderhauses. Dadurch wurde die Einführung der Reformation in Herford nicht nur erleichtert, sondern diese auch dauernd befestigt.

Minden. In Minden verlief die Umbildung des alten Glaubens in den neuen nicht in so ruhigen Bahnen wie in Herford. Hier

herrschte der völlig ungeistliche Bischof Franz von Wolfenbüttel, der wegen seiner durchaus weltlichen Lebensführung beim Volke sehr unbeliebt war. Fortwährend entstanden Streitigkeiten zwischen der Stadt und dem geistlichen Oberhaupte. Außerdem bestanden scharfe Gegensätze zwischen den Bürgern und dem Rate der Stadt, der sich allerlei Übergriffe erlaubte. Dazu standen auch die Geistlichen und Mönche wegen ihres wenig vorbildlichen Lebenswandels beim Volke in üblem Rufe. Von Münster herübergekommene Wiedertäufer (S. 97) erregten Unruhen in der Stadt. Bei diesen verworrenen Verhältnissen war es natürlich, daß die Einführung der Reformation keinen ruhigen Verlauf nehmen konnte. In recht besonnener Weise wirkte Gerhard Oemiken (s. Lippstadt!), während sein Mitreformator Nikolaus Krage als ungestümer und zanksüchtiger Neuerer auftrat und das begonnene Werk durch seine Unbesonnenheit aufs äußerste gefährdete. Doch konnte Oemiken im Auftrage der Stadt auf dem Kongreß zu Schmalkalden die Schmalkalder Artikel unterschreiben. Als er 1540 Minden verließ, war die Stadt evangelisch. Als Glied des Schmalkaldischen Bundes wurde sie mit der Reichsacht belegt, und im Schmalkaldischen Kriege erschienen kaiserliche Truppen vor der Stadt, die sie zur Übergabe zwingen wollten. Sie rettete sich durch Zahlung einer bedeutenden Summe. Trotz der Acht breitete sich die Reformation immer mehr aus, und der Bischof hatte nicht die Macht, sie zu hindern. Seine Herrschaft hatte ein Ende.

Ravensberg. In Ravensberg wurde die kirchliche Erneuerung volle zwei Jahrzehnte später durchgeführt. Der Herzog von Cleve konnte sich nach dem Reichstage von Augsburg 1530 nicht von der Seite des Kaisers trennen; außerdem wurde er von dem berühmten Gelehrten Erasmus von Rotterdam beeinflußt, der ein Feind jeder kirchlichen Neuerung war. Der Herzog schwankte hin und her. Eine herzogliche Kirchenordnung vom Jahre 1532, die unter dem Einfluß von Erasmus entstanden war, nannte Luther „bös teutsch, bös evangelisch". Schließlich befahl der Herzog doch im Jahre 1533 eine genaue Visitation der sämtlichen Kirchengemeinden der Grafschaft Ravensberg. Ihr Ergebnis war traurig. Die Unsittlichkeit unter den Geistlichen war empörend, die Kirchenzucht schmachvoll, ohne jeden Einfluß.

Vom benachbarten Herford drang die Kunde von der neuen Lehre Luthers herüber. In Fluß kam die Bewegung in Bielefeld aber erst durch das kraftvolle Auftreten Hermann Hamelmanns. Am Fronleichnamsfeste des Jahres 1554 hielt er in der Neustädter Kirche eine entschiedene Predigt und machte dadurch aller Unentschiedenheit ein Ende. Er hatte vorher schon in Kamen gelehrt und war von dort vertrieben worden. Seine Gegner verklagten ihn auch jetzt wegen Störung des Friedens beim herzoglichen Hofe, und da der Kanzler Vlatonius ihm nicht gewogen war, mußte er

Bielefeld verlassen. Er hat später an mehreren Orten in Braunschweig und Oldenburg die neue Lehre verkündigt. Hamelmann, der sich auch als Geschichtschreiber um die westfälischen Lande Verdienste erworben hat, starb als Superintendent der evangelischen



Hermann Hamelmann. (Nach einem Bilde in Hamelmanns Oldenburgischer Chronik.)

Kirche in Oldenburg. Trotz seiner Vertreibung trat nun auch in Ravensberg die Reformation ihren Siegeszug an. Den größeren Städten folgte das Land bald nach. Um das Jahr 1590 war der katholische Glaube fast ganz aus dem Ravensberger Lande verdrängt.

3. Im Bistum Münster.

(Die Wiedertäufer. 1533—35.)

a. **Die Anfänge.** Schon 1524 fand die Reformation Eingang in Münster. Hier bestanden heftige Streitigkeiten zwischen dem Volke, den herrschenden Familien und der Geistlichkeit. Besonders richtete sich der Unwille gegen die Steuerfreiheit der Geistlichen und ihren Wettbewerb mit den Handwerkern. An die Spitze der Unzufriedenen stellte sich 1526 der Tuchhändler Knipperdolling. Die größten Unruhen aber rief das Auftreten von Bernhard Rottmann, dem Prediger an der Stiftskirche von St. Moritz, hervor. Er stand nicht in bestem Rufe und lebte mit dem Rat der Stadt in bitterem Streite. Mit hinreißender Beredsamkeit verkündigte er die Lehre Luthers. Als am Ende des Jahres 1533 die Sekte der Wiedertäufer, die sich auch Anhänger der Lehre Luthers nannten, obwohl sie mit ihren Irrtümern und Menschensatzungen dem Werke der Reformation den größten Schaden zufügten, mit ihren Propheten und Anhängern nach Münster kamen, gewannen sie in Rottmann bald einen begeisterten Anhänger.

b. **Die Lehre der Wiedertäufer.** Sie verwarfen die Kindertaufe und glaubten an die Aufrichtung des tausendjährigen Gottesreiches, dessen Zeit jetzt gekommen sei. Der wiedergeborene Mensch müsse mitwirken, das Reich Gottes jetzt auf Erden mit Gewalt der Waffen durch Abschaffung aller weltlichen und geistlichen Obrigkeit wiederherzustellen. Sie lehrten, die Zeit sei da, das Schwert zu ergreifen und die Gottlosen zu vertilgen; den Auserwählten aber sei schon hier auf Erden in dem neuen Reiche ein seliges Leben beschieden, ohne Gesetze, ohne Obrigkeit, in voller Gemeinschaft aller Güter, in der Fülle des Überflusses. Die Bekenner dieser Lehre waren im deutschen Reiche sehr verbreitet und erregten die unteren Schichten des Volkes. Der Bauer auf dem Lande, der Handwerker in der Stadt, sie alle nahmen die von den Wiedertäufern mißverstandene Lehre von der Freiheit des Christen begierig auf, versprach sie ihnen doch Gleichberechtigung mit den Herrschenden und üppiges Wohlleben.

c. **Die ersten Unruhen.** Auch in Münster gelang es ihnen mit Unterstützung Rottmanns, bald einen großen Teil der Bevölkerung für den neuen Glauben zu gewinnen. Das Volk erhob sich in einem Aufstande, erbrach die Kirchen und setzte Rottmann mit Gewalt als Prediger an der Lambertikirche ein. Der Fürstbischof Franz von Waldeck versuchte, die neue Lehre zu unterdrücken. Aber es gelang der Bürgerschaft, Weihnachten 1533 mit 600 Reitern und 300 Fußknechten die nahe Stadt Telgte zu überfallen, wohin der Fürstbischof die Stände des Landes zur Beratung beschieden hatte. Die Herren vom Münsterschen Domkapitel und die Ritterschaft wurden gefangen genommen, und der Bischof wurde gezwungen,

den Münsteranern volle Religionsfreiheit zu gewähren und den Wiedertäufern sechs Pfarrkirchen zur Benutzung zu überlassen.

d. **Die falschen Propheten.** Auch in Holland hatten sich die Wiedertäufer stark verbreitet. Von dort kamen 1534 die Leiter der holländischen Sekte, der „Prophet" Jan Matthysen von Leyden, seines Zeichens ein Bäcker, mit einem seiner zwölf „Apostel", Jan Bockelsohn. Sie fanden in Münster bereitwillig Aufnahme. Besonders der angesehene Knipperdolling nahm sie in seinen Schutz. Die beiden Niederländer rissen alles durch ihre Beredsamkeit hin. Die Prophezeiungen von der herrlichen Zeit des Tausendjährigen Reiches zogen das ungebildete Volk, das eine bessere Zeit herbeisehnte, ganz in den Bann der falschen Propheten. Innerhalb acht Tagen ließen sich 1400 Personen wiedertaufen. Rottmanns Beredsamkeit mit ihrer unwiderstehlichen Gewalt über die Gemüter unterstützte sie dabei. Ihre Anhänger mehrten sich mit jedem Tage. In gleichem Maße stieg ihr blinder Glaubenseifer. „Des Abends erschienen sie auf den Straßen, zuweilen nackt, und riefen: ‚Tuet Buße, denn das Himmelreich ist nahe!' Sie hatten Erscheinungen am Himmel, sie sahen Reiter mit blankem Schwert auf weißen Rossen, Männer mit goldenen Kronen auf den Häuptern. Schneider- und Schlossergesellen standen auf und predigten, junge Mädchen riefen Wehe! über die Gottlosen. Überhaupt waren es vielfach die Frauen, auch aus den höchsten Ständen, die, von der Schwärmerei angesteckt, den Wiedertäufern zuliefen."

e. **Kämpfe in der Stadt.** Bald hatten die Fremden in der Stadt die Oberhand. Kirchen und Klöster wurden zerstört. Da ermannte sich der Rat mit den nicht wiedergetauften Bürgern, die sich noch bedeutend in der Mehrzahl befanden, gegen die aufrührerische Menge. Sie befestigten die Mauern und Tore und ließen den Fürstbischof mit den bischöflichen Truppen und 2—3000 Bauern in die Stadt. Zu größeren Kämpfen kam es aber nicht, sondern die beiden Parteien schlossen einen Vergleich, in dem festgesetzt wurde, daß jeder in seinem Glauben bleiben dürfe, aber auch in weltlichen Dingen der Obrigkeit Gehorsam leisten solle. Die Führer der Wiedertäufer wußten durch ihre Predigten den gesunkenen Mut und die Begeisterung ihrer Anhänger wieder zu entflammen, vor allem zogen sie zur Verstärkung alle verborgenen Anhänger aus den Nachbarstädten heran. Ihre Zahl und Macht wuchs wieder schnell. Sie bemächtigten sich der Tore und besetzten sie mit Anhängern. Bei einer neuen Ratswahl gewannen sie die Oberhand, der ganze Magistrat wurde aus Wiedertäufern zusammengesetzt, und Knipperdolling wurde Bürgermeister. Am 27. Februar 1534, als ein entsetzliches Wetter tobte, kamen die Wiedertäufer bewaffnet auf dem Rathause zusammen.

„Eine Weile lagen sie betend auf den Knien, und ließ sich unter ihnen so wenig ein Laut hören wie in der Kirche, wenn das stille Vaterunser gebetet wird. Auf einen ihrer Propheten schien ein

tiefer Schlaf gefallen zu sein. Aber plötzlich fuhr er auf und rief: ‚Hinweg mit den Kindern Esaus! Die Erbschaft gehört den Kindern Jakobs!‘ Das hieß verdolmetscht: ‚Laßt uns die andern aus der Stadt jagen und ihre Güter unter uns teilen!‘ Und wie sein Ruf in den Hallen des Rathauses, so erscholl bald darauf auf den Straßen das Geschrei: ‚Heraus, ihr Gottlosen!‘ Die Türen und Tore wurden mit Gewalt erbrochen und unbarmherzig aus dem Hause gestoßen, wer bei seiner ersten Taufe beharren und die zweite nicht annehmen wollte. Und doch war der Wintertag so stürmisch, der Schnee lag so tief, und so schwer und naß fielen die Flocken vom Himmel! Wie hat da mancher an die Warnung des Herrn gedacht: ‚Sehet euch vor vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen; aber inwendig sind sie reißende Wölfe‘!“

f. **Das neue Zion.** Die Gläubigen verteilten nun die Häuser und alles bewegliche Gut der Vertriebenen unter sich. Münster wurde das neue Zion, die heilige Stadt des Erdkreises. Matthysen bekleidete die höchste Prophetengewalt. Kirchen wurden geplündert und verbrannt, Denkmäler, Gemälde und Büchersammlungen zerstört. Die Gemeinschaft der Güter wurde eingeführt; sieben Diakonen mußten den Gläubigen reichen, was ihnen not war.

Da wollte Bischof Franz von Waldeck dem Unwesen ein Ende machen. Am 1. März 1534 rückten seine Truppen vor die Stadt und schlossen sie ein. Bei einem Ausfalle wurde Matthysen am Ludgeritore getötet. An seine Stelle trat nun Jan Bockelsohn. Dieser stammte aus Darup bei Koesfeld und war als Schneidergeselle bis nach Lissabon gewandert. Schließlich hatte er sich in Leyden als Gastwirt niedergelassen und war zu den Wiedertäufern übergetreten. Johann von Leyden, wie er jetzt genannt wurde, war nach einer alten Chronik „schön von Angesicht und Gestalt, unerschrockenen und stolzen Gemütes, von kühnen Anschlägen und Taten, ein wohlgeschickter und wunderbarlicher Mann“.

g. **König Johann von Leyden.** Innerhalb der eingeschlossenen Mauern der Stadt wurde der wahnsinnige Taumel von Tag zu Tag ärger. Alle Kirchturmspitzen wurden abgebrochen und niedergeworfen, um mit den gewonnenen Steinen die Befestigungen der Stadt zu verstärken. Knipperdolling, dessen Einfluß Johann in seinem Streben nach unbegrenzter Macht hinderlich erschien, wurde gezwungen, das Amt des Bürgermeisters niederzulegen und das des Scharfrichters zu übernehmen. Er bekam die Vollmacht, auf der Stelle und ohne alles Gericht jeden zu enthaupten, der sich wider die vom Propheten aufgestellte Gesetzestafel verging. Darum zog er Tag für Tag, von vier Trabanten mit bloßem Schwert begleitet, durch die Gassen der Stadt. Der Schrecken zog ihm voraus. Johann schaffte die bisherige Obrigkeit ab und ordnete an, daß die Gemeinde nach neuen Gesetzen unter 12 Ältesten der 12 Stämme Israels leben solle. Dann behauptete er, der himmlische Vater habe ihm befohlen, im neuen Zion die Vielweiberei einzuführen.

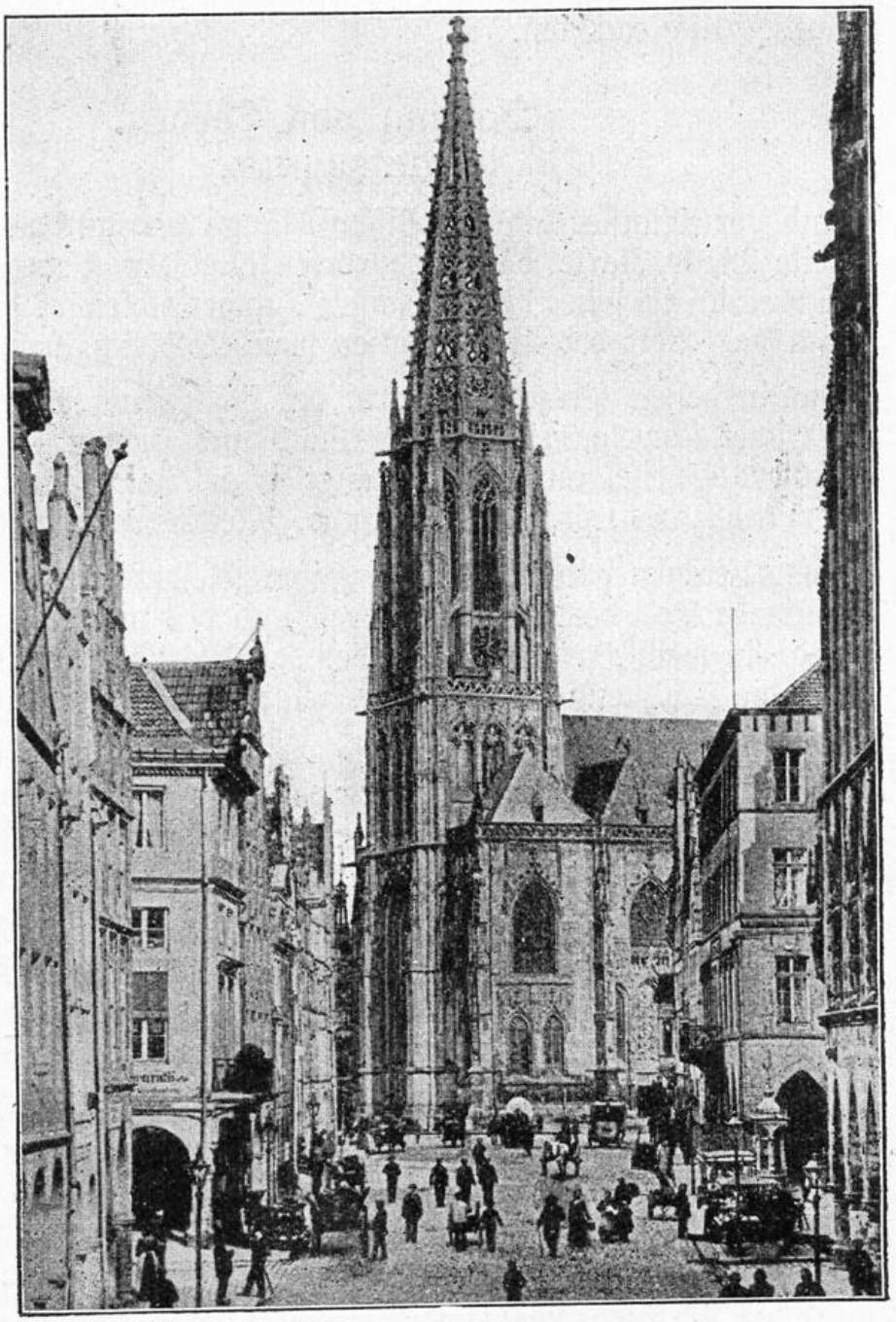
Dagegen erhob sich bei vielen Bürgern heftiger Widerspruch; sie rotteten sich zusammen, und es gelang ihnen, bei einem nächtlichen Auflaufe den Propheten und seine holländischen Jünger zu fangen und hinter Schloß und Riegel zu bringen. Aber sie waren zu schwach; sie wurden von der Partei des Propheten überwältigt und die meisten hingerichtet.

Nun strebte Johann nach dem höchsten Ziele. Als Werkzeug benutzte er Johann Dusentschur, einen Goldschmied aus Warendorf. Dieser trat auf und verkündete dem Volke, der himmlische Vater habe ihm offenbart, daß Johann von Leyden, der heilige Mann und Prophet Gottes, ein König sein solle über den ganzen Erdkreis. Die 12 Ältesten mußten ihre Schwerter abgeben, und Dusentschur salbte den neuen König.

h. **Auf dem Gipfel der Narrheit.** König Johann richtete sich nun einen glänzenden Hofdienst ein. Er ernannte hohe Hofbeamte, Mundschenken, Küchenmeister, Kammerdiener usw. Sättel und Reitzeug seiner Pferde waren mit Gold beschlagen. 28 Trabanten in roten und himmelblau gestickten Röcken bildeten seine Leibwache. Der Scharfrichter Knipperdolling wurde zum Statthalter, dem Ersten nach dem König in Israel, ernannt. 17 Frauen schmückten des Königs Palast. Er nannte sich nur noch „den gerechten König in dem neuen Tempel, der da sitzet auf dem Stuhle Davids in Zion". An einer Kette um den Hals trug er eine goldene Weltkugel, dreimal in der Woche erschien er in vollem Königsschmuck auf dem Markte, ließ sich auf seinem Thron nieder und hielt Gericht. Neben ihm, eine Stufe tiefer, stand Knipperdolling mit dem Reichsschwerte. Ritt er durch die Stadt, so fiel alles vor ihm auf die Knie. Wer ihn verachtete, mußte sein Vergehen mit dem Tode büßen. Das Los traf sogar eine seiner Frauen, die es gewagt hatte, an seiner göttlichen Sendung zu zweifeln und ihn wegen seines üppigen Lebens zu tadeln, während das Volk hungerte. Der König schleppte sie selbst auf den Markt und schlug ihr mit eigener Hand das Haupt ab.

i. **Die Eroberung der Stadt.** Die Belagerer hatten indessen schon öfter versucht, die Stadt zu erstürmen, wurden aber stets mit großen Verlusten zurückgeschlagen. Dann aber schlossen sie Münster vollständig ein, bauten Blockhäuser und umzogen die Stadt mit tiefen Gräben und Wällen, so daß sie von aller Zufuhr abgeschnitten war. Bald trat denn auch Hungersnot ein. Die Apostel, die Johann um Hilfe an die Glaubensgenossen in Westfalen und Holland sandte, fielen meist in die Hände der Feinde. Keine Hilfe kam. Die Hungersnot stieg aufs höchste, das Volk war tief entmutigt. Nur der König und sein Hof hatten noch Lebensmittel für kurze Zeit. Am 25. Juni 1535 zeigte ein Überläufer dem Feinde den Weg über die Gräben und Mauern. In dunkler, stürmischer Nacht führte er eine kleine Schar Lanzknechte in die Stadt, diese stießen die Wachen nieder und öffneten das Kreuztor. Die Masse

der Belagerer rückte nach, und nach heftigem Widerstande wurden die Wiedertäufer überwältigt. Mord und Plünderung durchtobten die Stadt.



Die Lambertikirche zu Münster.

k. **Das Ende.** König Johann wurde gefangen genommen, als er ein schützendes Versteck aufsuchen wollte. Der Kanzler Krechting wurde in einem Kloster aufgefunden, und nach drei Tagen zog man auch Knipperdolling aus seinem Versteck hervor. Rottmanns Schicksal ist unbekannt. Die drei Gefangenen wurden greulich gefoltert und dann in eisernen Käfigen zu benachbarten Fürsten, z. B. dem Herzog von Cleve nach Bielefeld, zur Ansicht gesandt. Erst nach sechs Monaten, am 22. Januar 1536, wurden sie auf dem Markte zu Münster, wo vorher Johanns königlicher Thron stand, an Pfähle gekettet und mit glühenden Zangen gepeinigt, dann stieß man ihnen glühende Dolche ins Herz. Die Leichen wurden in den Käfigen an der Südseite des Lambertiturms aufgehängt, der König in der Mitte, etwas tiefer seine beiden Räte.

l. **Wirkung für die Reformation.** In der Stadt und im Bistum Münster wurden die Wiedertäufer vertrieben und die katholische Lehre wieder hergestellt, durch die Ausschreitungen der Wiedertäufer im Münsterschen also das begonnene Werk der Reformation

wieder vernichtet. Sie schadeten aber auch der Ausbreitung der Lehre Luthers in weiteren Kreisen, da die Gegner diese als Quelle des Aufruhrs hinstellten und sie für die begangenen Ausschreitungen verantwortlich machten.

Johann von Leyden.

(12. Juni 1535.)

Und vor Münster lag der Bischof, längst verrann des Jahres Frist:
steile Wälle, starke Mauern wehrten aller Kunst und List.
Schrecklich ist sein Bund'sgenosse: Hunger schleichet durch die Stadt,
und das Volk der Wiedertäufer wandelt bleich, hohläugig, matt.

Nur in dessen Prunkgemächern, der sich Zions König heißt,
herrschet schwelgerische Fülle, Wand und Herzen — alles gleißt.
An des Speisesaales Decke prangt in goldner Lettern Pracht
demutstolz des Königs Wahlspruch: „Meine Kraft ist Gottes Macht!"

Diener tragen goldne Schüsseln, ihre Kleidung grau und grün,
deutend: Tod des alten Menschen und des neuen Auferblühn;
und ein weiß Barett gibt Kunde, daß das Volk der Unschuld hold,
daß die Nächstenlieb' unendlich, zeigt der Fingerreif von Gold.

An der Tafel schwelgt der König, dessen Haupt die Kron' umzirkt,
angetan mit Scharlachsammet, reich von Spitzen golddurchwirkt.
Hinter ihm zwei Knaben halten — der des alten Bundes Buch,
Der das Schwert: daß Leib und Geister seine Macht in Fesseln schlug.

Ihm zur Seite schöne Frauen aus der Königinnen Schar,
frech der Blick, die Rede lüstern, güldne Krönlein in dem Haar.
Krechting, feig und bleich zu schauen, flüstert ihm verschmitzten Rat,
Knipperdollings düstres Antlitz kündet Mord und wilde Tat.

Und der Orgel mächt'ge Klänge fluten durch den sünd'gen Raum,
der Posaune mahnend Rufen störet nicht den wüsten Traum.
Alle Triebe sind entfesselt, Lust in wilden Flammen loht,
überströmen die Pokale — draußen heult das Volk nach Brot.

Langsam öffnet sich die Pforte, tritt ein schönes Weib herein,
und der Lärm des Mahls verstummet, schal im Becher wird der Wein;
ihr vom Haupt zum Fuße nieder fließet schlicht ein weiß Gewand,
Ringe bringt sie, Demantspangen, Perlenschnüre, goldnen Tand.

Festen Schrittes geht sie fürder zu Johann von Leydens Sitz,
kniet, redet, sonder Zagen vor des Auges dräu'ndem Blitz:
„Wenig Monde sind's, da hast du mich zur Königin erwählt,
dir zu Füßen leg ich nieder, Herr, die Bürde, die mich quält.

Dir zu Füßen das Geschmeide, welches deine Hand mir bot,
schwerer drückt's als ehr'ne Ketten, wenn die Armen flehn um Brot.
Eins noch mögst du mir gewähren, der du mir so viel verliehn:
arm, wie du mich hast gefunden, laß mich, Herr, von dannen ziehn."

Schweigend starrt die Tafelrunde, zornig ruft Johann: „Genug!
Endlich kommt dein Herz zu Tage, voll von Arglist und Betrug.
Wehe, wenn im eignen Hause wankt der Treue starker Wall!
Mir verlieh der Herr die Rache! Ruft das Volk mit Glockenschall!"

Dumpfe Glockenschläge rufen schreckverzagtes Volk herbei,
bleiche Neugier in den Zügen, was der Klänge Deutung sei.
Mit dem Hofstaat zieht der König, wie zum lust'gen Zeitvertreib,
in Trabantenmitte wandelt ohne Furcht das schöne Weib.

Auf dem Markte kniet sie nieder, schweigend starrt des Volkes Kreis.
Und der König spricht: „Betörte, hört durch mich des Herrn Geheiß!
Nicht mit Klagen und Verzagen dient ihm, wenn er zürnend droht,
Buße tut für eure Sünden, eh' die Nacht kommt, das ist not!

Wer verstockt und unbußfertig nährt den Hochmut in der Brust,
den ereilt das Schwert der Rache: so dies Weib voll böser Lust!"
Und die Klinge schwirrt, zur Erde rollt das Haupt! Ein frevler Spott,
schallt Gesang der Königinnen: „Ehr' und Ruhm und Preis sei Gott!"

Gisbert von Vincke.

4. Im Herzogtum Westfalen.

a. **Einführung.** Das Herzogtum Westfalen (S. 68) stand immer noch unter der Oberhoheit der Cölner Erzbischöfe. Hier fand die Reformation ziemlich leicht Eingang durch die Duldsamkeit des Erzbischofs Hermann von Wied, zugleich Bischof von Paderborn. Anfangs ein eifriger Gegner der neuen Lehre, obwohl er eine Verbesserung innerhalb der Kirche wünschte, wurde er bald ihr Anhänger. Veranlaßt wurde diese Sinnesänderung durch Peter Mettmann, den Erzieher der Söhne seines Bruders, der durch Melanchthon für Luther gewonnen wurde. Auf Melanchthons Rat berief der Erzbischof den lutherischen Gottesgelehrten Bucer an seinen Hof, übertrug ihm das Amt eines erzbischöflichen Hofpredigers in Bonn (1542) und begann nun ernstlich, die Reformation im ganzen Erzstifte einzuführen. Er stellte evangelische Prediger an, suchte die Landstände für die Reformation zu gewinnen und ließ Bucer und seine Freunde als Prediger das Land durchreisen.

b. **Widerstand.** Aber das Domkapitel, die gesamte Geistlichkeit und der Magistrat Cölns setzten seinen Bestrebungen heftigen Widerstand entgegen und verklagten ihn bei Kaiser und Papst. Letzterer forderte ihn und mehrere seiner Anhänger nach Rom zur Verantwortung, und da er nicht erschien, sprach er 1546 den Bannfluch über ihn aus. Um nicht Ursache eines Bürgerkrieges zu werden, legte Bischof Hermann im folgenden Jahre alle seine Würden nieder und zog sich in seine Grafschaft Wied zurück, wo er 1552 starb. Noch auf dem Totenbette bekannte er sich fest zur lutherischen Kirche.

Sein Nachfolger wurde Adolf von Schauenburg. Bei seiner Wahl mußte er dem Domkapitel versprechen, mit Feuer und Schwert

alle Spuren der Reformation in seinem Lande zu vertilgen. Das Versprechen hat er so gründlich gehalten, daß sich im Herzogtum Westfalen in der Folge nur wenige evangelische Gemeinden halten konnten.

5. Im Bistum Paderborn.

In Paderborn hatte die Reformation schon 1527 Anhänger gefunden. Im folgenden Jahre kam es zu einem Aufruhr gegen die Geistlichkeit, dem der Bischof Erich von Braunschweig keinen ernstlichen Widerstand entgegenzusetzen wagte. Die Streitigkeiten wurden durch einen Vergleich beendigt. Als der Bischof starb, verlangten die Lutherischen freie Religionsübung und eine Kirche zur Abhaltung ihrer Gottesdienste. Als der Magistrat nicht einwilligte, besetzten sie zwei Kirchen mit Gewalt. Besonders die Franziskaner waren Anhänger der neuen Lehre. Die Zahl der Lutherischen wuchs schnell, als Hermann von Wied, der Erzbischof von Cöln, auch Bischof von Paderborn wurde und selbst 1542 zum Protestantismus übertrat. Aber sein Nachfolger, Rembart von Kerssenbrock, verfolgte die Anhänger Luthers heftig. Die Stadt Paderborn leistete zwar Widerstand, aber es gelang dem Bischof doch, der weiteren Verbreitung der Reformation einen Damm entgegenzusetzen. Im Bistum Paderborn und im Gebiet der angrenzenden Abtei Corvey haben wenige evangelische Gemeinden alle die Stürme überdauern können, die über sie hereinbrachen.

6. Die Reformation in den übrigen Gebieten.

Von den größeren Gebieten verbreitete sich die Reformation auch auf die benachbarten kleineren Grafschaften Westfalens.

In Siegen, mit dem damals noch mehrere angrenzende nassauische Landesteile verbunden waren, wurde sie durch das Fürstenhaus eingeführt. Graf Wilhelm war auf dem Reichstage zu Augsburg für Luthers Lehre gewonnen worden. Sein Hofkaplan Heilmann und der Prediger Wagner arbeiteten die erste nassauische Kirchenordnung aus. Hermanns Sohn trat zur reformierten Kirche über, die bald in seinem Lande die lutherische vollständig verdrängte. In Herborn gründete er eine Hochschule zur Ausbildung reformierter Geistlicher.

Auch in der Grafschaft Witgenstein begünstigte das Herrscherhaus die Einführung der Reformation. Graf Ludwig der Ältere (1559—1605) war ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit und Frömmigkeit. Auch er wandte sich der reformierten Kirche zu.

In der Grafschaft Tecklenburg wurde Graf Konrad, der mit Mathilde von Hessen vermählt war, durch den Landgrafen von Hessen für die Reformation gewonnen. Schon 1525 wirkte in seinem Lande der Osnabrücker Prediger Pollius für sie. Konrad trat dem Schmalkaldischen Bunde bei, wurde in die Reichsacht erklärt und gezwungen, auf den nördlichen Teil seines Landes, die Landgrafschaft

Lingen, Verzicht zu leisten. Doch blieb er mit seinen Untertanen der lutherischen Lehre treu.

In Iserlohn wirkte Johann Varnhagen 50 Jahre für die Reformation, in Altena Johann Lycaula 1537; er mußte aber nach zwei Jahren die Stadt verlassen, da man ihn beschuldigte, Anhänger der Wiedertäufer zu sein. Er wurde dann von der Gräfin Anna von Waldeck zum Prediger in Corbach ernannt. — In Unna predigte Hermann von Steinen die neue Lehre.

7. Die Gegenreformation in Westfalen.

a. **Widerstand des Kaisers.** Nach dem Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges drohte auch in Westfalen der neugegründeten evangelischen Kirche große Gefahr. Der Kaiser wollte mit Gewalt die Abgefallenen wieder in den Schoß der katholischen Kirche zurückführen und ging dabei mit aller Strenge vor. Die protestantischen Geistlichen wurden vertrieben und katholische an ihre Stelle gesetzt (1547). Nur an einigen Orten wagten es mutige Männer, Widerstand zu leisten. Kühn trat Hermann von Steinen in Unna gegen die Maßregeln des Kaisers auf. Die Mitglieder des Schmalkaldischen Bundes wurden in die Reichsacht erklärt und hart bedrängt, wie Konrad von Tecklenburg und die Stadt Minden (S. 95). Die Zeit der Not dauerte aber nicht lange.

b. **Die Jesuiten.** Besonders wirkte der Orden der Jesuiten, der 1540 vom Papste bestätigt wurde, gegen den Protestantismus. Durch Predigt und namentlich durch den Unterricht der Jugend gelang es dem Orden vielfach, Städte und Gegenden wieder zur katholischen Kirche zurückzuführen, wo die Reformation schon festen Fuß gefaßt hatte, z. B. in Paderborn, wo die Jesuiten am Gymnasium lehrten. Hier gründeten sie auch eine katholische Universität, die eine Hauptstütze des Katholizismus wurde.

c. **Der Religionsfriede.** Im Jahre 1552 kam der Passauer Vertrag zustande, worin bestimmt wurde, daß bis zum nächsten Reichstage niemand seiner Religion wegen beunruhigt werden solle. Endlich erhielten auf dem Reichstage zu Augsburg (1555) die Protestanten völlige Religionsfreiheit und Rechtsgleichheit mit den Katholiken. Da kehrten auch in Westfalen die vertriebenen evangelischen Geistlichen zurück, und neue Gemeinden blühten auf: Hamm durch Heinrich von Wullen und Kaspar Wallrabe, Kamen durch Johann Buxtorf und Johann Schomberg, Hagen durch Johann Wippermann, Hattingen durch Erasmus Wiesmann, Dortmund durch Johann Heidfeld.

Am Ausgange des 16. Jahrhunderts war Westfalen überwiegend evangelisch. 1905 lebten in der Provinz 1845263 Katholiken und 1733413 Evangelische.

VI. Der Jülich-Clevische Erbschaftsstreit.

(1609—1666.)

a. **Die Ursache des Streites.** Der Jülich-Clevische Erbschaftsstreit hat für unsere Provinz eine große Bedeutung, weil durch ihn die Hohenzollern festen Fuß in Westfalen und den rheinischen Landen faßten und nach und nach ihre kraftvolle und segensreiche Herrschaft auch über unsere engere Heimat ausdehnten.

Schon im 14. Jahrhundert war durch den Grafen Gerhard von Jülich, der mit Margarete von Ravensberg vermählt war, die Grafschaft Ravensberg an das Haus Jülich im Rheinlande gekommen. Als Erbe seiner Gemahlin erhielt er 1348 auch die Grafschaft Berg. Als im Jahre 1511 mit Wilhelm IV. der letzte männliche Sproß der Herzöge von Jülich starb, fielen Jülich, Mark und Ravensberg an den Herzog Johann von Cleve. Ihm folgte Wilhelm der Reiche, der 1592 starb. Er hinterließ nur einen Sohn, Johann Wilhelm, der kinderlos und geisteskrank war und 1609 ins Grab sank, ohne daß die Erbfolge fest bestimmt war. Mit seinem Tode begann der Erbfolgestreit.



Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg. Nach einem Bilde von 1635.

b. **Die Erben.** Natürlich machten viele, die nur irgend mit dem Hause Jülich-Cleve verwandt waren, Ansprüche auf die schönen und reichen Erbländer. Herzog Johann Wilhelm hatte vier Schwestern. Die älteste, Marie Eleonore, hatte sich mit dem Herzog Albrecht Friedrich von Preußen vermählt, nachdem ihr vorher mit Bestätigung des deutschen Kaisers die Erbfolge in den clevischen

Ländern zugesichert war, falls ihr Bruder kinderlos sterben sollte. Marie Eleonore war daher die mutmaßliche Erbin der schönen Herzogtümer. Sie hinterließ nur Töchter, die viel umworben wurden. Die älteste Tochter Anna wurde die Gemahlin des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg. Da Marie Eleonore bereits acht Monate vor ihrem Bruder gestorben war, so trat jetzt Johann Sigismund als Gemahl ihrer ältesten Tochter Anna mit Ansprüchen auf die Herzogtümer auf.

Aber andere Bewerber machten ihm das Erbrecht streitig. Die zweite Schwester des verstorbenen Herzogs war die Gemahlin des Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg, der aus einer Seitenlinie des pfälzischen Kurhauses stammte. Sie hatte einen Sohn, Wolfgang Wilhelm, und nun behauptete ihr Gemahl, der Sohn der zweiten noch lebenden Schwester habe mehr Erbanspruch als die Tochter der ältesten schon verstorbenen Schwester. Auch die Gatten der dritten und vierten Schwester machten Ansprüche auf Teile des Erbes. Schließlich handelte es sich nur noch um die Ansprüche des Kurfürsten von Brandenburg und des Pfalzgrafen von Neuburg. Bedrohlich wurde die Angelegenheit durch die Einmischung des Kaiserhauses Habsburg, das mit Mißtrauen das Anwachsen der protestantischen Macht Brandenburg beobachtete. Kaiser Rudolf II. erklärte die Absicht, bei der zweifelhaften Erbberechtigung die jülich-clevischen Lande einstweilen in Beschlag und Verwaltung zu nehmen.

c. **Einigung der Erben.** Ein solcher Anspruch des Hauses Habsburg war aber in dieser Zeit eine große Gefahr für den Protestantismus in Deutschland. Der kraftlose Kaiser stand unter dem Einfluß der Jesuiten, und die römische Kirche suchte mit allen Mitteln die durch die Reformation verlorenen Gebiete wiederzuerobern. Der protestantische Johann Sigismund kam dem ländersüchtigen katholischen Kaiser zuvor und ließ sofort nach dem Tode Johann Wilhelms durch seinen Bevollmächtigten den brandenburgischen Adler an der Schwanenburg zu Cleve anheften, zum Zeichen seiner Besitzergreifung des Landes Cleve. Dasselbe geschah in Düsseldorf und in anderen Städten trotz aller Einsprüche des Kaisers. Angesichts der vom Kaiser drohenden Gefahr schlossen dann der Kurfürst und der Pfalzgraf schon am 31. Mai 1609 einen Vertrag zu Dortmund, nach dem sie die Erbländer vorläufig gemeinschaftlich verwalten wollten, bis ihre Sache vor einem Schiedsgericht ausgetragen sei. Der Kaiser erklärte diesen Schritt für einen Eingriff in seine Rechte und sandte den Erzherzog Leopold nach Jülich, um die Gebiete in Besitz zu nehmen. Aber durch Heinrich IV. von Frankreich und die Generalstaaten (Holland) wurden die Österreicher wieder verdrängt, da sie eine Ausdehnung des habsburgischen Besitzes am Niederrhein nicht dulden wollten. So wurden also schon die benachbarten Staaten in den Erbschaftsstreit hineingezogen.

d. **Neuer Zwist.** Brandenburg und Neuburg blieben in Besitz der Erbschaft und regierten die Länder gemeinschaftlich von Düsseldorf aus. Aber die Freundschaft zwischen den beiden Häusern wurde bald ernstlich getrübt. Die Einigkeit sollte durch einen Ehebund zwischen dem Sohne des Pfalzgrafen, Wolfgang Wilhelm, und der ältesten Tochter des Kurfürsten, Anna Sophie, noch fester geknüpft werden. Beide Fürsten kamen mit großem Gefolge nach Düsseldorf, um das Nähere zu besprechen. Da führte nach einem Gastmahle, wobei dem Weine zu reichlich zugesprochen wurde, das Gespräch über das Heiratsgut der Prinzessin zu lebhaftem Wortwechsel. Der Pfalzgraf forderte nicht weniger als die gesamten jülich-clevischen Länder als Mitgift für seine zukünftige Gemahlin. Ihm entgegnete der Kurfürst, daß schon die Hand der Prinzessin genug Ehre sei für den Pfalzgrafen von Neuburg. Da entfuhr dem Pfalzgrafen das unbesonnene Wort: „Wär' es nicht um das jülichsche Land, gerad um Eure Tochter ist's mir nicht!" — und im nämlichen Augenblick fühlte er die Strafe von der Hand des heftig erregten Kurfürsten auf seiner Wange brennen. Außer sich vor Zorn verließ der Pfalzgraf das Mahl und brach sofort mit seinem Gefolge von Düsseldorf auf. Bald darauf trat er zum katholischen Glauben über, vermählte sich mit Magdalene, der Schwester des Herzogs Maximilian von Bayern, und gewann dadurch die Unterstützung der Liga, des Bundes der katholischen Fürsten. Ein spanisches Heer rückte in das Jülicher Land ein. Um dieselbe Zeit trat der Kurfürst zur reformierten Kirche über und rief die Hilfe der Holländer an, die unter Moritz von Oranien Cleve besetzten.

e. **Endgültige Regelung.** Durch Vermittelung anderer Fürsten kam in Xanten 1614 ein Vergleich zustande, wonach Brandenburg das Herzogtum Cleve und die Grafschaft Ravensberg, Pfalz-Neuburg dagegen die Herzogtümer Jülich und Berg erhalten sollte. Trotzdem verließen weder die spanischen noch die holländischen Truppen das Land, das der Schauplatz heftiger Kämpfe wurde. Der Vertrag von Xanten wurde nicht gehalten, und die Bundesgenossen der beiden streitenden Fürsten verließen auch während des ganzen 30jährigen Krieges nicht die Erbländer. Auch der Westfälische Friede von 1648 bestimmte nichts über die Teilung. Erst unter dem Großen Kurfürsten wurde am 9. September 1666 in Cleve ein Endvergleich geschlossen, durch den die Länder Cleve, Mark und Ravensberg in den dauernden Besitz des brandenburgischen Kurhauses gelangten.

So haben diese Länder im Jahre 1909 das Jubiläum ihrer 300jährigen Verbindung mit dem hohenzollernschen Herrscherhause feiern können. Der erste Hohenzoller aber, der in Westfalen und Rheinland *festen* Fuß gefaßt hat, war der Große Kurfürst durch die *dauernde* Vereinigung von Cleve, Mark und Ravensberg mit dem brandenburgisch-preußischen Staate (vgl. S. 115).

VII. Westfalen im Dreißigjährigen Kriege.

(1618—1648.)

a. **Christian von Braunschweig.** Im Dreißigjährigen Kriege wurde auch Westfalen von raubenden und plündernden Horden schwer heimgesucht. Freund und Feind brandschatzten die armen Bewohner des flachen Landes; aber auch die geschützten Städte hatten schwer unter den Drangsalen des Krieges zu leiden.

Im Jahre 1621 rückte Herzog Christian von Braunschweig, bekannt unter dem Namen „der tolle Christian" mit seinen zuchtlosen Heerhaufen in das Paderborner Gebiet ein und bezog bei Warburg Winterquartiere. Seine Truppen plünderten in der ganzen Gegend bis Bielefeld und Lippstadt. In Paderborn ließen ihn die Protestanten als ihren Befreier in die Stadt einziehen; trotzdem diese 20000 Taler zahlte, hausten die Truppen des Befreiers dort furchtbar. Christian machte den Dom zum Pferdestall und hielt Spiele und Rennen in den gewölbten Gängen ab. Aus dem goldenen Sarge des hl. Liborius ließ er Goldstücke prägen, auch die 12 silbernen Standbilder der Apostel aus dem Dome mußten in den Schmelztiegel wandern. Er ließ Taler daraus prägen, die auf der Rückseite des Herzogs Wahlspruch trugen: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind!" Die Gebeine des Heiligen führte er in einem leinenen Sacke auf seinen Kriegszügen mit sich. Als er bei Stadtlohn von Tilly geschlagen war, sandte er sie wieder zurück. Nach Friedensschluß wurden sie in einem vergoldeten Schrein aufbewahrt. Lippstadt benutzte er als festen Standort. Seine Scharen wurden immer zahlreicher. Mit 8000 Mann Fußtruppen und 2000 Reitern brandschatzte er die Soester Börde, und trotz tapferer Gegenwehr wurde Soest zur Übergabe gezwungen und so ausgeplündert, daß die Stadt ihren Schaden mit 150000 Taler berechnete. Dann verwüstete er das Bistum Münster, das ihm 100000 Taler zahlen mußte. Nun zog er über Höxter nach Thüringen. Über vier Monate hatte er in Westfalen gehaust. 1623 erschien er wieder in Westfalen, plünderte mehrere Wochen die Grafschaften Lippe und Ravensberg und verstärkte aus diesen Ländern sein Heer.

b. **Die Schlacht bei Stadtlohn.** Nun zog er ins Münsterland und schlug sein Lager bei Stadtlohn nördlich von Münster auf. Da rückte Tilly heran. Am Lohner Berge in der Nähe von Stadtlohn kam es am 6. August 1623 zu einer blutigen Schlacht. Die Vorhut Tillys stand unter der bewährten Leitung des Grafen von Anholt. Mit Ungestüm warf er sich auf den Feind. Christians neu geworbene Truppen waren noch nicht kampferprobt und hielten dem Ansturm nicht lange stand. Immer größer wurde die Verwirrung. Die entmutigten Söldner Christians wichen, trotzdem dieser furchtlos mit abgezogenem Hute durch seine Regimenter sprengte und die Weichenden aufzuhalten suchte. Durch den stürmischen Angriff eines

Kürassierregiments, geführt vom jungen Grafen Tilly, wurde auch die letzte noch geordnete Truppe gesprengt. Und nun war kein Halten mehr. Christians Armee löste sich in wilder Flucht auf. In der Nähe liegende Sümpfe erschwerten den Rückzug, und der Tod hielt eine reiche Ernte unter den zusammengedrängten Scharen. Der Kampf hatte kaum zwei Stunden gedauert. Der Verlust Christians betrug 6000 Tote und 4000 Gefangene, während Tilly nur 1700 Mann verloren hatte. Nur 4000 Mann entkamen nach Holland. Unter der großen Beute befanden sich zwei Wagen mit geraubten Silbersachen. Noch heute heißt der Teil des Lohner Bruches, auf dem der Kampf stattfand, der Blutkamp. Tillys Heer blieb in Westfalen und lagerte sich bei Rheine, „wo auch nicht ein Zaunstock" mehr übrig blieb. Dann setzte er seine Plünderung in dem in diesem unseligen Kriege besonders schwer bedrängten Gebiet von Paderborn und im Stift Minden fort.

c. **Das Blutbad von Höxter 1634.** Da Höxter an einem Hauptübergange über die Weser lag, hatte die Stadt von Freund und Feind zu leiden, wie kaum ein anderer Ort Westfalens. Die fortwährenden Truppendurchzüge ließen die bedauernswerten Einwohner nicht zur Ruhe kommen. In bunter Abwechselung folgten einander der tolle Christian, Tilly, dänische Völker, Schweden, die Kaiserlichen, Hessen und Braunschweiger. Die evangelische Stadt wurde 1628 gezwungen, zum Katholizismus zurückzukehren. Der damalige Bürgermeister sagt darüber in seinem Tagebuche: „1628 haben die Catholische Religion annehmen müssen, dar seyn wir zu gezwungen worden und mit Soldaten gedrungen, seyn dem Bürgermeister ins Haus gelegt alle Abend eine Korporalschaft, hat etzliche Tage gewartet, bis wir die Religion haben angenommen." Aber nach der Schlacht bei Leipzig wurde in Höxter 1633 mit Hilfe braunschweigischer Truppen die katholische Geistlichkeit wieder aus der Stadt gejagt, diese kam an Hessen-Kassel und erhielt vier hessische Kompagnien als Besatzung.

Im Jahre 1634 wurde die Stadt ins tiefste Elend gestürzt. Im April erschien der Kaiserliche Generalfeldmarschall von Gleen mit 7000 Mann zu Pferde und 3000 zu Fuß vor Höxter und begann sofort mit der Belagerung. Die Bürger beschlossen die hartnäckigste Gegenwehr, da sie auf die Hilfe schwedischer und braunschweigischer Truppen rechneten, die in der Nähe standen. Auch als Gleen den Bewohnern einen Vergleich anbot, gaben sie zur Antwort, sie würden die Stadt bis zum letzten Mann verteidigen. Die Bürger in Verbindung mit der hessischen Besatzung schlugen einen Sturmangriff des Feindes ab, wobei sie sogar Bienenkörbe auf die Belagerer schleuderten. Dadurch ermutigt, wagten sie einen Ausfall auf den überraschten Feind und erschlugen eine große Anzahl Landsknechte.

Gleen schwur schreckliche Rache! Er wollte die Stadt um jeden Preis einnehmen. In der Nacht zum 20. April war alles zum

entscheidenden Sturm vorbereitet; die Stadt und ihre Einwohner gab er den Soldaten preis. Mit Tagesanbruch begann der Kanonendonner. Das Fußvolk der Kaiserlichen erstürmte den Hügel vor der Stadt und vertrieb die Besatzung aus den Verschanzungen. Das schwere Geschütz schoß Breschen in die Mauern. Zwar wurden die Angreifer mehrmals zurückgeworfen; aber zuletzt gewannen sie durch ihre Übermacht die Oberhand, drangen ein, und die wilden Horden ergossen sich in die Stadt, wo auf den Wällen und in den Straßen von der Besatzung noch verzweifelt gekämpft wurde. Pardon wurde nicht gegeben. Kaum einer der Hessen und der bewaffneten Bürger kam mit dem Leben davon, die Kaiserlichen wüteten nun wie die Wilden in der unglücklichen Stadt. In einem Bericht heißt es: „Summa, es war ein Wesen der Zerstörung Jerusalems. Man riß den Männern ihre Weiber aus den Händen und säbelte sie darnieder. Man schlachtete jung und alt, Kindlein einer Spannen lang. Da lagen die Leichname der Erschlagenen auf der Gasse wie das geschlachtete Vieh, und dennoch übte man seinen Grimm an ihnen. Etliche bestreute man mit Pulver und brennte sie folgend zu Asche, andere entkleidete man und wälzte sie im Schlamm herum. O Hoxar, Hoxar, denke an die Strafe des gerechten Gottes!“ Wer sein Leben nicht mit schwerem Gelde, 100 bis 500 Talern, loskaufen konnte, wurde niedergemacht. Deshalb wurden fast alle Landleute und Fremden, die sich in die Stadt geflüchtet hatten, erschlagen. Viele wurden furchtbar gemartert, um aus ihnen das Geständnis von versteckten Wertsachen herauszupressen. Wälle, Mauern, Tore und Befestigungen wurden zerstört, Kirchen, Schulen und die Weserbrücke niedergebrannt. In Haufen wurden die Leichen in den Fluß geworfen.

Als in der Stadt nichts mehr zu plündern war, brach Gleen mit seinem Heer nach Münster auf. Das zerstörte Höxter war nun, wie sich ein Bericht ausdrückt, „acht Wochen lang jedermanns Scheusal und Liedlein. Hier war ein rechtes Raubhaus der streifenden Parteien und Paderbornschen Bauern. Kein Mensch durfte sich weder in noch außerhalb der Stadt blicken lassen, maßen die Raubvögel überall lauerten.“

d. **Elend überall.** Das Kriegselend, das in so langen Jahren allen Wohlstand vernichtete, die Menschen verdarb und alte gute Sitte und deutsche Bürgertugend untergrub, drang in die fernsten Gegenden, in die einsamsten Dörfchen, in die ärmsten Hütten. Die rohen Söldnerheere waren der Fluch der Länder, die Quelle des Unglücks, das in seinen Folgen noch spätere Geschlechter drückte. Die Soldaten, meist aus der Hefe des Volkes genommen, waren der Schrecken der Bewohner durch ihre Roheit, Zügellosigkeit und Beutegier. Alle Verdorbenen und Verarmten, denen nichts mehr übrig blieb, suchten Dienste. Raubgieriges, liederliches, auf Wohlleben und Beuteglück hoffendes Gesindel drängte sich heran. Es war ihnen einerlei, welcher Fahne sie dienten, wenn sie nur siegreich

war und ihren Gelüsten Aussichten gewährte. Die Bewohner flohen, wenn sich ein solches Heer wie ein Heuschreckenschwarm näherte und gleich einem Hagelwetter auf Dörfer und Fluren fiel. Diese Soldaten hausten wie Mongolen und Tartaren; alles wurde geraubt, geplündert und ausgesogen. Ob Freund oder Feind, das galt gleich, die Schweden hausten ebenso wie die Kaiserlichen. Beide führten den Krieg auf Unkosten fremder Länder und suchten sich in den Erpressungen den Rang abzugewinnen.

Kaum ein Gebiet Deutschlands war wohl in gleichem Maße der Tummelplatz der wüsten Kriegerscharen wie Westfalen, und von allen Landschaften litt hier am meisten das Paderborner Land. Oft wurde die Stadt beschossen, Hungersnot und Pest brachen aus, und das ganze Bistum wurde eine Wüste. Auch Gegenden, die vor langwierigen Belagerungen, greuelvollen Erstürmungen und häufigen Feldschlachten verschont blieben, litten aufs schwerste. Die früher blühende Hansastadt Soest sank zu einem kleinen Ackerstädtchen herab und konnte sich nicht wieder erholen. Am Schluß des Krieges zählte sie nur noch 3000 Einwohner. Die Unterhaltung der durchziehenden und lagernden Heere, ganz gleich, ob Freund oder Feind, legten den Landschaften und Städten ungeheure Opfer auf. Herford mußte allein den Kaiserlichen innerhalb sechs Wochen 100000 Pfund Brot, 200 Tonnen Bier und 8000 Taler in bar liefern. In Ravensberg hatten die Kaiserlichen und Schweden von Oktober 1646 bis Dezember 1647 an Kriegssteuer 108639 Taler erhoben. In Bielefeld kostete allein die Verpflegung von zwei Regimentern, die 1633 den Sparenberg beobachteten, wöchentlich 2000 Reichstaler.

Am meisten litt unter den zuchtlosen Horden mit ihren habsüchtigen, rohen Offizieren das platte Land. Hunderte von Dörfern wurden vollständig niedergebrannt und verschwanden vom Erdboden. Aus Furcht vor den entmenschten Söldnern mußten die Landleute Sommer und Winter wie das Vieh in den Wäldern und auf den Bergen hausen. Endlich wurde mit dem Frieden zu Münster und Osnabrück 1648, dem „westfälischen" Frieden, dem unglückseligen Kriege ein Ende gemacht, der dem deutschen Lande, besonders aber auch unserer Heimatprovinz schwere Wunden geschlagen hat.

Johann Sporck, ein westfälischer Held.

a. **Der Aufstieg in Bayern.** General Sporck, einer der berühmtesten Heerführer im 30jährigen Kriege, war von Geburt ein Westfale und stammte von einem Bauernhofe im Delbrücker Lande bei Paderborn, der noch heute der Sporckhof heißt, obwohl das Geburtshaus nicht mehr erhalten ist. Hier wurde er 1601 geboren. Wenig behagten dem kräftigen, tatenlustigen Jüngling die engen und ärmlichen Verhältnisse in seinem Vaterhause. Als 1620 bayrische Werber in der Gegend die Trommel rührten, nahm er kurz entschlossen Kriegsdienste. 1633 finden wir ihn schon als Rittmeister

bei den fliegenden Reitern des bayrischen Obersten Johann von Werth, einer Art frei umherschweifenden Freikorps. Sporck zeichnete sich durch Verwegenheit und Entschlossenheit aus. Allerlei kühne Reiterstücklein, die er mit seinem Freunde Werth ausführte, verschafften ihm den Ruf eines ausgezeichneten Reiterführers, so daß der Kurfürst von Bayern ihn 1639 zum Obersten eines Reiterregiments ernannte. In den folgenden Jahren kämpfte er erfolgreich gegen die Franzosen und Schweden. Ehrungen häuften sich auf den ehemaligen Kuhhirten aus Westfalen. Durch seine Kriegsfahrten und die Verheiratung mit der Freiin Margarete von Linsingen, die ihn fast ständig auf seinen Zügen begleitete, erwarb er auch Reichtum und häusliches Glück.

b. **Bei den Kaiserlichen.** Als der Kurfürst von Bayern mit den Feinden des Kaisers einen Sonderfrieden schloß (1647), versuchten Sporck und Werth, denen die drohende Tatenlosigkeit in Friedenszeit wie ein Schreckgespenst vor Augen schwebte, in frevelhafter Weise die bayrischen Truppen mit List dem Kurfürsten zu entfremden und sie dem Kaiser zuzuführen. Die verräterische Tat scheiterte an der Anhänglichkeit der Truppen an ihren rechtmäßigen Herrn. Die beiden Eidbrüchigen retteten sich in das Lager des Kaisers, während sie der Kurfürst ächtete und ihre Güter einzog. Der Kaiser nahm sie mit Freuden auf und ernannte Sporck sofort zum Generalleutnant. Als der Kurfürst von Bayern sich wieder mit dem Kaiser aussöhnte, hatten Werth und Sporck Gelegenheit, durch erfolgreiche Verteidigung des Bayernlandes gegen die Schweden einen Teil ihrer alten Schuld abzutragen. Bei der Beendigung des 30jährigen Krieges war Sporck schon in den Reichsfreiherrnstand erhoben und wurde dann an Stelle Werths, der seinen Abschied nahm, General und Oberbefehlshaber der österreichischen Kavallerie.

c. **Die Schlacht bei St. Gotthard.** Seine größte Heldentat war die Schlacht bei St. Gotthard in Ungarn, wo er gegen die Türken den Sieg errang. Im Juni 1663 brach ein Türkenheer von 250000 Mann in Ungarn ein. Vergebens stellten sich ihnen Montecuccoli und Sporck mit einem kleinen Heere entgegen. Sie mußten weichen, und unaufhaltsam wälzten sich die Wellen des Türkenheeres auf Wien zu, das sich schon zitternd auf die Belagerung vorbereitete. Als der Winter anbrach, zogen sich aber die Türken wieder nach Belgrad zurück. Im Mai 1664 rückten sie wieder vor und stießen bei dem Kloster St. Gotthard mit weitüberlegenen Kräften auf das Reichsheer.

Ein wilder Kampf entbrannte; unter Sporcks Truppen wütete der türkische Krummsäbel furchtbar. Die Lage wurde für ihn immer bedrohlicher. Da stieg er im größten Schlachtgetümmel vom Pferde, entblößte sein Haupt und betete: „Allmächtiger Generalissimus dort oben, willst du heute uns, deinen christgläubigen Kindern, nicht helfen, so hilf nur wenigstens den Türkenhunden nicht, und wir wollen schon mit ihnen fertig werden!“ Und nun stürmte der greise Führer seinen Reitern voran auf den Feind, mit unwiderstehlicher

Kraft wurden die Reihen der Türken durchbrochen, und bald löste sich das türkische Heer in wilde Flucht auf. Sporck war der Held des Tages. Der Kaiser Leopold erhob ihn zum Dank für die glänzende Waffentat in den erblichen Grafenstand des heiligen römischen Reiches, gab ihm einen Türkenkopf ins Wappen und schenkte ihm große Güter in Böhmen.

d. **Sporcks Ende.** Jetzt erst lernte er seinen Namen schreiben. Er unterschrieb von nun an: „Sporck, Graf." Als man ihn darauf aufmerksam machte, daß es gebräuchlich sei, „Graf Sporck" zu schreiben, sagte er in echtem Westfälisch: „Ei wat, ick was eher Sporck as Graf!" Bei der Dämpfung eines Aufstandes in Ungarn behandelte er die Evangelischen sehr hart und grausam. Als er am Niederrhein gegen die Franzosen kämpfte, bezog er in Westfalen Winterquartiere und besuchte 1673 auch seine alte Heimat. Von dem Bischof von Paderborn wurde er mit großen Ehren empfangen und von ihm mit einem glänzenden Gefolge nach dem nahen Sporckhofe begleitet, wo ein noch lebender Bruder mit seiner Familie ihn an der Schwelle seines Geburtshauses willkommen hieß. 1677 starb der mutige, unbeugsame Westfale nach 50 Jahren „voll Schwertgeklirr und Roßgestampf" als Kaiserlicher Feldmarschall auf seinem Schlosse bei Königgrätz in Böhmen.

VIII. Der Große Kurfürst in Westfalen.

1. Die Erwerbung der westfälischen Gebiete.

a. **Minden.** Im Westfälischen Frieden 1648 erhielt der Große Kurfürst als Entschädigung für Vorpommern das Bistum Minden; sein Umfang entsprach etwa den heutigen Kreisen Minden und Lübbecke. Es kostete aber den Kurfürsten große Mühe, in den wirklichen Besitz des Bistums zu gelangen; denn die Stadt Minden hatte in fortwährenden Streitigkeiten mit den Bischöfen zahlreiche Rechte und Freiheiten zu erlangen gewußt. Der 30jährige Krieg hatte das Bistum schwer geschädigt. Seit 1633 befand sich die Stadt in den Händen der Schweden, die sie ganz wie erobertes Gebiet behandelten. Die Königin Christine von Schweden gewährte ihr 1645 volle Selbständigkeit auf geistlichem, politischem, bürgerlichem und gerichtlichem Gebiet. Als nun der Große Kurfürst nach Friedensschluß das Bistum seinem Lande einverleiben wollte, widersetzte sich die Stadt, auf ihre Rechte pochend. Trotz aller Bemühungen wollten auch die Schweden die Stadt nicht verlassen, was zu zahlreichen Zwistigkeiten führte. Erst 1650, als der Kurfürst auf einer Reise an den Niederrhein die neuerworbenen Landesteile besuchte, konnte er Minden endgültig seinem Reiche angliedern und die Huldigung der Stände entgegennehmen. Jetzt erst räumten die Schweden die Stadt.

b. **Ravensberg.** Der Vertrag von Xanten 1614 hatte vorläufig den Erbstreitigkeiten zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg ein Ende gemacht (S. 108). Aber immer neue Meinungsverschiedenheiten führten auch zu neuen Verträgen. Der Vertrag von Haag vom Jahre 1630 bestimmte, daß Cleve und Mark an Brandenburg fallen, Ravensberg aber gemeinschaftlich regiert werden solle. Aber die gemeinsame Verwaltung führte bald wieder zu Zwistigkeiten. Neuburg bemächtigte sich sogar der Ämter Sparenberg, Ravensberg und Limberg, so daß Brandenburg nur das kleine Amt Vlotho verblieb, das ein Fünftel der Grafschaft ausmachte. Da drängte der Große Kurfürst auf eine Abänderung des Vertrages. 1647 erhielt Brandenburg nach dem Vertrage von Düsseldorf vorläufig die Lande Cleve, Mark und Ravensberg zuerkannt.



Friedrich Wilhelm der Große Kurfürst. Gemälde von G. Flink.

Wegen der Ausführung des Vertrages geriet der Kurfürst aber bald wieder in heftige Streitigkeiten mit dem Pfalzgrafen, und es vergingen noch fast zwei Jahrzehnte, bis der Erbfolgestreit endgültig geschlichtet wurde. Das geschah am 19. September 1666 im Erbvergleich zu Cleve. Der Kurfürst behielt Cleve, Mark und Ravensberg. Am 4. November nahm er die Huldigung der Grafschaft Ravensberg auf dem Marktplatze zu Bielefeld entgegen.

Mehrfach besuchte der Kurfürst das neu erworbene Gebiet für längere Zeit. Lag doch Ravensberg in der Mitte zwischen dem Hauptlande im Osten und den rheinländischen Besitzungen. Auch die Reize der Landschaft, die sich von der Sparenburg aus seinem

Blick darboten, mochten ihn fesseln. Gern schaute er von hier auf sein „Spinn- und Linnenland“ herab. Schon 1647 hielt er sich mit seiner Gemahlin Luise Henriette und ansehnlichem Hofstaat auf der Sparenburg bei Bielefeld auf. Hier gebar ihm seine zweite Gemahlin Dorothea zwei Kinder, 1673 Karl Philipp, der im Alter von 22 Jahren bei der Belagerung von Casale in Italien fiel, und zwei Jahre später die früh verstorbene Prinzessin Dorothea. Kein hohenzollernscher Fürst hat so oft und gern in Ravensberg geweilt wie der Große Kurfürst. Auf der Sparenburg hat ihm Kaiser Wilhelm II. deshalb auch mit Recht ein Standbild errichtet.

c. **Herford.** Von der Sparenburg aus wurde auch die zur Grafschaft gehörige, aber noch widerspenstige Stadt Herford bezwungen. 1631 war nach einem Urteil des Reichskammergerichts diese Stadt für eine freie Reichsstadt erklärt worden. Im Vertrauen auf diesen Spruch lehnte der Herforder Rat eine Unterwerfung unter den Kurfürsten ab. Da dieser das Urteil angefochten hatte, erkannte er seine Rechtskraft nicht an und wollte Herford nun mit Gewalt zur Huldigung zwingen. Der Kommandant der Sparenburg, Rittmeister von Eller, überrumpelte und besetzte die Stadt. Nun mußte sich der Rat zur Unterwerfung bequemen; Herford verzichtete auf die Reichsunmittelbarkeit, und die kurfürstliche Besatzung zog 1650 ab. Im folgenden Jahre erschienen auf Betreiben des Rats aber kaiserliche Kommissare in Herford und erklärten alle Verträge und Eide, welche die Stadt Herford dem Kurfürsten geleistet hatte, für ungültig, und Herford erhielt wieder die Rechte einer freien Reichsstadt. Der Kurfürst kümmerte sich wenig um den Spruch des Kaisers und zog mit seinen Truppen wieder vor die Stadt. Um jedoch den offenen Bruch mit dem Kaiser zu vermeiden, schloß er Herford nur ein und schnitt ihm allen Handel und alle Zufuhr von Lebensmitteln ab. Die Stadt litt aufs schwerste, denn die Blockade dauerte fast ein ganzes Jahr. Die Bürgerschaft, die sich schon vorher willig dem neuen Herrn unterworfen hatte und mit dem selbstsüchtigen und eigenmächtigen Rat schon länger unzufrieden war, zwang diesen zum Nachgeben und zur Abdankung. 1652 erschien der Kurfürst in der Stadt und ließ sich von neuem huldigen. Der Kaiser versagte zwar seine Bestätigung, machte aber weiterhin dem mächtigen Kurfürsten, der wenig nach kaiserlichen Einsprüchen fragte, keine Schwierigkeiten in der dauernden Festhaltung des gewonnenen Besitzes.

d. **Die Verhältnisse in den Gebieten.** Die ersten Ländergebiete, die den Hohenzollern in Westfalen zufielen, waren nicht groß. Das Bistum Minden war nur 22 Quadratmeilen groß und zählte etwa 39000 Einwohner. Handel und Gewerbe waren hier nur gering. Ravensberg umfaßte nur 17 Quadratmeilen und zählte 1685 etwa 47000 Einwohner. Hier stand die Garn- und Leinwandindustrie, die in den übrigen Ländern des Kurfürsten nicht vertreten war, schon in Blüte. Am umfangreichsten war die Grafschaft Mark, auf

57 Quadratmeilen zählte man 1748 etwa 110000 Einwohner. Die früher ziemlich bedeutende Eisenindustrie war durch den 30jährigen Krieg sehr zurückgekommen. Eisenhämmer und -hütten waren zum Teil verfallen und nicht mehr in Betrieb.

In den drei Gebieten hießen die Verwaltungsbezirke Ämter; diese bestanden aus mehreren Vogteien, die sich wieder aus Kirchspielen und Bauerschaften zusammensetzten. Minden hatte 5 Ämter: Hausberge, Petershagen, Reineberg, Rahden und Schlüsselburg. Ravensberg zählte 4 Ämter: Ravensberg, Sparenberg, Vlotho und Limberg. Die Grafschaft Mark bestand aus den 13 Ämtern: Hamm, Unna, Kamen, Iserlohn, Altena, Bochum, Lünen, Hörde, Schwerte, Wetter, Blankenstein, Neuenrade und Plettenberg. — Dazu kamen noch für alle Bezirke 12 landtagsfähige Städte.

2. Der Kampf des Großen Kurfürsten mit den Ständen.

a. **Streben nach einheitlicher Regierung.** Zwischen den einzelnen erworbenen Landesteilen bestand wenig Zusammenhang; die Zusammengehörigkeit wurde nur dadurch hergestellt, daß sie von demselben Herrscher regiert wurden (Personal-Union). Jeder Gebietsteil hatte seine besonderen Angelegenheiten auf eigenen Ständetagen beraten und sich wenig um die andern gekümmert. Einen einheitlichen Staat gab es noch nicht; für den Ravensberger war seine Grafschaft sein Vaterland, für den Markaner die Mark. Der Große Kurfürst übernahm zunächst die Verfassung der Landesteile unverändert; bald aber begann er damit, die einzelnen Teile zu Gliedern eines Ganzen umzubilden und das Ganze zu einer Staatseinheit zu verschmelzen. Das ging ohne harten Kampf nicht ab, und bis 1815, also fast zwei Jahrhunderte hat es gedauert, bis das Ziel, der Groß- und Einheitsstaat, erreicht war.

Am meisten Widerstand leisteten dem Kurfürsten bei seinen Neuerungen die Stände, die nicht nur die Verwaltung selbständig ausführten, sondern auch mit bedeutenden Rechten ausgestattet waren, z. B. Steuerfreiheit, unbeschränktem Versammlungsrecht, Steuerbewilligung, Ausschluß der nicht Eingesessenen von allen Ämtern. Der Kurfürst wollte nicht die Stände vernichten, sondern sie nur zwingen, sich der einheitlichen Verwaltung des ganzen Staates unterzuordnen. Dabei kam es an vielen Orten zu heftigem Streit.

b. **Minden.** In Minden hätte der Kurfürst die Stände leicht unterdrücken können, da er im Westfälischen Frieden die volle Herrschergewalt über das Bistum erhalten hatte, abgesehen von den Beschränkungen durch reichsgerichtliche Bestimmungen. Aber der Kurfürst räumte den Ständen, die sich hier in Domkapitel, Ritterschaft und Städte gliederten, manche Rechte ein, z. B. 1650 das Recht der Steuerbewilligung. An der Verwaltung des Landes durch Drosten und Vögte änderte der Kurfürst nichts. Die bischöfliche,

später schwedische Kanzlei ersetzte er durch eine Regierung, der die ganze Verwaltung unterstellt war. Der oberste Beamte wurde ein Statthalter, der dem hohen Adel angehörte. In Vertretung des Statthalters führte der Kanzler den Vorsitz bei der Regierung.

c. **Ravensberg.** In Ravensberg sah sich besonders die Ritterschaft als Vertreter des Landes an. Alle ihre Rechte wurden zunächst von Friedrich Wilhelm bestätigt, wie in Minden wurde die Verfassung nicht geändert. Im ganzen zeigten sich in Ravensberg die Stände den Neuerungen des Kurfürsten ziemlich gefügig; nur einmal setzten sie dem Landesherrn scharfen Widerstand entgegen. Der Kurfürst wollte auch für Ravensberg eine eigene Regierung oder Kanzlei einrichten. Die Stände stimmten, wenn auch widerstrebend, dem Plane zu und bewilligten die Kosten. Bald aber bereuten sie ihre Nachgiebigkeit; denn sie fühlten sich durch die neue Behörde in ihren Rechten beeinträchtigt und verlangten ihre Beseitigung. Sie boten dem Kurfürsten für die Aufhebung 10000 Taler. Als der Kurfürst das Anerbieten ablehnte, setzten sie sich mit den Ständen in Cleve-Mark in Verbindung, mit denen der Kurfürst gerade in heftigem Kampfe lag. Die Stände beider Länder hatten zur Wahrung ihrer Sonderrechte den Fürsten gegenüber ein Bündnis geschlossen. Dies Vorgehen Ravensbergs kam dem Kurfürsten sehr ungelegen, und er ließ sich mit den Ständen in Unterhandlungen ein. Es kam 1653 zur Einigung. Die neue Kanzlei wurde aufgehoben und die Oberaufsicht über die Verwaltung der Grafschaft im Namen des Kurfürsten erhielt der Statthalter von Minden. Erst 1667 wurde der Sparenberger Droste von Eller, der Eroberer Herfords, zum Landdrosten von Ravensberg ernannt und erhielt die Beaufsichtigung der ganzen Verwaltung der Grafschaft.

d. **Mark.** Auch in der Mark hatte der Kurfürst anfänglich einen schweren Stand. Er mußte den Ständen die meisten ihrer alten Rechte bestätigen, und erst nach und nach stärkte er seine Stellung ihnen gegenüber. 1666 leisteten ihm die märkischen Stände zu Cleve den Huldigungseid. Anfangs wurde die Grafschaft Mark mit Cleve zusammen durch einen kurfürstlichen Statthalter verwaltet. Öfter weilte der Kurfürst selbst längere Zeit in seinen rheinischen Besitzungen. Das größte Verdienst um die Verwaltung hatte als Statthalter der Generalwachtmeister von Spaen, der sich besonders bemühte, die Länder ganz in das brandenburgische Kurfürstentum einzugliedern. Er erhielt den Titel Präsident der Regierung.

e. **Steuern.** Die Staatseinnahmen setzten sich zusammen aus den Einkünften der Domänen, aus Regalien (Gerichtskosten, Gebühren usw.) und den Steuern. Die Domäneneinkünfte waren die Abgaben der über das ganze Gebiet zerstreuten Bauern, die Hörige des Landesherrn auf dessen eigenen Besitzungen waren. Durch den 30jährigen Krieg war aber der Besitz stark verschuldet und zum großen Teil verpfändet, so daß die Haupteinnahme aus den Steuern

fließen mußte. Das Recht, Steuern zu bewilligen, hatte ja die Stände, sie mußten aber ganz von den Bauern und Städten aufgebracht werden, da die Stände und die Beamten steuerfrei waren. Die rechtlosen Bauern hatten die Kriegs- und eine Vermögenssteuer zu bezahlen; daneben bestanden noch eine Viehsteuer und der Feuertaler oder Rauchschatz, der von jeder Feuerstelle erhoben wurde. Bei besonderen Veranlassungen sah sich der Kurfürst genötigt, die Steuern noch zu erhöhen, so daß der Abgabendruck, der auf dem ausgesogenen Lande lag, nicht gering war. Von 1667 bis 1697 mußte allein die Grafschaft Mark über 2½ Millionen Taler an Steuern aufbringen. Die Steuern der Städte waren verschieden. Die Akzise, eine Abgabe, die an den Toren der Stadt von den handeltreibenden Marktbesuchern erhoben wurde, wurde 1674 in Minden und Ravensberg, und 1716 in der Grafschaft Mark allgemein durchgeführt.

3. Die Sorge des Großen Kurfürsten für die westfälischen Länder.

a. **Sorge für die Landwirtschaft.** Der 30jährige Krieg hatte die Bewohner von Stadt und Land an den Rand des Verderbens gebracht, namentlich der schutzlose Landmann hatte nahezu alles verloren. Sein Viehbestand war dahin, seine Hofstätte lag verwüstet, wenn sie nicht dem Erdboden gleichgemacht war; auf den unbestellten Feldern wucherte das Unkraut. Die Bauern waren stumpf und untätig, vielfach auch verwildert und verroht. Da galt es nach dem Kriege, wieder von vorn zu beginnen. Jetzt kam den Bauern ihre starke Abhängigkeit von ihren Grundherren zustatten. Wollten diese ihre Güter wieder ertragsfähig machen, so mußten sie ihren Hörigen aus eigenem Antriebe helfen. Sie mußten ihre verarmten Bauern mit Acker- und Hausgeräten, Saatkorn und Baumaterial unterstützen, um die Einrichtung und das Bebauen der Höfe wieder zu ermöglichen und Abgaben zu erzielen. Auch der Große Kurfürst suchte als Landesvater und Großgrundbesitzer den Landbewohnern wieder aufzuhelfen, mußte ihm doch daran liegen, wieder steuerkräftige Untertanen zu gewinnen, unter denen die Eigenbehörigen die große Masse der Steuerzahler ausmachten. Bei der Eintreibung der Abgaben mußten die Beamten zunächst sehr nachsichtig verfahren, oft wurden sie bei Unglücksfällen, schlechter Ernte und andern Anlässen ganz erlassen. Dann aber erließ er auch Bestimmungen, durch die in der Bevölkerung wieder der Sinn für Ordnung und Zucht, für Pflichterfüllung und Eintracht geweckt werden sollte. Die Bauern erholten sich denn auch ziemlich schnell von den Nachwirkungen des 30jährigen Krieges, wenn der Kurfürst auch das Los ihrer Abhängigkeit von ihren Grundherrn nicht erleichterte, sondern ihre Lage in dieser Beziehung sogar noch drückender gestaltete.

b. **Sorge für die Leinenindustrie.** Auch um die Hebung der Leinenindustrie im Ravensberger Lande hat sich der Kurfürst große Verdienste erworben (S. 201). Im 16. und 17. Jahrhundert wanderten viele geschickte Weber und Bleicher aus Holland wegen harter Bedrückung durch die Spanier aus und siedelten sich unter dem Schutze des Großen Kurfürsten im Ravensbergischen an. Und bald war das Ravensberger (Bielefelder) Leinen weit und breit berühmt. Um der Leinwand durch tadellose Beschaffenheit den guten Ruf zu erhalten, wurde in Bielefeld eine Legge (abgekürzt von Leggetisch) für die ganze Grafschaft eingerichtet. Dort mußte jeder Leineweber mit seiner gewebten Leinwand erscheinen; vereidigte Meister maßen sie und prüften ihre Beschaffenheit. Falls sie alle Bedingungen, die eine Leggeordnung angab, erfüllte, erhielt sie den behördlichen Stempel und konnte nun in den Handel kommen.

c. **Lohnordnung.** Durch eine Verordnung vom Jahre 1655 über die Ablöhnung der Knechte und Mägde, der Tagelöhner, der Handwerker und Boten waren sowohl die Leistungen wie auch die Forderungen für beide Teile aufs genaueste festgelegt. Die Arbeitsleute sollten von früh morgens 6 Uhr an auf dem Acker arbeiten bis zum Sonnenuntergang. Der Lohn des Ackerknechts sollte im Sommer $4\frac{1}{2}$ Taler, im Winter $2\frac{1}{2}$ Taler betragen. Eine tüchtige Magd erhielt von Ostern bis Michaelis (29. September) 1 Taler Lohn, ein Paar Schuhe und $4\frac{1}{2}$ Ellen Hemdlaken. Der Tagelöhner bekam neben Essen und Trinken 2 oder $2\frac{1}{2}$ Groschen täglich, der Handwerker ohne Kost 5 bis 8 Groschen, und der Bote erhielt für die Meile 3 bis 4 Groschen Botenlohn.

d. **Verordnung gegen den Luxus.** Auch über die Kleidung erließ der Kurfürst besondere Vorschriften und suchte dadurch den Sinn für Einfachheit zu wecken. In der Bürgerschaft wurden vier Stände unterschieden. Zum ersten Stande gehörten Bürgermeister, Rat, Gericht, Doktoren und Geistliche; zum zweiten Dechan, Schöffen und vornehme Bürger; zum dritten die allgemeine Bürgerschaft und zum vierten Tagelöhner, Knechte und Mägde. Auf Veranlassung des Kurfürsten erließen die Städte strenge Vorschriften für die Kleidung jedes Standes. In einer Kleiderordnung der Stadt Herford von 1687 heißt es: „Die Frauen und Jungfrauen des dritten Standes sollen sich aller güldenen Ringe, Perlen, seidenen Kanten, Haarlocken oder sonst falscher, item[1]) der sammtenen Mützen mit Kanten sich enthalten, und die mit vielem Bande aufgeputzten Mützen oder Wulste abschaffen, die Haar fein ehrbar geflochten umlegen, ohne mit Puder und güldenem Band sie aufzuputzen, wiewohl ihnen einige Rosen von Bande auf dem Kopfe unbenommen bleiben.

Die im vierten Stande befindlichen Personen sollen keine Kleider von anderm Gezeuge, denn wüllen Tuch, Leder oder

[1]) desgleichen, ferner.

Baumseide tragen, und soll das Tuch von keinem höhern Preise als etwa einen Reychstaler eingekauft und keine neue Moden daraus gemacht werden."

In der Kleiderordnung der Stadt Minden vom Jahre 1674 ist ähnliches angeordnet. Den Männern und Frauen des ersten Standes wird das Tragen von seidenen Kleidern erlaubt, „sammitne" aber dürfen nur die Bürgermeisterinnen und Doktorinnen tragen, desgleichen war den letzten gewährt, die Unterröcke mit zwei gülden Gallaunen oder Spitzen zu besetzen. Bei Strafe von 5 Talern aber wurde den Jungfrauen des ersten Standes das Tragen von seidenen Ruffen, Brocat[1]) und Taffet[2]) verboten. Hauben und Halskragen mit Spitzen zu führen war den Frauen der mittleren Stände nicht erlaubt, ebensowenig das Benutzen von weißen Schuhen und Überschlägen; dagegen standen ihnen 1 bis 2 Reihen Perlen und Kragen mit weißem Flor zu.

Auch dem übermäßigen Aufwand bei festlichen Gelegenheiten suchte der Kurfürst zu steuern. In der Ravensbergischen Landpolizeiordnung von 1687 heißt es, daß der übermäßige Aufwand an Speise und Trank bei Begräbnissen, Hochzeiten und Kindtaufen, sowie die vielen Zechereien an den Spinnabenden, bei dem Füllen der Brautwagen usw. das Vermögen der Untertanen erschöpfe und Veranlassung zu allerhand Ausschreitungen gebe. Darum wurden alle großen, langdauernden Gelage bei Verlobungen, Hochzeiten, Kindtaufen und anderen Festen verboten. Die Hochzeiten durften höchstens zwei Tage währen, die Zahl der Gerichte wurde auf drei beschränkt und die Hochzeitsgeschenke ganz und gar verboten. Auch das Schießen an den Neujahrstagen, das Abbrennen der Osterfeuer und das Pflanzen der Maibäume zu Pfingsten wurde bei schwerer Strafe untersagt.

4. Der Große Kurfürst und Bernhard von Galen.

a. **Der streitbare Bischof.** Seit der Erwerbung der Ländergebiete im Westen war der Große Kurfürst oft gezwungen, die Westmarken seines Reiches gegen Angriffe zu verteidigen. Häufig mußte er hier an der Spitze seiner Truppen erscheinen, weil der streitbare Bischof von Münster, Bernhard von Galen, seine Länder beunruhigte.

Dieser ehrgeizige und kriegerische Bischof (1650—1678) hielt zur Erhöhung seiner Macht und in dem Bestreben, den Einfluß der katholischen Kirche nach Kräften zu fördern, eine Truppenmacht, die zu der geringen Größe seines Gebietes in keinem angemessenen Verhältnis stand. Er ließ sich in die gewagtesten Unternehmungen ein und bot seine militärische Hilfe bald diesem, bald jenem Fürsten an, um die Unterhaltung seines Söldnerheeres auf andere ab-

[1]) seidener, reich mit Gold- oder Silberfäden durchwebter Stoff. — [2]) leichtere Seidenzeuge.

wälzen zu können. Für seine Verdienste um die Kirche wurde er von den Päpsten hoch geehrt; sie bezeichneten ihn als „den Arm des apostolischen Stuhles." Als er den Bischofsstuhl von Münster bestiegen hatte, führte er ein strenges Kirchenregiment und säuberte das Bistum von den fremden Völkern, die sich dort eingenistet hatten, von Hessen, Schweden und Holländern. Dann aber geriet er in heftige Streitigkeiten mit seiner eigenen Bischofsstadt Münster, die reichsunmittelbar werden wollte. Der Bischof schloß ein Bündnis mit den Kurfürsten von Cöln und Trier und dem Pfalzgrafen von Neuburg und ging gegen die Stadt vor. Dreimal wurde Münster



Galen-Denkmal in Telgte.

belagert und eingenommen. Nach der dritten Übergabe nahm der Bischof der Stadt ihre Rechte und übernahm selbst das Stadtregiment. Er nahm aber nicht dort seinen Wohnsitz, sondern blieb wie vorher in dem stark befestigten Coesfeld.

b. **Gegen Holland.** In diesen Streitigkeiten hatten sich die Münsterschen mit den Holländern verbündet, die der Bischof nun als seine Hauptfeinde ansah. Als die Holländer Teile des Bistums besetzten, verbündete er sich mit England, das 1665 den Krieg gegen die Generalstaaten begann. Mit 15000 Mann überschritt Galen die holländische Grenze und eroberte mehrere Städte. Der französische König kam mit 6000 Mann den Holländern zu Hilfe, so daß sich der Bischof zurückziehen mußte. Aber die Feinde konnten den tapferen geistlichen Kriegsmann nicht bezwingen. Der Krieg schleppte sich eine Zeitlang hin. Da trat der Große Kurfürst als Vermittler auf. Er forderte den Bischof auf, die Feindseligkeiten einzustellen,

andernfalls werde er gegen ihn einschreiten. Da Bernhard von den Engländern wenig Unterstützung erhielt, schloß er 1667 zu Cleve Frieden, in dem er sich verpflichtete, nicht mehr als 3000 Soldaten zu unterhalten.

Doch nicht lange blieb der Friede gewahrt. Der Bischof schloß Bündnisse mit Ludwig XIV. von Frankreich, dem Erzbischof von Cöln und dem Bischof von Paderborn zum neuen Kampfe gegen Holland, dem der Kurfürst von Brandenburg mit 20000 Mann zu Hilfe kam. Tapfer verteidigte er sein Bistum gegen die Holländer, die kaiserlichen und brandenburgischen Truppen. Es gelang ihm, sich mit der französischen Armee des Generals Turenne zu vereinigen, und vereint besetzten sie Cleve und die Grafschaft Mark unter Sengen, Brennen und Plündern.

c. **Vor Lünen.** In der Mark rückte Galen 1672 auch vor das befestigte Städtchen Lünen bei Dortmund. Die Bürger wehrten sich tapfer und wagten sogar, den Bischof zu verspotten. Da verdoppelte dieser ergrimmt seine Truppenmacht, brach in die Stadt ein und befahl seinen Soldaten, die ganze Stadt dem Erdboden gleichzumachen. Vergebens baten die Bürger um Gnade, vergebens bot man ihm alle Reichtümer und gelobte ewigen Gehorsam. Der erbitterte Bischof blieb bei seinem Befehl. Da suchten die Frauen von Lünen 12 ihrer lieblichsten Töchter aus, kleideten sie in weiße Gewänder, flochten ihnen Kränze ins Haar und sandten sie als Bittstellerinnen zum Bischof. Sie fielen ihm weinend zu Füßen, und eine sprach: „Herr, du hast den Untergang unserer armen Stadt beschlossen und willst uns vertreiben aus den Wohnungen unserer Väter. Blicke gnädig auf uns und verschließe nicht dein Herz unsern Tränen!“ Da wurde der rauhe Kriegsmann gerührt und verließ mit seiner Mannschaft sofort die Stadt.

d. **Münstersche Truppen in Ravensberg.** Der Große Kurfürst eilte mit seinem Heere zum Schutze seiner Länder herbei und suchte Turenne bei Soest zu einer Schlacht zu zwingen. Dieser wich ihm aber aus. Da die Kaiserlichen ihn nicht unterstützten, verzweifelte Friedrich Wilhelm am glücklichen Erfolge und knüpfte Verhandlungen mit Frankreich an. Er zog sich über Bielefeld und Minden bis ins Halberstädtische zurück. Kaum hatte er Ravensberg verlassen, so überfielen 3000 Mann münstersche Truppen unter Galen das Land. Sie erstürmten die Ravensburg, nahmen Herford und Vlotho ohne Widerstand und erschienen im April 1673 vor Bielefeld. Da ihnen die Öffnung der Tore verweigert wurde, beschossen sie die Stadt an den beiden Osterfeiertagen. Die Bomben richteten großen Schaden an, und nur dem tatkräftigen Eingreifen der Bewohner, namentlich der Franziskaner-Mönche und der Juden, war es zu danken, daß keine größeren Brände ausbrachen. Der Stadt gelang es, am folgenden Tage ein Abkommen mit dem feindlichen Führer zu treffen; nach der Erlegung einer Summe von 3500 Talern zog er ab. Im Mai fiel noch einmal eine münstersche Schar in Ravensberg ein und plünderte die Dörfer am Teutoburger Walde. Ihr Ende fanden diese Einfälle durch den Frieden von Vossem bei Löwen (1673).

Der Bischof hatte währenddessen gegen die Holländer und die kaiserlichen Truppen einen schweren Stand. Mit Wissen des Kaisers

war gegen ihn sogar eine Verschwörung zustande gekommen; man wollte sich der Person des Bischofs bemächtigen und alle Festungen des Landes dem Kaiser öffnen. Die Verschwörung wurde aber noch rechtzeitig aufgedeckt. Da der Bischof von Frankreich nicht mehr ausreichend unterstützt wurde, und die Kaiserlichen unter General Sporck (S. 112) immer größere Fortschritte machten, bequemte er sich zum Friedensschluß mit den Holländern (1674).

e. **Krieg gegen Frankreich.** In diesem Jahre wurde der Reichskrieg gegen Frankreich beschlossen, das in Schweden einen Bundesgenossen fand. Der streitbare Galen nahm sofort mit 9000 Mann an diesem Kriege teil, diesmal aber als Verbündeter Brandenburgs. Der Große Kurfürst erfocht 1675 einen glänzenden Sieg über die Schweden bei Fehrbellin und jagte sie nach Norden. Als er im Frieden zu Nymwegen alle Länder, die er den Schweden abgenommen hatte, wieder herausgeben sollte, weigerte er sich. Da fiel ein französisches Heer unter dem Marschall Crequi in seine westlichen Provinzen ein. Die Brandenburger zogen sich vor ihm bis Minden zurück, und die Städte Bielefeld und Herford mußten dem Marschall namhafte Geldsummen bezahlen, um die Franzosen vom Plündern abzuhalten. Sie hielten aber weit bessere Manneszucht als die Truppen des Bischofs von Münster.

Dieser war dem Bündnis mit dem Kurfürsten treu geblieben, beteiligte sich mit seinen Truppen aber noch auf mehreren anderen Kriegsschauplätzen. Den Dänen schickte er 4000 Mann zu Hilfe, den Spaniern sandte er 4000 Mann zur Verteidigung der Niederlande, eine dritte Gruppe seiner Truppen stand am Niederrhein. Schließlich machte der am 29. Juni 1679 abgeschlossene Friede zu St. Germain allen Feindseligkeiten ein Ende, und die Franzosen räumten sofort die besetzten Gebiete. Der Bischof aber war schon vor Friedensschluß i. J. 1678 zu Ahaus gestorben, ein tapferer Kriegsmann, der sich aber auch als Bischof mancherlei Verdienste um die katholische Kirche und sein Bistum erworben hat. Er kämpfte gegen die Roheit der Sitten, baute und stattete viele Kirchen aus und sorgte für das Schulwesen. In allen Dörfern und Flecken seines Bistums sollten deutsche Schulen eingerichtet werden; zum Bau der Schulhäuser bewilligte er reiche Mittel. Schulversäumnisse ließ er streng bestrafen.

IX. König Friedrich Wilhelm I. und die Provinz Westfalen.

a. **Vereinigung von Minden und Ravensberg.** Wie für das ganze Königreich Preußen war auch für die westfälischen Länder die Regierung Friedrich Wilhelms I., namentlich auf dem Gebiete der inneren Verwaltung, recht bedeutungsvoll.

Schon 1714 beabsichtigte der König, die Grafschaft Ravensberg mit Minden zu vereinigen. Die Drosten und die Stände von Ravensberg aber zeigten dazu wenig Neigung und wünschten einmütig, daß es bei der bisherigen Verfassung bleibe. Der König setzte aber doch seinen Willen durch; im Jahre 1719 wurde Ravensberg dem Bistum Minden angegliedert und der dortigen Regierung unterstellt, zum großen Schmerz der Ravensberger, besonders da auch die alten drei Gogerichte (S. 74) aufgehoben wurden. Nur die Stadtgerichte in Bielefeld und Herford blieben bestehen.



Friedrich Wilhelm I., Vater Friedrichs des Großen.
Gemälde im Hohenzollernmuseum zu Berlin.

b. **Die Kriegs- und Domänenkammer.** Diese Neuordnung blieb aber nur bis zum Jahre 1723 bestehen, da jetzt in allen preußischen Landesteilen die Kriegs- und Domänenkammern eingerichtet wurden. In Minden wurde eine gemeinsame Kammer für Minden, Ravensberg, Tecklenburg und Lingen bestellt, während die Grafschaft Mark der Kammer in Cleve zugewiesen wurde. Später erhielt die Mark in Hamm eine selbständige Kammer. An der Spitze der Kammer stand ein adeliger Präsident, unter ihm arbeiteten ein oder zwei Direktoren und mehrere Räte. Den Kriegs- und Domänenkammern unterstanden zunächst die Domänen und das Steuerwesen. Dann kam dazu die innere Verwaltung, die man Polizei nannte. Auch ein Teil der Rechtsprechung wurde ihr übertragen, um größeren Einfluß auf die Durchführung der Neuerungen zu gewinnen.

c. **Andere Neuerungen.** Eine neue Behörde trat 1734 in Tätigkeit, das war der Landrat. Die Landräte bestimmte der König aus der Mitte der Ritterschaft. Sie hatten in den ländlichen Gemeinden die Aufsicht über das Steuerwesen, die Militär- und Polizeisachen. Für die Städte wurde ein Steuerrat eingesetzt, der die Oberaufsicht über die ganze Stadtverwaltung, besonders über das Steuerwesen führte. Landrat und Steuerrat waren der Kriegs- und Domänenkammer unterstellt. Auch in den Städten führte der König manche wichtigen Neuerungen durch und fand dabei namentlich in Cleve-Mark heftigen Widerstand bei den städtischen Verwaltungen. Die Zahl der Magistratsmitglieder wurde verringert; jedes Mitglied erhielt eine bestimmte Tätigkeit und festes Gehalt zugewiesen. Unpünktliche Magistratsmitglieder sollten bestraft werden. Außerdem wurde in allen Städten die Akzise eingeführt, von deren Ertrag einen Teil die Stadt, das übrige der Staat erhielt. Auf dem Lande wurde an Stelle der Akzise die Kontribution, eine feste Staatssteuer, erhoben. Die Äcker wurden eingeschätzt und die Steuer nach dem Ertrag festgesetzt. Als die Kavallerieregimenter von den Dorfschaften in die Städte verlegt wurden, mußten die Bauern auch noch sog. Kavalleriegelder bezahlen.

d. **Sorge für die Landwirtschaft.** Die ganze Kraft seiner oft gewaltsamen Natur setzte der König auch für die Hebung der Landwirtschaft in den westlichen Gebieten ein. Es lag ihm vor allem daran, öde liegende Gegenden zu bevölkern und die Bewohner steuerkräftig zu machen. Er ließ eine beträchtliche Anzahl neuer Höfe anlegen. Besonders der Senne am Teutoburger Walde wandte er seine Aufmerksamkeit zu. Er suchte sie zu besiedeln und das fast menschenleere Gebiet wieder zu bevölkern. Er überließ den Ansiedlern das Land unentgeltlich und gewährte ihnen Freiheit von Kontribution und Einquartierung. Wo es überhaupt galt, wüste Ländereien mit Neubauern zu besiedeln, verfügte er schnellste Ausführung und Gewährung aller möglichen Erleichterungen, oft für sechs Jahre hinaus. Unterstützungen und niedrige Bemessung der Abgaben sollten die Urbarmachung erleichtern.

Auch die Leistungsfähigkeit der schon bestehenden Höfe suchte er zu steigern, indem er ihrer Zersplitterung durch Verkauf oder Verpfändung entgegenwirkte und sie strengstens verbot. Das tatkräftige Durchgreifen des Königs war von großem Einfluß auf den Eifer seiner Beamten, die sich jetzt der Untertanen weit mehr annahmen als früher und namentlich die abhängigen Hörigen gegen zu starke Belastung mit Pachtgeldern und sonstigen Leistungen durch die Grundherren schützten.

Bis ins einzelne ging die Sorge des Königs für die Landwirtschaft. So wurde z. B. genau bestimmt, wieviel Krähen- und Sperlingsköpfe jede Gemeinde einen Tag nach Ostern abzuliefern habe, damit diese schädlichen Vögel vernichtet würden. Ziegen und

Schafe durften nicht in den Wäldern, Heiden und Brüchen geweidet werden, da diese Tiere durch ihren Biß dem jungen Baumwuchs großen Schaden zufügten. Die Schweine durften bei Strafe nicht aufsichtslos in der Nähe der Höfe umherlaufen, weil sie die junge Saat schädigten.

Der König förderte auch den Absatz des ravensbergischen Leinens im Osten seines Reiches. In Magdeburg, Königsberg und Halle wurden Warenlager für das Bielefelder Leinen eingerichtet. Auch in der Grafschaft Mark suchte er die Leinenindustrie zu heben; in Hamm wurde eine Legge eingerichtet.

e. **Sorge für die Volksbildung** (S. 196).

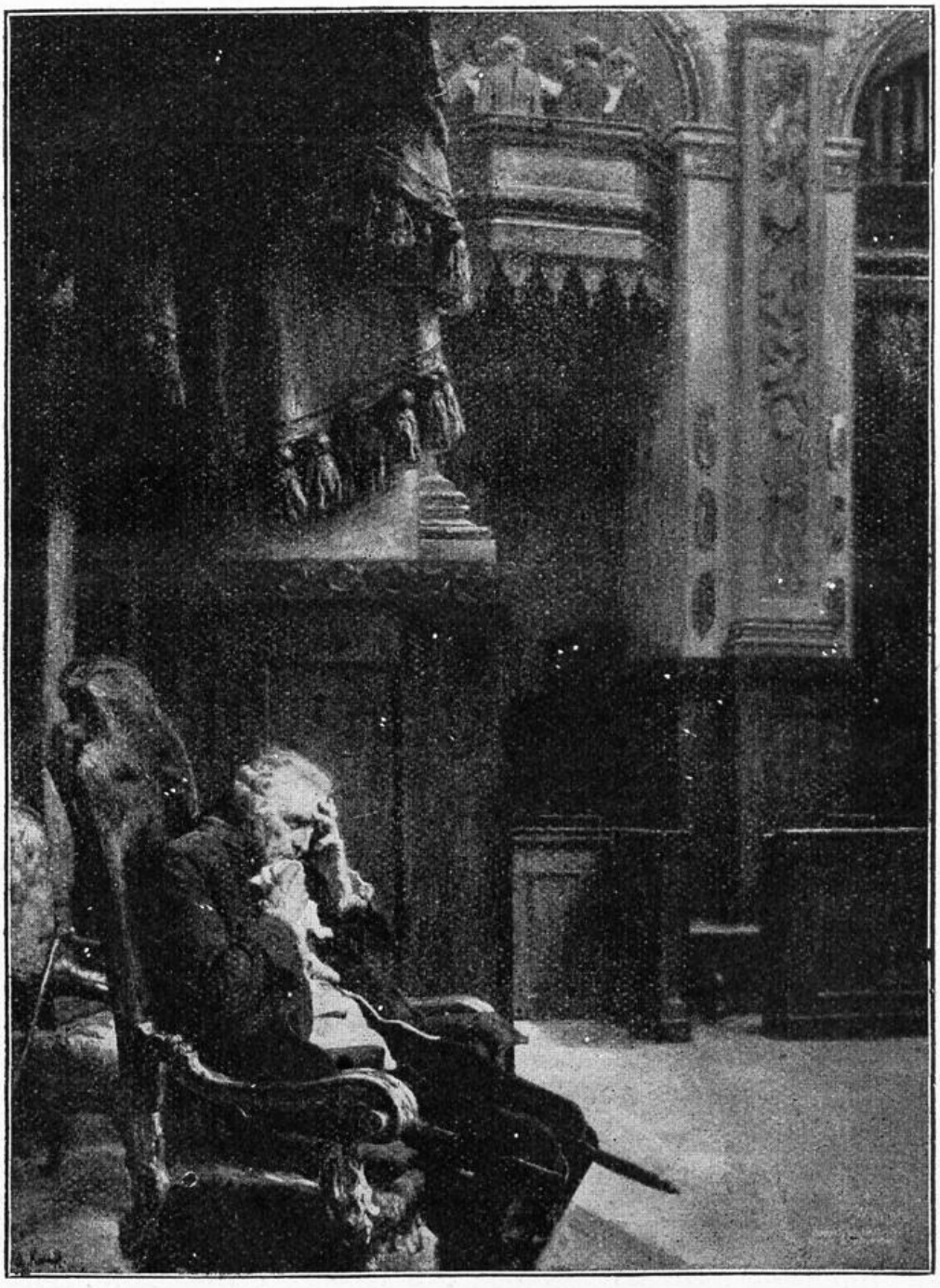
X. Friedrich der Große und die Provinz Westfalen.

1. Friedenstätigkeit.

a. **Rechtspflege.** Auf dem Gebiet der inneren Verwaltung wandelte Friedrich II. ganz in den Bahnen seines Vaters; nur in der Rechtspflege, über die auch in den westlichen Landesteilen bittere Klage geführt wurde, führte er wichtige Neuerungen ein. Tausend Mißstände waren in der Justizverwaltung eingerissen. Ins Unendliche schleppten sich die Prozesse hin, da die Richter die Prozeßgebühren als ihre Einnahme erhielten. Das Rechtsbewußtsein war im Volke eingeschläfert. Unter der Mithilfe des Staatsministers Cocceji führte der König durchgreifende Neuerungen ein. Nur gelehrte, erfahrene und zuverlässige Männer sollten in den Gerichtskollegien sitzen und hinreichend besoldet werden, damit sie sich ausschließlich ihrem Amte widmen könnten. Alle Gerichtskosten sollten fortan in die Staatskasse fließen und jeder Prozeß durch alle drei Instanzen binnen Jahresfrist zu Ende geführt werden. Damit gab Friedrich dem Lande einen freien, unabhängigen Richterstand. Die Krönung des Werkes bildete der Codex Fridericianus, d. i. der Entwurf einer neuen Gerichts- und Prozeßordnung für den preußischen Staat. Der König stellte sich selbst unter das Gesetz. Er schreibt in seinem Testament: „Ich habe mich entschlossen, nie den Lauf der Rechtspflege zu stören; in den Gerichten müssen die Gesetze sprechen und die Könige schweigen.“ Und wie sehr der Rechtssinn unter der Regierung des großen Königs in allen Schichten der Bevölkerung sich verbreitete, davon zeugt die bekannte Erzählung von dem Müller von Sanssouci.

b. **Heerwesen.** An den Grundlagen des preußischen Heerwesens, wie es Friedrich Wilhelm I. geschaffen hatte, änderte Friedrich der Große wenig. Seine Änderungen beschränkten sich nur auf Einzelheiten. Er beseitigte die ärgsten Willkürlichkeiten bei der Aushebung und die rohe Gewalttätigkeit bei der Werbung der Soldaten

schon bei seinem Regierungsantritt. Um der Auswanderung dienstpflichtiger Gewerbetreibender vorzubeugen, gewährte er zahlreiche Befreiungen von der Dienstpflicht. Ganze Städte, in denen die Industrie vorherrschte, wie Iserlohn, Altena, Lüdenscheid, Schwelm,



Friedrich der Große in der Schloßkapelle zu Charlottenburg nach dem Siebenjährigen Kriege. Gemälde von A. Kampff.

Hagen und ganze Landschaften, die in der Nähe der Grenzen lagen, von wo leicht das Ausland erreicht werden konnte, wurden gegen Zahlung einer Entschädigung von der Dienstpflicht befreit. Auch einzelnen Klassen der Bevölkerung wurde die Militärfreiheit zugestanden, damit sie nicht auswanderten, so den Spinnern und Webern in Ravensberg. Von Bielefeld wird berichtet, daß dort in 20 Jahren

kaum mehr als 6—7 Bürgersöhne eingestellt wurden. Natürlich waren diese zahlreichen Befreiungen nicht zum Vorteil für das Heer, das sich schließlich nur noch aus den unteren Ständen ergänzen konnte. Eine starke Zunahme der meist minderwertigen und sittlich verwahrlosten Ausländer im preußischen Heere war eine weitere Folge.

c. **Sorge für die Volksbildung** (S. 197).

d. **Friedrich besucht Westfalen.** Wegen der von Friedrich eingeführten Verbesserungen und Erleichterungen und wegen seiner glänzenden Waffentaten, welche die Bewunderung von ganz Europa erregten, wurde der König auch in seinen westlichen Landesteilen hoch verehrt. Man war stolz auf seinen berühmten Landesherrn und hing mit größter Wärme an ihm. Es war immer ein Ereignis, wenn er persönlich erschien. Von weit her strömte die Landbevölkerung herbei, um ihren alten Fritz zu sehen. Sehr bekannt wurde ein kleines Abenteuer, das im Jahre 1751, als Friedrich von Wesel über Bielefeld nach Potsdam zurückkehrte, in Brackwede bei Bielefeld dem berühmten Voltaire widerfuhr, der den König begleitete.

Der boshafte Franzose sah sehr häßlich, fast wie ein Affe aus. Die ravensbergischen Bauern umdrängten neugierig die königlichen Wagen. Der lustige Page von Pirch gab den fragenden Bauern Bescheid, wer dieser und jener Herr sei. Da fragte ein Landmann, auf Voltaire zeigend, der in einen dicken Pelz gehüllt war: „Wer ist der da in dem Wagen allein, der so dicke Haare um den Hals hat?" Pirch, der dem Franzosen gram war, antwortete mit wichtiger Miene: „Das ist des Königs Affe, seht zu, daß er nicht aus dem Wagen springt!" Rasch umstellten die Bauern den Wagen, und als Voltaire aussteigen wollte, hetzten sie ihn und trieben ihn zurück. Der wütende Franzose schimpfte und fluchte in französischer Sprache, welche die Bauern nicht verstanden, sondern für die Affensprache hielten. Als er mit Gewalt hinauswollte, drohten ihm die Bauern mit ihren Stöcken und schrien: „Ape, Ape!", und es entstand ein großer Lärm, so daß Friedrich aufmerksam wurde. Als er den lachenden Pirch unter den schreienden Ravensbergern sah, durchschaute er den Schalksstreich und ließ Voltaire befreien. Wütend kam er zu dem laut lachenden König. „Was soll ich Pirch tun?" fragte ihn Friedrich. Er schrie: „Majestät, meinetwegen schicken Sie ihn zu allen Teufeln!" — „Soll geschehen," sprach der König, ließ Pirch holen und sagte: „Du Schelm, Voltaire will, ich soll dich zu allen Teufeln schicken; gut, du bist Offizier bei den schwarzen Husaren!" Vergnügt ging Pirch davon.

Voltaire hatte einen tiefen Groll auf die Ravensberger und schrieb später aus Rache in einer Reisebeschreibung über Ravensberg: „In großen Hütten, die man Häuser nennt, sieht man Tiere, welche Menschen sein wollen, die aber aufs traulichste von der Welt mit andern Haustieren durcheinander leben. Ein gewisser harter Stein, schwarz und klebrig (er meint Pumpernickel), vermischt, wie man sagt, mit einer Art Roggen, ist die Nahrung der Eigentümer dieser Hütten."

2. Westfalen im Siebenjährigen Kriege.

a. 1757.

Im Siebenjährigen Kriege gehörte auch Frankreich zu den zahlreichen Feinden Friedrichs des Großen. Diesem war England verbündet, das damals Hannover in Besitz hatte. Dadurch wurde auch Westfalen mit in den Krieg hineingezogen. Friedrich selbst konnte nur wenig Truppen für seine westlichen Landesteile hergeben; das Heer, das den Franzosen entgegentreten sollte, setzte sich hauptsächlich aus Truppen seiner Verbündeten zusammen, namentlich

englisch-hannoverschen, braunschweigischen und hessischen. Den Oberbefehl führte der Herzog von Cumberland.

Im Frühjahr 1757 überschritt ein französisches Heer von 105000 Mann unter dem Oberkommandeur d'Estrée den Rhein, zog die Lippe aufwärts, besetzte Soest und Beckum und drang auf Lippstadt vor, das der Erbprinz von Hessen zur großen Unzufriedenheit Friedrichs räumte und sich nach Bielefeld zurückzog. Der Herzog von Cumberland rückte nun mit seiner Hauptarmee von etwa 50000 Mann von Osten her über die Weser den Franzosen entgegen und bezog bei Herford und Bielefeld ein Lager. Es galt, den Engpaß von Bielefeld gegen die von Lippstadt her vordrängenden Franzosen zu decken. Es wurden namentlich bei Brackwede starke Schanzen aufgeworfen, die noch heute an manchen Stellen zu sehen sind.

Am 12. Juni erschien der französische Marschall bei Rheda; eine Schlacht schien unvermeidlich. Als es aber den Franzosen gelang, mit ihren leichten Truppen die Flügel Cumberlands zu umgehen und ihm in den Rücken zu kommen, trat dieser ohne Kampf schnell den Rückzug an, wobei durch den schwerfälligen Troß große Stockungen entstanden, so daß die verbündeten Truppen sogar aufeinander schossen. Schnell nahmen die Franzosen die Verfolgung auf und erschienen schon in Bielefeld, als die Nachhut der Verbündeten noch eiligst durch die Straßen zog. Eine hannoversche Jägerkompagnie besetzte den Kirchhof der Altstädter Kirche und leistete so lange tapferen Widerstand, bis die Verbündeten die Stadt verlassen hatten. Sie zogen sich in Eilmärschen nach Herford, wo noch ein Nachzugsgefecht stattfand, und von da bei Rehme über die Weser zurück.

Die Franzosen folgten nur langsam, da sie längere Zeit auf die gründliche Plünderung der Umgegend von Bielefeld verwandten. Besonders die Leinenhändler und Bleicher erlitten großen Schaden, er wurde auf 121000 Taler geschätzt. Aber auch an andern Orten hinterließen die Franzosen durch ihre Räubereien und wüsten Zerstörungen ein recht unrühmliches Andenken. Bis zum 8. Juli blieben sie in Bielefeld und zogen dann bei Höxter über die Weser.

b. Die Schlacht bei Minden 1759.

Im Frühjahr 1759 erschienen die Franzosen wieder mit zwei neuen Heeren am Rhein unter Contades und dem Herzog von Broglie. Die Heere drangen in Westfalen ein, und die Verbündeten unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig zogen sich vor der Übermacht langsam nach Osnabrück zurück. Die Franzosen drängten nach und standen am 1. Juli 1759 bei Bielefeld, am 4. Juli kam es zu einem Gefecht bei Halle. Nun rückten die Franzosen vor Minden, das vom General Zastrow mit 1400 Mann verteidigt wurde. Die Stadt wurde infolge Verrats überrumpelt

und schrecklich geplündert. Die ganze Besatzung mußte sich den Franzosen ergeben. Bei Minden waren am 12. Juli die französischen Truppen am linken Weserufer vereinigt. Auf dringenden Befehl Friedrichs, der mit dem Rückzuge Ferdinands nicht zufrieden war, rückte dieser nun heran und nahm in den Dörfern bei Petershagen feste Stellungen ein. Die Schanzen des von den Franzosen gefürchteten Grafen Wilhelm von Bückeburg befanden sich bei dem Dorfe Totenhausen. Zwei Wochen wartete man vergeblich auf den Angriff der Franzosen. Ferdinand konnte in dieser Zeit mit Ruhe seine Vorkehrungen zur Schlacht treffen, da er Nachricht erhalten hatte, daß die Franzosen erst am 1. August angreifen würden.



Herzog Ferdinand von Braunschweig.

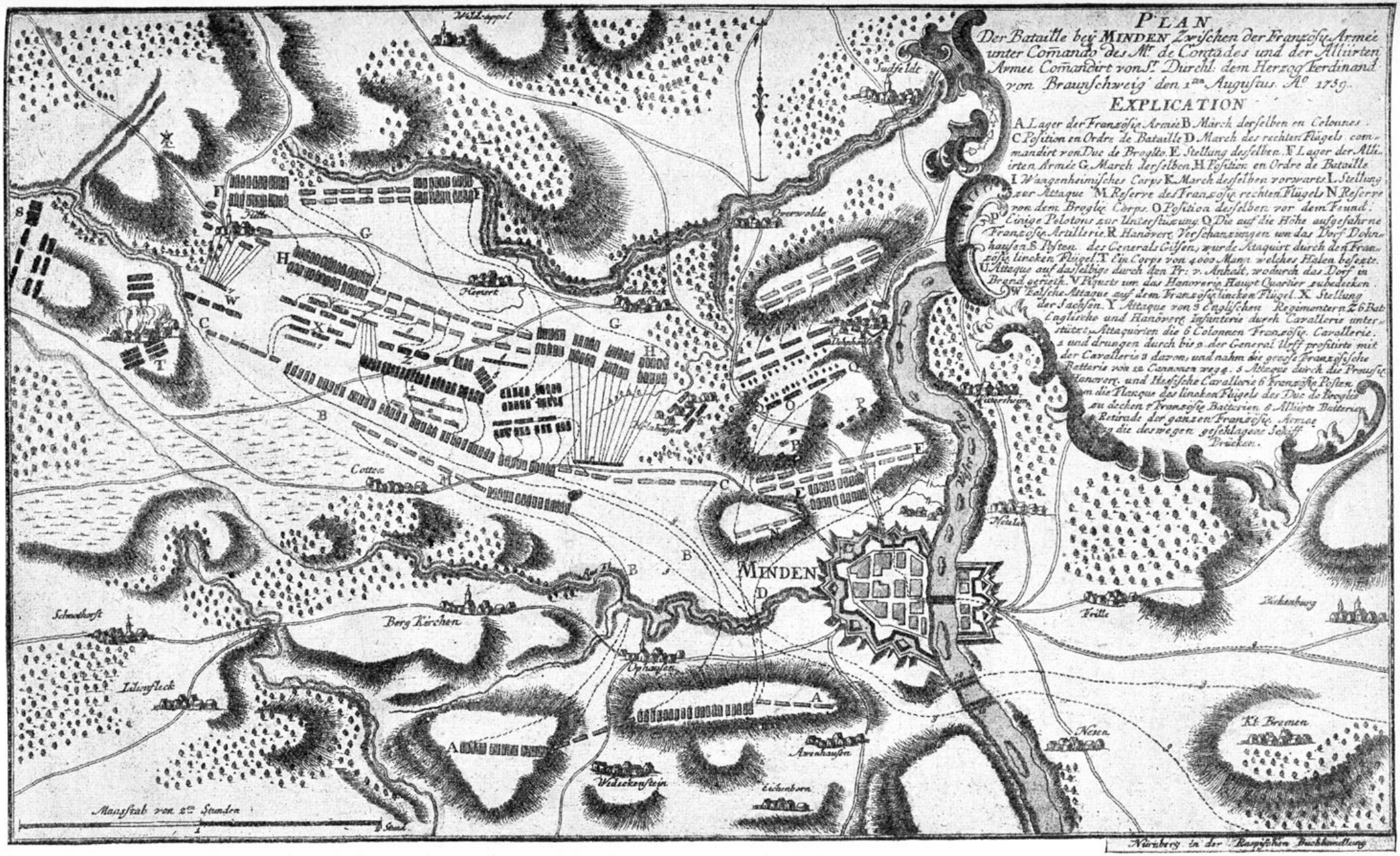
Diese wertvolle Nachricht verdankte er einem Mindener Bürger Jobst Hinrich Lohrmann. Der Marschall Contades hatte von dem Bürgermeister von Minden einen zuverlässigen Boten verlangt, der dem Herzog von Brissac nach Herford ein Paar Schuhe überbringen sollte als Muster für 2000 Paar, welche die Stadt Herford liefern mußte. Der Bürgermeister bestimmte Lohrmann dazu. Denn dieser war ein heller Kopf; er war als Matrose weit in der Welt herumgekommen und verstand Englisch und Französisch. Als ihm die Schuhe übergeben wurden, achtete er scharf auf die Unterhaltung der Franzosen. Er eilte auf Umwegen in das Lager Ferdinands. Als man die Schuhe untersuchte, fand man zwischen den Sohlen eine Depesche, nach der der Angriff am 1. August erfolgen sollte. Die Schuhe wurden wieder gut verpackt, und Lohrmann erreichte noch bei Anbruch der Nacht Herford.

Die Verbündeten trafen nun mit großer Sorgfalt die Vorbereitungen für den bevorstehenden Angriff. Graf Wilhelm von Bückeburg hatte bei Totenhausen vortreffliche Stellungen für seine als ausgezeichnet bekannte Artillerie gewählt und maß genau die Entfernungen aus.

In der Frühe des 1. August rückten die Franzosen von der Porta her zum Angriff vor und überschritten bei Minden die Bastau.

Da das Gelände auf dem linken Weserufer dem Aufmarsch nicht günstig war, waren sie erst gegen 8 Uhr mit der Aufstellung fertig. Die Franzosen waren überrascht, die Verbündeten schon gefechtsbereit vorzufinden; diese hatten schon voll Erwartung seit Mitternacht unter den Waffen gestanden.

Der Herzog von Broglie führt seine stolzen Grenadierregimenter gegen Totenhausen vor; aber die Batterien des Bückeburgers schmettern in die französischen Linien mit einer unheimlichen Treffsicherheit hinein, bringen sie zum Weichen und mähen sie reihenweise nieder. Noch einmal rücken sie vor, auch zum drittenmal. Da greift auch die Infanterie der Verbündeten ein, und bald lösen sich die geschlagenen französischen Regimenter in wilde Flucht auf. Vergebens ersucht der Herzog von Broglie den Marschall Contades um Hilfe und Verstärkung; auf dessen Flügel in der Nähe des Dorfes Hahlen steht es auch nicht gut. Englische Regimenter und hannoversche Garden rücken in breiter Linie gegen 63 Schwadronen Reiterei des französischen Zentrums vor. Die furchtbaren Reitermassen fegen in einer glänzenden Attacke über die Ebene der Infanterie entgegen. Da rollen auf der ganzen Front die Salven der Infanterie, Roß und Reiter stürzen, und die zersprengten Reiterscharen flüchten sich zurück auf die französische Stellung. Aber sie sammeln sich wieder, frische rücken vor, Artillerie fährt auf. Da befiehlt Ferdinand dem englischen Lord Sackville, mit seiner Kavallerie die bedrohte Infanterie zu unterstützen. Er erscheint nicht. Da brausen auch schon wieder die französischen Reiter zum zweiten Angriff heran und werden wieder durch vernichtende Salven geworfen. Und Lord Sackville, der mit seiner Kavallerie die Vernichtung des Feindes vollenden soll, erscheint immer noch nicht. Ein zweiter Befehl wird ihm gesandt! Ferdinand erscheint mit seinem Stabe und stellt den Lord zur Rede. Dieser bringt die merkwürdige Entschuldigung vor, er habe den Befehl nicht verstanden. Heftig befiehlt ihm Ferdinand dreinzuhauen. Das kalte Gesicht des Briten bleibt unbeweglich, er grüßt steif und setzt sich dann mit seinen Reitern langsam und zögernd in Bewegung. Dann stockt sein Vorgehen wieder. Und es droht Gefahr. Das französische Zentrum, stolze, nie geschlagene Regimenter in Verbindung mit der Kavallerie stürmen gegen die schwachen englischen und hannoverschen Truppen vor, und ihre ersten Bataillone werden niedergeworfen. Da erscheint Hilfe! Hessische und hannoversche Truppen rücken im Sturmschritt heran und gehen mit gefälltem Bajonett den Reitern zu Leibe mit dem Rufe: „Man drupp! Man tau!“ In kurzer Zeit sind die Schwadronen zersprengt und flüchten vor der Tapferkeit der „troupes Manteaux“, wie sie die Sieger nach jenem mißverstandenen Schlachtruf bezeichneten. Und bald ist Rückzug und Flucht auf der ganzen französischen Linie. In das regellose Gedränge der Flüchtenden schmettern die Kanonen, und die englische Kavallerie des Lord Sackville, der sich endlich zum Dreinhauen be-



Plan der Schlacht bei Minden im Jahre 1759.

quemt, vollendet die völlige Niederlage. In kaum vier Stunden war die Schlacht gewonnen.

Noch während der Verfolgung kam eine zweite Siegesnachricht. Ferdinand hatte seinen Neffen, den Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand über Lübbecke an die Südseite des Wiehengebirges geschickt, um die bei Herford stehenden Franzosen unter Brissac anzugreifen. In dem Gefecht bei Gohfeld schlug er sie aufs Haupt und jagte sie bei Rehme und Blotho über die Weser.

In der Schlacht bei Minden hatten die Franzosen einen Verlust von 7000 Mann, vielen Geschützen, Fahnen und Standarten, während die Verbündeten nur 2500 Mann verloren hatten. Die Franzosen räumten in der Nacht Minden, das am folgenden Morgen Herzog Ferdinand übergeben wurde. Nach einem feierlichen Dankgottesdienst ließ Ferdinand den Truppen seinen Dank für ihre Tapferkeit aussprechen: „Seine Durchlaucht erklären hiermit öffentlich, daß Sie, nächst Gott, den Ruhm dieses Tages diesen braven Truppen, ihrer Unerschrockenheit und ausnehmend gutem Verhalten zuschreiben." Besonders wurden die hannoverschen Garden und die englische Infanterie belobt. Noch heute führen mehrere englische Regimenter, die sich in der Schlacht bei Minden ausgezeichnet hatten, den Namen Minden in ihren Fahnen.

Lord Sackville wurde wegen seines Ungehorsams nach England zurückgerufen, vor ein Kriegsgericht gestellt und seiner Würden entsetzt. König Georg II. strich seinen Namen mit eigener Hand aus der Liste der Geheimen Staatsräte aus, und das erbitterte Volk wollte ihn in Stücke reißen.

c. Die Schlacht bei Vellinghausen 1761.

Im Frühjahr 1761 bildete sich unter Soubise am Niederrhein eine neue französische Armee. Eine Heeresabteilung der Verbündeten unter dem Erbprinzen von Braunschweig stand im Münsterlande; sie war in Fühlung mit einer zweiten unter Ferdinand von Braunschweig im Paderborner Lande. Ein drittes Korps hatte die Mark an der Lippe und Ruhr besetzt. Mitte Juni rückte Soubise gegen Lippe und Ruhr vor und bezog bei Unna feste Stellungen, um die Ankunft der Truppen des Herzogs von Broglie zu erwarten, der von Hessen her heranrückte. Die Heere des Erbprinzen und Ferdinands hatten beim Anmarsch der Franzosen ihre Standquartiere in Münster und Paderborn verlassen und sich in der Nähe von Hamm vereinigt. Inzwischen war Soubise auf Soest marschiert und reichte hier dem Marschall Broglie die Hand zu gemeinsamem Vorgehen. Südöstlich von Hamm, an der Lippe und Ahse, einem bei Hamm mündenden Nebenflusse der Lippe, waren die festen Stellungen der Verbündeten, namentlich bei dem Dorfe Vellinghausen. Am 15. Juli griff hier Marschall Broglie die Verbündeten an. Sie wurden zurückgedrängt; aber am folgenden Tage wendete sich das Kriegsglück, schon um 10 Uhr morgens waren die Franzosen ge-

schlagen. Ganze französische Regimenter wurden aufgerieben oder mußten sich ergeben. Die Verluste der Franzosen betrugen 5000 Mann, 19 Kanonen und 9 Fahnen. Der Vormarsch der französischen Truppen nach dem Osten und ihre Vereinigung mit den Russen und Österreichern war vereitelt. Trotz dieses Sieges blieb das französische Heer auf dem westfälischen Kriegsschauplatz und plünderte die besetzten Gebiete furchtbar.

d. Die Wirkungen des Krieges in Westfalen.

Westfalen hatte unter dem Kriege schwer gelitten. Namentlich die Franzosen sogen durch Plünderungen, langdauernde Einquartierungen und von ihnen ausgeschriebene Kriegslasten manche Gegenden völlig aus. Aber auch die Verbündeten erlaubten sich viele Gewalttätigkeiten. Bielefeld mußte für eine mehrwöchige Einquartierung der verbündeten Truppen eine Kriegslast von 510000 Talern aufbringen, und die Franzosen erpreßten während eines vierstündigen Aufenthaltes über 34000 Taler. Selbst Herzog Ferdinand zog ohne Schonung aus den besetzten Gebieten an Rekruten und Abgaben heraus, was er eben mit Gewalt erreichen konnte. Denn damals hatte jede besetzte Landschaft auch das Heer des eigenen Landes mit allen Bedürfnissen zu versorgen. Die Verbündeten preßten die Bewohner ganzer Gebiete förmlich aus, damit der Feind bei seinem Vorrücken völlig ausgehungerte Landstrecken vorfinde, ein Verfahren, das ja auch die Russen noch im Weltkriege 1915 den deutschen Armeen gegenüber anwandten.

Die Folge war eine gewaltige Teurung, die Preise für die Lebensmittel wurden für die arme Bevölkerung unerschwinglich. In Ravensberg kostete ein Scheffel Roggen 6 Taler 30 Groschen, ein Scheffel Hafer 5 Taler 18 Groschen, ein Pfund Zucker 28 Groschen, ein Pfund Graupen 8 Groschen. Der große König tat nach dem Friedensschluß sein Möglichstes, die Not zu lindern und den Wohlstand des Volkes in der Provinz wieder zu heben. Er unterstützte die Gegenden, die am meisten unter dem Kriege gelitten hatten, reichlich aus seinem Kriegsschatz von 25 Millionen Talern. Die westfälischen Länder erholten sich denn auch verhältnismäßig schnell wieder von den Wunden, die der Krieg geschlagen hatte.

Die Markaner bei Friedrich II.

Es sprach der große König:
„Die Schlacht ich wohl gewann,
doch hat sie mich gekostet
auch manchen guten Mann!

Wo nehm' ich nun Soldaten
und Regimenter her?
Denn Österreich darf Schlesien
bekommen nimmermehr!"

Da nahen rieſ'ge Geſtalten
ſich unaufgefordert dem Fritz,
des Königs Heldenauge
muſtert ſie von dem Sitz.

„Woher, ihr Enakskinder,
ihr Söhne kräftig und ſtark!“ —
„Wir wollen Soldaten werden,
ſind aus der Grafſchaft Mark!“

„Wer rief euch?“ — „Niemand, König!“
„Wer hat euch rekrutiert?“
„Uns ſchicken unſre Väter,
ſind ſelber hermarſchiert!“

„Wer führt euch an?“ — „Auch keiner!“
„Und niemand deſertiert?“
„Wir wären nicht gekommen,
hätt' einer das vollführt!“

Des Königs Auge leuchtet;
„Noch bin ich“, ruft er, „ſtark,
wenn ſolche Söhne ſendet
unaufgefordert die Mark!

Mit ſolchen Soldaten zu ſiegen,
wird mir wohl nimmer ſchwer,
und Öſterreich bekommt Schleſien
wohl nun und nimmermehr!“ Brunold.

XI. Franz von Fürſtenberg.

(Um 1770.)

a. **Werdegang.** Schon während des Siebenjährigen Krieges, beſonders aber nach ſeiner Beendigung erwarb ſich um das Münſterland, das zu den am meiſten heimgeſuchten Landſchaften Weſtfalens gehörte, der Freiherr Franz von Fürſtenberg große Verdienſte.

Er wurde 1729 auf dem väterlichen Stammſitze Herdringen im Kreiſe Arnsberg geboren und erhielt den erſten Unterricht vom Ortsgeiſtlichen und durch Privatlehrer. Er wurde für den geiſtlichen Stand beſtimmt, ſtudierte mit ſeinem Bruder, dem nachmaligen Fürſtbiſchof von Paderborn, bei den Jeſuiten und vollendete ſeine Studien auf Reiſen in Süddeutſchland und auf einem längeren Aufenthalt in Italien. Als junger Domherr in Paderborn gelang es ihm während des Siebenjährigen Krieges, durch den Verkehr mit ausgezeichneten Offizieren im Heere des Herzogs Ferdinand manches Unheil vom Lande abzuwenden. In Münſter begann er dann ſeine

überaus segensreiche Tätigkeit. 1762 wurde Maximilian Friedrich, Graf von Königseck-Rothenfels, zum Kurfürsten von Cöln und Fürstbischof von Münster gewählt. Er war ein schwacher Fürst und übertrug 1764 Fürstenberg die Verwaltung des Bistums. Hohe Begabung, sicherer Scharfblick und hervorragende Geschicklichkeit zeichneten ihn aus. Er suchte nichts für sich, nur das Wohl des Volkes und die Hebung des Bistums lagen ihm am Herzen, und es gelang ihm in kurzer Zeit, das gebrandschatzte Münsterland in eine neue Blütezeit hinaufzuführen.

b. **Hebung des Wohlstandes.** Sein erstes Bemühen war, die Wunden des Krieges zu heilen. Das Münsterland hatte etwa 1½ Millionen Taler während des Aufenthaltes der Franzosen bezahlen müssen, für die englisch-preußischen Truppen sogar 4½ Millionen Taler, außer dem Schaden, den die einzelnen Bewohner erlitten hatten. Die Kassen waren leer, Kriegsschulden bedrückten die Gemeinden. 1763 betrugen die rückständigen Zinsen noch 400000 Taler. Seiner geschickten und unermüdlichen Tätigkeit gelang es bald, die allgemeine Verschuldung zu beseitigen, Ackerbau und Gewerbe wieder aufblühen zu lassen und den daniederliegenden Handel und Verkehr wieder zu heben.

c. **Sorge für Volksgesundheit.** Für die Besserung der gesundheitlichen Verhältnisse sorgte er durch die Einrichtung des Medizinal-Kollegiums. Jeder, der sich mit der Heilkunst befassen wollte, mußte sich von dieser Behörde eine Erlaubnisbescheinigung ausstellen lassen. Dadurch wollte er die Quacksalber und Betrüger, die namentlich auf dem Lande ihr unsauberes Gewerbe trieben, unschädlich machen. Das Kollegium hatte Nachlässigkeiten und Fahrlässigkeiten der Ärzte und Apotheker zu untersuchen und besonders den ansteckenden Krankheiten seine Aufmerksamkeit zu widmen.

d. **Rechtspflege.** Auch für die Rechtspflege wirkte er segensreich. Er drang auf eine schnelle Erledigung der Prozesse, setzte in einer Eigentumsordnung die Rechte und Pflichten der Grundherren und der Leibeigenen fest und suchte die Lasten des Bauernstandes zu erleichtern.

e. **Jugendpflege.** In den Drangsalen des Krieges hatte er erkannt, wie nötig ein starkes, rüstiges und militärisch ausgebildetes Geschlecht für die Verteidigung der Heimat ist. Er war ein Anhänger der allgemeinen Wehrpflicht und suchte bei seinen Untertanen das Gefühl für Volksehre und die Lust und Kraft zur Selbstverteidigung zu erwecken. Durch gymnastische Übungen der Jugend wollte er ein kriegsstarkes und für die Verteidigung der Heimat begeistertes Geschlecht heranbilden. Er übte schon damals eine Art Jugendpflege, wie sie heute von Staat, Gemeinden und Vereinen angestrebt wird. In seiner Schulordnung heißt es: „Die Ergötzlichkeiten des Schülers sollen Leibesübungen sein, Spiele oder Arbeiten, die seinen Körper biegsam und stark machen. An den bestimmten Spieltagen soll also jeder Lehrer seine Schüler ins Freie hinaus-

führen und keinem ohne hinlängliche Entschuldigung erlauben, den Spielplatz zu verlassen." Das Münsterland sollte ein Volk in Waffen verteidigen. An Sonn- und Feiertagen wurden die Wehrpflichtigen der einzelnen Kirchspiele in den Waffen geübt, und in Münster gründete Fürstenberg eine Militärakademie zur Heranbildung von Offizieren.

f. **Verschönerung Münsters.** Die Stadt Münster ist Fürstenberg zu besonderem Dank verpflichtet, da er außerordentlich viel für ihre Verschönerung getan hat. Die Festungswälle wurden niedergelegt, an ihre Stelle traten schöne Promenaden. An dem Platze der Zitadelle wurde der herrliche Schloßgarten geschaffen; in seiner Mitte erhob sich das neue fürstbischöfliche Schloß. Die Bürger reizte er durch Prämien zum Aufbau neuer Häuser an.

g. **Sorge für Volksbildung.** So gibt es wohl kaum ein Gebiet, auf dem Fürstenberg nicht Großes geleistet hat, und das Bistum Münster überragte in manchen Einrichtungen die übrigen Staaten Preußens. Sein größtes Verdienst erwarb er sich aber um die Hebung des Schulwesens, darin eilte er seiner Zeit um ein halbes Jahrhundert voraus. Die höheren Schulen, namentlich aber die Volksschulen, waren zu seiner Zeit in der traurigsten Verfassung. Die Gedanken und Vorschläge, die er in einer neuen Schulordnung für die Gymnasien niedergelegt hatte, erregten in ganz Deutschland großes Aufsehen. 1780 eröffnete er in Münster eine Universität. Besonders suchte er das wissenschaftliche Streben unter den jungen Geistlichen zu beleben und zu fördern und gründete deshalb 1776 ein Priesterseminar. Er selbst nahm dort an den Übungen stets ermunternden und regen Anteil.

Besondere Aufmerksamkeit wandte er der Hebung des Volksschulwesens zu, und seine erste Sorge war, einen tüchtigen, gut vorgebildeten Lehrerstand zu schaffen, damit endlich die Handwerker und Tagelöhner aus der Schulstube verschwänden. Auf seine Anregung wurde 1783 zur Ausbildung tüchtiger Lehrkräfte die Normalschule zu Münster gegründet und zu ihrer Leitung Bernhard Overberg berufen.

Overberg, ein Zögling des neu gegründeten Priesterseminars, war damals Kaplan in Everswinkel. Man hatte Fürstenberg auf die Lehrbegabung Overbergs aufmerksam gemacht, und er fuhr eines Sonntags mit Extrapost nach Everswinkel und wohnte der Christenlehre Overbergs ohne dessen Wissen bei. Er war überrascht von seinem seltenen Lehrgeschick und bot ihm sofort die Stelle eines Normallehrers, d. h. eines Lehrerbildners an. Overberg nahm an und verwaltete sein schwieriges Amt mit unermüdlichem Eifer, mit Geduld und Freundlichkeit. Reiche Erfolge waren ihm beschieden. Seine Schulbücher für Lehrer und Schüler fanden weite Verbreitung. Bis zu seinem Ende blieb er seiner Normalschule treu, obgleich er zu den hohen Würden eines Direktors des Priesterseminars und Konsistorialrats aufstieg. Eine Lebensgeschichte erzählt von ihm:

„Die hohe Würde, die bei der kindlichsten Einfalt und herzlichsten Freundlichkeit sein ganzes Wesen verklärte, flößte allen Ehrfurcht und Liebe ein. Wenn man ihn zwischen den Lehrern sitzen sah, so meinte man sich vorstellen zu können, wie Christus zwischen seinen Aposteln gesessen haben mochte.“ Unermüdlich versah er die vielen Geschäfte, die ihm seine Ämter auferlegten. Das Volk, dem er Vater und Wohltäter war, verehrte ihn: „In wessen Haus er einkehrte, der hielt dies für einen Segen. Durch sein Wort und besonders durch sein Beispiel verbreitete er Frömmigkeit und Tugend in allen Ständen, nicht bloß in Münster, sondern auch in weiterer Umgebung.“ Overberg starb 1826. Auf dem Hofe des Priesterseminars zu Münster ist ihm ein Denkmal errichtet.

h. **Das Lebensende Fürstenbergs.** Im Jahre 1780 wurde der österreichische Erzherzog Maximilian zum Bischof von Münster gewählt. Fürstenberg hatte sich selbst Hoffnung auf den Bischofsstuhl gemacht und legte nun die seit 17 Jahren geführte Leitung des Ministeriums nieder. In Anerkennung seiner Verdienste behielt er das Amt eines Generalvikars und die Oberleitung des Schulwesens. Diesem wandte er nun seine ganze Kraft zu. Er war ein tiefer Denker, Kunst und Wissenschaft fanden in ihm einen eifrigen Förderer. Dabei wurde er von einem Kreise edler, gleichgesinnter Personen unterstützt, die sich um ihn als Mittelpunkt in regem geistigem Streben scharten. Unter ihnen ragte besonders die Fürstin Amalie von Gallitzin, die Tochter des Generals von Schmettau in Berlin, hervor, eine hochgebildete, edle Frau, die großen Einfluß auf ihre Umgebung ausübte. Sie hatte namentlich großes Interesse für die Erziehung der Jugend und machte weite Reisen, um die besten damaligen Schuleinrichtungen kennen zu lernen. Zu diesem Kreise gehörten u. a. auch der berühmte Philosoph Hamann und der Dichter Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Auch Goethe kam 1792 nach Münster und besuchte die Fürstin auf einige Tage. Im Jahre 1803 wurde das Bistum Münster aufgelöst, zum großen Schmerze Fürstenbergs. Wenige Jahre darauf starb der verdienstvolle Mann, dessen Grabstein die Inschrift trägt: „Des Vaterlandes Vater und der Armen Freund.“ Auf dem Domplatze zu Münster steht seit 1875 sein Erzstandbild.

XII. Westfalen zur Zeit der Fremdherrschaft.

1. Preußen erwirbt die Bistümer Münster und Paderborn.

(1803.)

Im Frieden von Luneville 1801 war bestimmt, daß Österreich und Preußen die Länder am linken Rheinufer an Frankreich abtreten sollten. Um den erlittenen Schaden wieder auszugleichen,

sollten die geistlichen Fürstentümer verweltlicht (säkularisiert) und den Staaten zugeteilt werden. Durch den sogenannten Reichsdeputationshauptschluß vom Jahre 1803 erhielt Preußen den östlichen Teil des Fürstbistums Münster, außerdem das Bistum Paderborn und die Abtei Herford. Dadurch wurden die preußischen Besitzungen in Westfalen miteinander verbunden. Blücher rückte mit preußischen Truppen in Münster ein. Vergebens suchte das Kapitel die Auflösung des Bistums abzuwenden; es mußte sich ebenso fügen wie der Bischof von Paderborn und Hildesheim, Franz Egon von Fürstenberg. Gern gingen die Bewohner der überwiegend katholischen Länder nicht zu den protestantischen Preußen über, zumal die preußische Armee durch ihre schonungslose Ausbeutung und Verheerung der Länder im Siebenjährigen Kriege noch im üblen Andenken stand.

Doch tat die preußische Regierung viel, um den neuen Landesteilen den Übergang in die neuen Verhältnisse zu erleichtern. Sie zog zu den Kommissionen, welche die Verwaltung nach preußischem Muster umgestalten sollten, zahlreiche Beamte hinzu, die schon früher in westfälischen Gebieten tätig gewesen waren und die einheimischen Verhältnisse kannten. Dazu gehörten besonders Stein und Vincke; diese gingen recht besonnen und rücksichtsvoll vor und gewöhnten die Bewohner nach und nach an das preußische straffe Regiment. Besonders aber wurde Blücher in der katholischen Stadt, wo man die neuen Herren „prüske Windbüdels" schalt, bald der volkstümlichste Mann. Alle Klassen der Bevölkerung, selbst die besonders preußenfeindlichen Altadeligen und die Herren des Domkapitels schenkten dem Gouverneur ihr Vertrauen. Seine Rechtlichkeit und Freimütigkeit, seine volkstümliche Natürlichkeit, die trotz mancher Derbheit nie verletzend wurde, und seine Zugänglichkeit hatten ihm die Herzen auch der anfangs Widerspenstigen gewonnen, so daß die Stände und das Domkapitel sich mit der Bitte an den König wandten, bei der Einverleibung des Münsterlandes Blücher als Gouverneur zu ernennen, kannten sie seine vortrefflichen Eigenschaften doch schon seit 1795, als er als Oberbefehlshaber der Grenztruppen in Münster weilte. Auch in der Kriegs- und Domänenkammer in Münster, der die Verwaltung von Münster, Paderborn, Tecklenburg und Lingen übertragen wurde, waren besonders altmünstersche und altpaderbornsche Beamte tätig, die sich unter den alten Verhältnissen bewährt hatten und das Volk zu behandeln wußten. Leider wurde durch das schroffe und rücksichtslose Auftreten einzelner Offiziere viel verdorben und der Anschluß erschwert. Freiherr vom Stein wurde Vorsitzender der Regierung in Münster und bewohnte mit dem kommandierenden General Blücher das frühere bischöfliche Schloß. Der Kriegs- und Domänenkammer waren die Landratsämter und die Rent- und Domänenämter unterstellt. Bei den letzteren hatten die Geschäfte einen bedeutenden Umfang gewonnen, da alle Stifts- und Klostergüter

eingezogen wurden und in den Besitz des neuen Landesherrn übergingen. Sie wurden in Domänen umgewandelt.

2. Nach dem Frieden zu Tilsit.

(1807.)

a. **Westfalen wird von Preußen getrennt.** Als Napoleon in der Dreikaiserschlacht bei Austerlitz gesiegt hatte, kannte sein Übermut keine Grenzen mehr. Vergeblich suchte Friedrich Wilhelm III. seinem Lande den Frieden zu erhalten. Napoleon zwang ihm das Schwert in die Hand. Das Unglück Preußens begann.

Am 22. Oktober 1806 trafen französische und holländische Truppen in Münster ein. Blücher war mit seinem Armeekorps bei der Hauptarmee. Das zurückgebliebene kleine Häuflein unter Lecoq konnte an keinen Widerstand denken, da Westfalen keine feste Plätze hatte; er zog sich vor der anrückenden feindlichen Macht nach den noch von den Preußen besetzten Festungen Hameln und Nienburg zurück. Der erste Befehlshaber des Feindes, der Münster besetzte, war General Michaud. Sehr bald kam eine Reihe schwerer Requisitionen gleichzeitig mit dem Befehl, die preußischen Adler und Wappen abzunehmen, die Uniformen abzulegen usw. Am 26. langte König Louis Napoleon aus Holland an, benahm sich sehr herablassend, sprach sich aber mit großer Anmaßung dahin aus, daß Preußens Herrschaft über diese Länder nun für immer vorbei sei. Das mit dem König anlangende holländische Armeekorps sollte sich bei Hamm mit einer vom Rhein herangezogenen französischen Division vereinigen. Es zog deshalb bald ab, und der König folgte ihm. Auch in Hamm weilten die Truppen nicht lange, sondern wandten sich nach Lippstadt, wo sie sich in zwei Haufen teilten, von denen der eine nach Kassel zog, um die Armee des neutralen Kurfürsten von Hessen ohne Schwertstreich zu entwaffnen. Der andere rückte vor die Festung Hameln, deren schmachvolle Übergabe durch einen feigen Kommandanten gegen den Willen der Offiziere und braven Soldaten eine der vielen Nichtswürdigkeiten des kopflosen Feldzuges von 1806 ist. Wie der Dichter Adelbert von Chamisso, der damals als Leutnant in Hameln stand, berichtet, war die Verzweiflung der Soldaten furchtbar. Sie feuerten ihre Patronen dem feigen Kommandanten in die Fenster, sie schossen in Wut und Trunkenheit aufeinander, sie zerschellten ihre Gewehre an den Steinen, damit sie nicht von fremder Hand rühmlicher geführt würden. Weinend nahmen die alten Brandenburger Abschied von ihren Offizieren. Zwei Brüder, Soldatensöhne, setzten sich wechselseitig die Gewehre auf die Brust, drückten zugleich ab und fielen einander in die Arme, die Schmach ihrer Waffen nicht zu überleben.

Der erste Stoß des Feindes war für die Provinz ziemlich gnädig verlaufen. Kammerpräsident von Vincke war in seinem Amte geblieben, um, „solange man ihn im Amte ließe, dieses nach den

Befehlen der Machthaber, aber soweit es an ihm läge, zum Vorteil der Untertanen und im Interesse seines Königs zu verwalten." Im November wurde General Loison General-Gouverneur der eroberten westfälischen Provinzen. Als dieser Münster verließ, um das Kommando über die Belagerungsarmee von Kolberg zu übernehmen, überreichte ihm die Münstersche Ritterschaft einen mit Brillanten besetzten Degen im Werte von 6000 Talern, und das Domkapitel machte ihm eine Barsumme von 11000 Talern zum Geschenk, beides für sogenannte Wiederherstellung ihrer alten Rechte, wie Vincke in einem Bericht an den König ausführt. Die Münsteraner frohlockten über die Befreiung von der preußischen Herrschaft und huldigten den französischen Generalen wie ihrem ehemaligen Landesherrn, dem Fürstbischof.

Wenn die westfälischen Länder auch weniger durch Lieferungen und Durchmärsche gelitten hatten, so wurden sie dennoch durch Kriegskontributionen sehr hart betroffen. Nach Vinckes Bericht hat Münster 1440000 Mark, Minden-Ravensberg 600000 und Paderborn 265000 Francs aufbringen müssen.

Der Friede von Tilsit (9. Juli 1807) riß unsere Provinz wie alle Landesteile, die links von der Elbe lagen, von Preußen los. Aus den östlichen abgetretenen Gebietsteilen, Kurhessen und Braunschweig, wurde das Königreich Westfalen gebildet, das dem Bruder Napoleons, Jerome (Hieronymus), verliehen wurde. Er nahm seine Residenz in Cassel.

b. **Abschiedsschreiben des Königs.** Am 24. Juli richtete Friedrich Wilhelm III. an seine bisherigen Untertanen von Memel aus folgenden Abschiedsbrief:

„Ihr kennt, geliebte Bewohner treuer Provinzen, Gebiete und Städte, Meine Gesinnung und die Begebenheiten des letzten Jahres. Meine Waffen erlagen dem Unglücke. Zurückgedrängt an die äußerste Grenze des Reiches, und nachdem Mein mächtiger Bundesgenosse selbst sich zu Waffenstillstand und Frieden genötigt fühlte, blieb mir nichts übrig, als dem Lande Ruhe nach der Not des Krieges zu wünschen. Der Friede mußte so, wie ihn die Umstände geboten, abgeschlossen werden. Er legte Mir und Meinem Hause, er legte dem Lande selbst die schmerzlichsten Opfer auf. Was Jahrhunderte und biedere Vorfahren, was Verträge, was Liebe und Vertrauen verbunden hatten, mußte getrennt werden. Meine und der Meinigen Bemühungen waren fruchtlos. Das Schicksal gebietet, der Vater scheidet von seinen Kindern. Ich entlasse euch aller Untertanenpflicht gegen Mich und Mein Haus. Euer Andenken kann kein Schicksal, keine Macht aus Meinem und der Meinigen Herzen vertilgen."

c. **Die Antwort der Provinz.** Darauf schickten die westfälischen Länder dem König folgende Antwort, die Friedrich Möller, der Pfarrer von Elsey, verfaßt hatte:

An den Koenig Frederich Wilhelm den Goden.

Dat hart wol uns breken, as wi Dinen Avsged van uns lesen, un wi konen uns nog hüde nig oeverreden, dat wi uphoeren sgoelt, Dine trowen Unnerdanen to sin, wi, de Di jümmer so lev hadden.

So war wi levt, t'is nig Dine Schuld, dat de Generale un Ministers na de Erlag bi Jena to bedonnert un to verbistert weren, um de verstrüweten Sgaren to uns hertostüren un se, mit unsen Landknegten verenet, t'om nejen Kamp uptoropen. Liv un Leven hädden wi daran wagt. Den Du must nig twifeln, dat in unsen Adern dat Blod der olen Cherusker nog fürig flüt, un wi nog stolt darup sünd, Hermann un Wittekind unse Landlüde to nömen. Op unsem Grunde ligt dat Winfeld, wo unse Voerfahren de Finde, de dat düdisge Rik verwösten wulle, so slogen, dat se dat Upstan vergeten.

Wi hädden seker dat Vaderland reddet; den unse Landknegte havt Mark in den Knoken, un ere Selen sünd nog nig anfreten. Unse Wive sögt sülst ere Goeren, unse Dogter sünd kene Modeapen un de Tidgest hat oever uns sine Pestlugt nog nig utgoten. Intüsken koen wi der Sulvwold des Nodlots nig entgan. Og!

Leve wol, ole, gode Koenig! Gott geve, dat de Oeverrest Dines Landes Di trouwere Generale un klökere Ministers finden late, as de weren, di Di bedröwden. Eren Rad musdest Du towilen wol folgen; den Du bist nig alwetend, as de grote Gest der Welden.

Koan wi upstan tegen den isernen Arm des Nodlots? Wi moet al düs mit manlikem Mod tolaten, wat nig in unsem Vermoegen is to ändern. God sta uns bi!

Wi hopen, dat unse neje Her ward ok unse Landesvader sin, un unse Spräke, unse Seden, unsen Gloven un unsen Borgerstand even so erholten und agten, as Du.

An den König Friedrich Wilhelm den Guten.

Das Herz wollte uns brechen, als wir Deinen Abſchied laſen, und wir konnten uns nicht überreden, daß wir aufhören ſollten, Deine treuen Untertanen zu ſein, wir, die Dich immer ſo lieb hatten.

So wahr wir leben, es iſt nicht Deine Schuld, wenn Deine Feldherren und Räte nach der Schlacht bei Jena zu angedonnert waren, um die zerſtreuten Haufen uns zuzuführen und, mit unſern Landsknechten vereint, zum neuen Kampfe aufzurufen. Leib und Leben hätten wir daran gewagt; denn Du mußt wiſſen: in unſern Adern fließt noch feurig der alten Cheruſker Blut und wir ſind ſtolz darauf, Hermann und Wittekind unſere Landsleute zu nennen. Auf unſerm Boden liegt das Winfeld, wo unſere Vorfahren die Feinde, die das deutſche Land verwüſten wollten, ſo darniederſchlugen, daß ſie das Aufſtehen vergaßen.

Wir hätten ſicherlich das Vaterland gerettet; denn unſere Landsknechte haben Mark in den Knochen, und ihre Seelen ſind noch nicht verpeſtet. Unſere Weiber nähren ihre Kinder ſelber; unſere Töchter ſind keine Modeaffen, und der Zeitgeiſt hat über uns ſeine Peſtluft noch nicht ausgegoſſen. Indes können wir dem Eigenwillen des Schickſals nicht entgehen. Ach!

Lebe wohl, alter, guter König! Gott gebe, daß der Überreſt Deines Landes Dich treuere Feldherren und klügere Räte finden laſſe, als die waren, die Dich betrübten. Ihrem Rate mußteſt Du zuweilen wohl folgen; denn Du biſt nicht allwiſſend, wie der große Geiſt der Welten.

Können wir aufſtehen gegen den eiſernen Arm des Schickſals? Wir müſſen all das mit männlichem Mute dulden, was nicht in unſerm Vermögen iſt zu ändern. Gott ſteh' uns bei!

Wir hoffen, daß unſer neuer Herr auch unſer Landesvater ſein, und unſere Sprache, unſere Sitten, unſern Glauben und unſern Bürgerſtand ebenſo erhalten und achten werde, wie Du.

d. **Friedrich Möller,** der Pfarrer von Elſey bei Hohenlimburg an der Lenne, wurde in Elſey 1750 geboren, wo ſein Vater lange Jahre als Pfarrer in Segen wirkte. Er ſtudierte in Halle und wurde ſchon 1774 zum Gehilfen und dann zum Nachfolger ſeines kränklichen Vaters gewählt. 31 Jahre konnte dieſer noch an dem reichgeſegneten Wirken ſeines Sohnes Anteil nehmen. Außer durch ſeine vorbildliche Wirkſamkeit als Prediger und Seelſorger in ſeine Gemeinde erwarb ſich Möller bleibende Verdienſte um die Er-

forſchung und Schilderung unſerer weſtfäliſchen Heimat und ihrer Bewohner, als Sammler von allem, was auf weſtfäliſche Art und Sitte, Geſchichte und Sage Bezug hatte. Er veröffentlichte darüber zahlreiche kleine Schriften und belehrende Aufſätze, die er in dem damals erſcheinenden „Weſtfäliſchen Anzeiger“ abdrucken ließ und durch die er auch außerhalb ſeiner einſamen Landpfarre in weiteren Kreiſen bekannt wurde. Eine heiße Liebe zur Heimat und dem weiteren Vaterlande erfüllte ihn; das ſchlichte, warme und doch freimütige Schreiben an den König iſt ein unvergeßliches Beiſpiel dafür. Er brachte damit die Anhänglichkeit der weſtfäliſchen Provinz an das preußiſche Königshaus treuherzig zum Ausdruck. Plattdeutſch und hochdeutſch war es damals in aller Munde. Möller hat den Anbruch des Völkerfrühlings nicht mehr erlebt, er ſtarb ſchon am 3. Dezember 1807, als er eben ſein 57. Lebensjahr vollendet hatte.

Trü[1]) Weſtfolen.

Min trutzig-trü Weſtfolenland,
du biſt mi leif un wert,
ſau wit auch Guodes Sunne ſchint,
hef ek käin Land ſau ehrt.

Wo mi de Mauder lehrde fromm
'n hillig trüen Sang,
do denk ek dran in Luſt und Leid
min ganzet Liäwen lang.

Wo gollen-giäl[2]) de Ähren lacht,
un ek de Leiwſte fand,
ut Hiärtensgrund: Gott ſiägne di,
min trü Weſtfolenland!

Un ſchlät de letzte Stunne min,
leg ek de Hand op't Hiät:
Begraft mi in Weſtfolenland!
Dat is min leßt Gebiät.

Dann ruſcht it haugen Eiken wild,
it Stürme bruſt met Macht,
niem, raue Erde, dinen Suon:
Leif Häime, guede Nacht!

Karl Prümer.

3. Das Königreich Weſtfalen.

(1807—1813.)

a. **Einteilung.** Während die öſtlichen Gebiete dem Königreich Weſtfalen unter Jerome zugewieſen wurden, erhielt die Grafſchaft Mark Napoleons Schwager Murat, den er zum Großherzog von

[1]) Treu. — [2]) goldgelb.

Berg erhoben hatte. Als er ihn 1808 zum Könige von Neapel ernannte, wurde der minderjährige Sohn seines Bruders Ludwig, Ludwig Napoleon, Großherzog von Berg; Napoleon behielt sich aber ausdrücklich die Oberregierung bis zur Volljährigkeit seines Neffen vor. Zum Großherzogtum Berg gehörten von westfälischen Gebieten das Emsdepartement mit der Hauptstadt Münster und das Ruhrdepartement mit der Hauptstadt Dortmund. Das Königreich Westfalen wurde in acht Departements eingeteilt. Die Grenze der einzelnen Gebietsteile wurde in den folgenden Jahren mehrfach verändert. Das achte Departement war das der Weser, das in vier Distrikte: Osnabrück, Minden, Bielefeld und Rinteln zerfiel. Als aber 1810 mit der Erwerbung Hannovers die ganze Nordseeküste in französischen Besitz überging, wurden die Distrikte Osnabrück, Minden und die Hälfte des Distrikts Bielefeld dem Königreich Westfalen genommen und Frankreich zugeteilt. Bielefeld, Herford und Vlotho blieben bei Westfalen. Das Weserdepartement wurde aufgelöst.



Jerome Napoleon. Stich von H. W. Ritter nach Kinson.

b. **Die Verwaltung** wurde streng nach französischem Muster eingerichtet. An der Spitze eines Departements stand ein Präfekt, den Distrikt leitete ein Unterpräfekt. Die Distrikte zerfielen in Kantone, diese in Munizipalitäten, die von Maires verwaltet wurden. Für das ganze Land wurden Stände eingerichtet. Jedes Departement hatte ein Wahlkollegium, von dem die Mitglieder der Stände ernannt wurden, sowie es auch die Kandidaten zum Friedensrichteramt und den höheren Verwaltungsämtern vorschlug. Ihre Ernennung geschah durch den König. Für die Rechtsprechung

war das französische Gesetzbuch, der „Code Napoleon", maßgebend. Bemerkenswert war das öffentliche, mündliche Verfahren. Zu Verwaltungsbeamten und Richtern wurden vorwiegend Deutsche bestimmt; Napoleon hatte besondere Berücksichtigung des Bürgerstandes bei der Besetzung der Ämter gewünscht. Nur die Präfekten waren meist Adelige.

c. **Aufhebung der Leibeigenschaft.** Napoleon drängte darauf, daß in allen Klassen der Bevölkerung die „eitlen und lächerlichen" Standesunterschiede beseitigt würden. Deshalb hob er die Leibeigenschaft der Bauern auf und verkündete die Gleichstellung aller Bürger. Die Gutsherren behielten das Obereigentumsrecht und konnten alle festgesetzten Abgaben und Dienste beanspruchen, die an Grund und Boden gebunden waren; doch konnten auch diese abgelöst werden. Alle andern persönlichen Verpflichtungen, wie Gesindedienstzwang, Frondienst für die Person des Gutsherrn, wurden ohne Entschädigung abgeschafft. Die Gutsherren erhoben dagegen Einspruch, erreichten aber nichts. Bald entstanden Meinungsverschiedenheiten über die Auslegung der Bestimmungen, und zahlreiche Prozesse waren die Folge. Die Bauern entzogen sich häufig allen Diensten. Selbst die Rechtsgelehrten wußten die neuen nicht mit den alten Bestimmungen zu vereinigen. Ihre unsichere Durchführung zog mancherlei Übelstände und vielfach Unzufriedenheit bei Bauern und Gutsherren nach sich.

d. **Fortgang dieser Befreiung.** Als Preußen wieder vom Königreich Westfalen Besitz nahm, wurden die Verhältnisse bezüglich der Bauernbefreiung zunächst so belassen. Die vielen Beschwerden und die sich häufenden Prozesse wegen der Ablösung der Lasten machten dann eine ganze Reihe von Gesetzen nötig, die aber bei dem Widerstande der Gutsherren und dem gegen alle Neuerungen mißtrauischen Sinn der Bauern nur wenig Erfolg hatten. 1825 wurden drei Gesetze gegeben, gesondert für die vormals bergischen, westfälischen und französischen Gebietsteile. Dem Inhalt nach waren sie ziemlich übereinstimmend untereinander und mit den von den Franzosen erlassenen Bestimmungen. Die Eigenbehörigkeit blieb ohne Entschädigung aufgehoben, alle Beschränkungen der persönlichen Freiheit fielen fort; dazu gehörten unangemessene Dienste und Abgaben (Sterbefall S. 62). Dagegen blieben alle Verpflichtungen bestehen, die nicht die Person angingen, sondern an der Stätte hafteten, also Abgaben wie Weinkauf (S. 62), Pachten, angemessene Spanndienste. Aber auch diese konnten abgelöst werden. War das geschehen, so ging das Grundstück in das volle Eigentumsrecht des Pächters über. Aber erst das Gesetz vom 2. März 1850, das Bestimmungen über die Ablösung der Lasten und die Regulierung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse enthielt, brachte die Bauernbefreiung zum Abschluß. Da die Regierung bei der Ablösung kräftige Unterstützung gewährte und durch die Einrichtung einer sogenannten Rentenbank in Münster die allmähliche Abzahlung der festen Geldbeträge, worin die Lasten eines Grundstücks umgewandelt waren, sehr erleichterte, so war auch in Westfalen das schwierige Reformwerk der völligen Befreiung des Grundbesitzers zum guten Ende geführt.

Mit der Bauernbefreiung trat auch das allgemeine Erbrecht in Kraft, das eine gleichmäßige Teilung der Hinterlassenschaft unter sämtliche Kinder zur Regel macht. Verfuhr man danach, so mußte entweder Zersplitterung oder starke Verschuldung des Hofes die natürliche Folge sein. Das mußte bei den westfälischen Bauern auf den größten Widerstand stoßen, da es gegen alle altgeübten Erbgewohnheiten verstieß. Der westfälische Bauer erachtet es als seine höchste

Pflicht, die Stätte, die ihm als Vermächtnis seiner Väter zugefallen ist, dereinst auch ungeschmälert seinem Anerben zu übergeben, das Erbe unzerstückelt zu erhalten. Die Wurzeln dieser Sitte ruhen bei den alten Sachsen und Franken (S. 44), und sie hat sich durch Jahrhunderte bis in die Gegenwart erhalten. Besonders in Ravensberg besteht das Hofsystem. Der Hof geht beim Ableben des Vaters auf den jüngsten Sohn über, oder, falls ein solcher nicht vorhanden ist, auf die jüngste Tochter. Die anderen Kinder können keinen Anspruch auf den Hof machen, sie werden durch Geld „abgefunden". Sie bleiben entweder in dienender Stellung auf dem Hofe oder wenden sich einem anderen Berufe zu. Auch im Münsterlande ist der ungeteilte Hof der ganze Stolz der Bauern; hier geht er aber auf den ältesten Sohn über. Im Süden der Provinz wird das Besitztum nach dem allgemeinen Erbrecht geteilt. Die zäh an ihren alten Rechten festhaltenden westfälischen Bauern erreichten den Erlaß eines Gesetzes (1900), das die Erbsitte im Sinne der Landbevölkerung gesetzlich schützte.

e. **Drückende Lasten.** Ein Fortschritt bei der Einführung des französischen Steuerwesens war es, daß die Steuern auf alle verteilt wurden und keiner das Recht der Steuerfreiheit oder besonderer Vergünstigungen bei der Einschätzung beanspruchen konnte. Aber der Steuerdruck wurde immer größer. Jerome führte in Cassel eine äußerst verschwenderische Hofhaltung, dazu mußten auch die Westfalen zu den Kosten der Kriege Napoleons schwer beisteuern. Die Folge war die ständige Erhöhung der Steuern. Erzwungene Kriegssteuern und Kontributionen stürzten die Provinz in Schulden und untergruben den Wohlstand.

Besonders verhaßt war die Konskription, die Aushebung zum Militärdienst. Alle wehrfähigen jungen Männer wurden in das Zivilstandsregister eingetragen, jeder Untertan von 20—25 Jahren war der Konskription unterworfen. Bei der Aushebung fand unter den Stellungspflichtigen eine Losung statt, um die Zahl der Rekruten zu erreichen, die der Bezirk stellen mußte. Die Aushebung wurde nur nach Bedarf angeordnet. Wer einen Vertreter stellte, konnte befreit werden; wer sich aber nicht stellte, wurde schwer bestraft. Da die Westfalen sehr ungern die Uniform des Königs von Westfalen trugen und keine Lust hatten, in den Eroberungszügen Napoleons ihr Leben zu opfern, so erschienen trotz der Strafen viele Konskribierten nicht zur Musterung, und die Zeitungen jener Zeit sind voll von Warnungen der französischen Behörden vor der Entziehung zum Militärdienst.

Nicht wenig wurde die Unzufriedenheit mit dem französischen Regiment geschürt, weil durch die Kontinentalsperre gegen England jeder Handelsverkehr, soweit Napoleons Macht reichte, verboten wurde. Dadurch wurde Westfalen ein Hauptstrom seines Handels unterbunden. Verschlimmert wurde diese Lahmlegung noch dadurch, daß auch nach Westen hin das Land durch die französische Zollgrenze abgesperrt wurde.

„Die Fabriken stehen still, der Umlauf des Geldes stockt, die Zahl der Bankerotte wird übergroß, auch die Bedürfnisse des täglichen Lebens werden unerschwinglich; die Menge der Armen wächst zum Erschrecken, kaum vermögen die großen Städte die

Scharen der Hungernden, welche die Straßen durchziehen, zu bändigen. Auch der Wohlhabende zieht seine Bedürfnisse ins Kleine. Er beginnt die freiwillige Zucht des eigenen Lebens, indem er kleinen Genüssen, an die er gewöhnt war, entsagt. Auch er trinkt statt des Kaffees geröstete Eicheln, Schwarzbrot, Roggen; größere Gesellschaften vereinigen sich, keinen Zucker mehr zu gebrauchen; die Hausfrauen sieden nicht mehr Früchte ein. Wie Ludwig von Vincke, der damals als Gutsbesitzer im neuen Großherzogtum Berg saß, hartnäckig den Huflattich statt Tabak raucht und seinen Wein aus Johannisbeeren keltert, so verzichten auch andere auf die Bedürfnisse, die der fremde Tyrann mit seinem Monopol belegt hat."

f. **Schill und Westfalen.** Die Unzufriedenen schauten mit Sehnsucht nach Befreiung von den unerträglichen Zuständen aus. Schill war auch mit den Leitern der geheimen Verbindungen zur Befreiung Deutschlands in Westfalen in Verbindung getreten und hatte hier einen Aufruf verbreiten lassen, in dem er die Einwohner aufforderte, sich in Massen zu erheben, Anführer aus ihrer Mitte zu wählen und sich ihnen zu unterstellen, bis er selbst bei ihnen erscheinen würde. Unglücklicherweise fiel dieser Aufruf in die Hände der westfälischen Regierung. Sein Freund, der patriotisch gesinnte Alexander von Bothmer, Referendar im westfälischen Ministerium, eilte sofort mit Kurierpferden nach Berlin, um Schill die unglückselige Entdeckung mitzuteilen. Schill wurde dadurch zu seiner kühnen Tat gedrängt, sich gegen die Ordnung aufzulehnen und sein Regiment auf eigene Hand gegen die Franzosen zu führen, wobei er hoffte, die Bevölkerung zum Aufstande mit sich zu reißen. Aber er machte bald bittere Erfahrungen! Vor Magdeburg hatten selbst die westfälischen Truppen ohne Zögern ihre Waffen gegen die deutschen Brüder gewendet. Keiner hatte die fremde Fahne verlassen! Nirgends fand er die Begeisterung des Volkes für den Aufstand, auf den er mit aller Sicherheit gerechnet hatte. König Jerome erließ eine Verfügung, in der es hieß: „Da der preußische Major Schill in dem Distrikt Bielefeld, Departement der Weser, Verständnisse unterhalten hat, um daselbst Mißvergnügen zu erregen und zum Aufruhr aufzufordern, so befehlen wir allen Militärkommandanten und allen Zivilbeamten, auf ihn Jagd zu machen, ihn zu verfolgen, in Verhaft zu nehmen und sich seiner und der Seinigen tot oder lebendig zu bemächtigen. Wir wollen und befehlen, daß demjenigen oder denen, die ihn arretieren und abliefern werden, die Summe von 10000 Franken bezahlt werden." Schill erließ sofort eine Proklamation „An die Einwohner Westfalens", in der es u. a. hieß: „Ich komme, um Euch zu rächen, um Euch zu befreien von dem Joche, welches ein fremder Eroberer Euch aufgebürdet und welches Ihr bisher mit Schmach getragen habt. Deutsche Nationalehre und deutscher Sinn sollen nicht länger unterdrückt sein; man soll Euch nicht länger nach Gesetzen regieren, die Euch fremd sind, und die darauf abzielen, Eure Eigentümlichkeiten

zu vernichten und Euch zu Sklaven zu machen. Dies, meine deutschen Brüder, ist meine Absicht und dies allein soll das Ziel meiner Anstrengungen sein." Aber der Aufruf hatte keinen Erfolg, und das Schicksal Schills war entschieden, als auch der König ihn notgedrungen fallen ließ. Er zog mit seiner verwegenen, opferbereiten Schar nicht, wie Lützow ihm riet, nach Westfalen und Friesland, wo das Volk immer ungeduldiger und widerwilliger die Fremdherrschaft ertrug und auf sein Kommen wartete, sondern beharrte in üblem Eigensinn auf dem einmal gefaßten Plan, Stralsund zu gewinnen. Hier fiel er im Straßenkampfe, und von den dort gefangengenommenen 600 Mann wurden in Braunschweig diejenigen ausgesucht, die als Untertanen des Königs von Westfalen die Waffen gegen dessen Truppen getragen hatten, — es waren 14 Mann — und nach kriegsrechtlichem Spruch am 14. Juli 1809 erschossen.

g. **Böses und Gutes.** Man erzählte sich von dem verschwenderischen und sittenlosen Leben des Königs Jerome auf Wilhelmshöhe böse Dinge, und wirkliche Liebe und Achtung konnte er sich bei den Westfalen nicht erwerben. Die Abkürzung seines Namens H. N. (Hieronymus Napoleon) wurde als „Hans Narr" gedeutet. Als er Bielefeld besuchte, fiel bei der befohlenen festlichen Beleuchtung allgemein ein Transparent mit nur einem Talglicht auf, das die Verse zierten:

Die Größe gibt sich selbst ihr Licht,
bedarf der vielen Lichter nicht.
Drum leucht' ich auch so wenig
für meinen großen König.

Wenn auch die Fremdherrschaft schwer auf dem Lande ruhte, so wurde durch sie doch auch Gutes gewirkt. Eine neue Zeit wurde vorbereitet, ein neuer Geist geweckt. Die Fortschritte, die den Franzosen aus der blutigen Umwälzung der alten Verhältnisse erwachsen waren, kamen auch den Westfalen zugute: die Gleichmäßigkeit der Besteuerung, die Abschaffung persönlicher Vorrechte, die Beseitigung der Frondienste, die Gleichheit der Bürger vor dem Recht, das öffentliche mündliche Gerichtsverfahren. Diese Neuerungen erweckten das Selbstgefühl des Bürger- und Bauernstandes und brachten ihm seine Bedeutung für den Bestand und die Entwicklung des Vaterlandes zum Bewußtsein.

Lied der Westfalen.

Als ihnen ein Fremdling zum König aufgedrungen wurde.

Wat wultu[1]) Frümdlink in Westfalen,
In't alde vrye duitske Land?
Met Roß un Mann kanstu verdwalen
in unse Wölder, Moor un Sand;

[1]) willst du.

Doch Riekdom vindſtu nich ter Städe,
de häſtu achtern Rhien genoeg;
ſo laet us dann in Rüſt und Vrede
by Vrau un Kind un Erw' und Ploeg!

Du drüeſt? — Ha! Puchen, Drüen und Pralen
haldt vaſte duitske Mannen gring;
't het altyd heeten in Weſtfalen,
un't heet noch: „Doen, dat is en Ding!"

Kum up! Wy wilt äs Mann us wäeren
vör Vrau un Kind un Erw' un Hues,
dy Nielink alde Moras leeren,
äs alden Tyds Arminius.

Aarm ſyn wy wul, doch vry gebooren,
by't bruene Beer un't ſwarte Brood
hew wy nich unſe Kraft verlooren,
in't Feld te ſtaen frank vör den Dood.

Us deckt kyn Slund, kyn Felſenſpitze,
äs 'thooge Vry-Tiroler Land;
de Vryheitsſinn iſt unſe Stütze,
de Eenigkeit de Felſenwand;

Dran haut het Swert, ſtook ſick de Lanzen
äs an demantne Felſen krum;
met Lieken wil wy drüm verſchanzen
de Vryheit, unſe Hilligdum.

Kum up met hundert dueſend Sklaven,
met Donnerſchott un ſnuewend Roß!
Salt tummeln in den bloedjen Graven
herunder van het Vryheits-Sloß!

Vry will wy ſyn, of alle ſterwen
het bloedje Sweert in ſtarre Hand,
un redden vör de vrye Erwen
het underdrück'de Vaterland.

Gottfried Büren.

XIII. Freiherr vom Stein.

(1758—1831.)

a. **Bergrat in Wetter.** Preußens großer Miniſter iſt eng mit dem Weſtfalenlande verbunden; hat er doch hier lange Jahre als Beamter in hohen Stellungen ſegensreich gewirkt und im Lande der Roten Erde auch ſeine letzten Jahre verlebt.

Heinrich Friedrich Karl vom Stein wurde 1758 in Naſſau geboren und ſtammte aus dem alten Geſchlechte der Reichsfreiherren vom und zum Stein. Sein Vater war Geheimrat des Erz-

bischofs und Kurfürsten von Mainz und hatte seine Besitzungen in Nassau. Mit 23 Jahren trat der junge Freiherr in preußische Dienste. Eifrig bereitete er sich unter der Leitung des Staatsministers von Heinitz, der sich auch um Westfalen große Verdienste erworben hat, in Berlin auf den Verwaltungsdienst vor und zeichnete sich so aus, daß er bald zum Oberbergrat zu Wetter in der Mark ernannt wurde. Er hatte hier die Aufsicht über 170 Kohlengruben im Ruhrbecken und über die Ruhrschiffahrt. Der überaus rührige und tatkräftige Stein erwarb sich in dieser Stellung große Verdienste um die Industrie seines Bezirks. Auf seine Veranlassung wurde die erste Dampfmaschine im Dienste des märkischen Bergbaus aufgestellt. Viel tat er für die Anlage von Straßen und die Schiffbarmachung der Ruhr. Mit besonderer Freude dachte er noch später an diese schaffensfrohe Zeit in seinem geliebten Wetter zurück.



Reichsfreiherr Heinr. Friedr. Karl vom und zum Stein.
Gemalt und geschabt von P. J. Lützenkirchen.

b. **Weiter auf der Leiter.** Bald wurde ihm ein größerer Wirkungskreis zugewiesen. Er erhielt die Leitung der clevisch-märkischen Kammer und damit eine einflußreiche Stellung, in der er alle die trefflichen Gaben seines Geistes und Herzens voll entwickeln und betätigen konnte. Seine Wohltätigkeit und seine Sorge für die Schwachen und Elenden, sein redlicher und gerader Sinn, seine stolze Unabhängigkeit und sein Freimut auch den Hohen und Mächtigen gegenüber erwarben ihm allgemeine Achtung und Liebe bei den geraden Westfalen. Seinen Untergebenen, von denen er strengste Pflichterfüllung forderte, ging er mit unermüdlicher Arbeitsfreudigkeit voran. Alle unnütze Weitschweifigkeit und leere Wortmacherei haßte er.

Im Jahre 1796 wurde er mit dem Titel Oberpräsident als Leiter sämtlicher westfälischer Kammern nach Minden berufen. Scharf griff er in die Verwaltung ein. Drei Räte der Regierung

fielen seiner Unzufriedenheit mit den Zuständen der dortigen Kammer zum Opfer. Leicht brauste er auf, machte aber im Ungestüm begangene Ungerechtigkeiten schnell wieder gut.

Bezeichnend für diese Seite seines Charakters ist die Geschichte mit seinem Kanzleidiener. Dieser ergriff statt des Sandbehälters das Tintenfaß, und ein schwarzer Strom ergoß sich über eine wichtige Urkunde. In hellem Zorn sprang Stein auf, rieb dem bestürzten Beamten das geschwärzte Papier im Gesichte herum, bis er schwarz wie ein Mohr war. Nach einigen Tagen aber drückte er ihm einen Doppelfriedrichsd'or in die Hand.

Bei seiner Amtsführung suchte Stein den Gang der Geschäfte zu vereinfachen, das Schreibwerk zu vermindern und der Kammer der Berliner Behörde gegenüber größere Selbständigkeit zu verleihen. Da in Westfalen die Wege zu der Zeit in traurigem Zustande waren, bemühte er sich auch in Minden, wie schon als Bergrat in Wetter, darin Wandel zu schaffen. So baute er die schöne, breite Landstraße, die noch jetzt von der Bückeburger Grenze über Minden und Herford nach Bielefeld führt. 1802 wurde Stein als Präsident nach Münster versetzt.

c. **Stein als Minister.** Schon nach zwei Jahren berief ihn der König als Finanzminister nach Berlin. Als solcher suchte er den Einfluß der Minister auf den König zu erhöhen. Über diesen stand noch als oberste Regierungsbehörde das Königliche Kabinett. Die Minister hatten nur auszuführen, was das Kabinett beschlossen hatte. Stein suchte beim König Friedrich Wilhelm III. zu erreichen, daß die Minister unmittelbar mit dem Könige die Angelegenheiten des Staates berieten. Der König konnte sich zu dieser bedeutsamen Änderung nicht entschließen. Stein war ein Mann der raschen Tat, mächtig an Willenskraft und voll idealen Schwunges. Eine fortreißende Leidenschaft äußerte sich manchmal in Ausbrüchen von Heftigkeit und Unduldsamkeit. Seine Wahrheitsliebe und sein Gerechtigkeitsgefühl ließen sich durch nichts beirren, weder durch den Tadel der Höflinge noch durch den Glanz der Krone. Ein aufrechter Mann, fehlte ihm die Kunst, die Herzen zu gewinnen und die Menschen durch Schmiegsamkeit und Verstellung zu lenken. Kleine ängstliche Geister stieß er ab und machte sich dadurch viele Feinde. Als nun die Niederlagen von Jena und Auerstädt Preußen ins Unglück stürzten, machte Stein in seiner geraden, unbeugsamen Weise mit scharfen Worten die Mitglieder des Kabinetts dafür verantwortlich, so daß es zu einem Bruch mit dem Könige kam. Dieser richtete ein höchst ungnädiges Schreiben an Stein, worin es hieß: „Mit großem Leidwesen ersehe ich, daß Sie ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener sind. Wenn Sie Ihr respektwidriges Benehmen nicht ändern wollen, so kann der Staat keine große Rechnung auf Ihre ferneren Dienste machen." Stein war aufgebracht, da ihn bei seinem Verhalten die besten Absichten geleitet hatten, und schrieb zurück: „Da Ew. Majestät mich für einen widerspenstigen, trotzigen, hartnäckigen und ungehorsamen Staatsdiener ansehen, und da ich gleichfalls der Ansicht bin, daß der

Staat auf die Dienste solcher Beamten keine große Rechnung machen kann, so bitte ich um Entlassung aus Ew. Majestät Dienst." Mitten im Kriege, am Anfang des Jahres 1807 entließ der König seinen Minister mit dem ungnädigen Bescheid: „Da der Baron vom Stein sein eigenes Urteil fällt, so weiß ich dem nichts hinzuzufügen."

d. **Königliche Ungnade und Gnade.** Stein ging auf sein Erbgut in Nassau. Aber bald war aller Groll gegen den König aus seinem Herzen verschwunden. Die Erniedrigung des Vaterlandes und die schweren Prüfungen, von denen die unglückliche königliche Familie heimgesucht wurde, schmerzte ihn tief, und er war jeden Augenblick bereit, dem unglücklichen Vaterlande wieder seine Dienste zu weihen. Und diese Zeit kam bald. Nach dem Frieden zu Tilsit war nach der Ansicht vieler Vaterlandsfreunde Stein der rechte Mann, der fähig war, Preußen in seiner tiefen Not Rettung zu bringen. Zwar wollte eine Stein übel gesinnte Partei am Hofe ihn von der Staatsleitung fernhalten und versuchte Mißtrauen zwischen ihn und den König zu säen. Da übernahm die edle Königin Luise die Vermittelung. Auch der Minister Hardenberg, den der König auf Verlangen Napoleons entlassen mußte, stimmte den König um, und dieser trug endlich edelmütig Stein die Leitung und Neuordnung der bürgerlichen Gesetzgebung an. Stein lag gerade an einem schweren Fieber krank, als die königliche Botschaft an ihn gelangte. Hochherzig alle Kränkungen vergessend, diktierte er seiner Gemahlin die Antwort: „Ew. Majestät Befehl befolge ich unbedingt und überlasse Ew. Majestät jede Bestimmung über die Geschäfte, die ich übernehmen und über die Personen, mit denen ich verhandeln soll. Sobald ich von der Krankheit genesen bin, reise ich zu Ew. Majestät." Hoch erfreut schrieb die Königin Luise an ihren Vater: „Stein kommt, und mit ihm kehrt meine Hoffnung wieder!"

Steins eiserner Wille wurde der Krankheit bald Herr, und er traf am 30. September 1807 in Memel ein. Nun arbeitete er mit dem König, dessen volles Vertrauen er wiedergewann, an der Wiedergeburt des geknechteten Vaterlandes. Mit seiner ganzen Kraft, seinem unbeugsamen Willen, in fortreißender Leidenschaft suchte er den Staat umzugestalten und das Vaterland von der ingrimmig gehaßten Fremdherrschaft zu befreien. So entstanden die berühmten Steinschen Reformen, die aus der allgemeinen Geschichte bekannt sind.

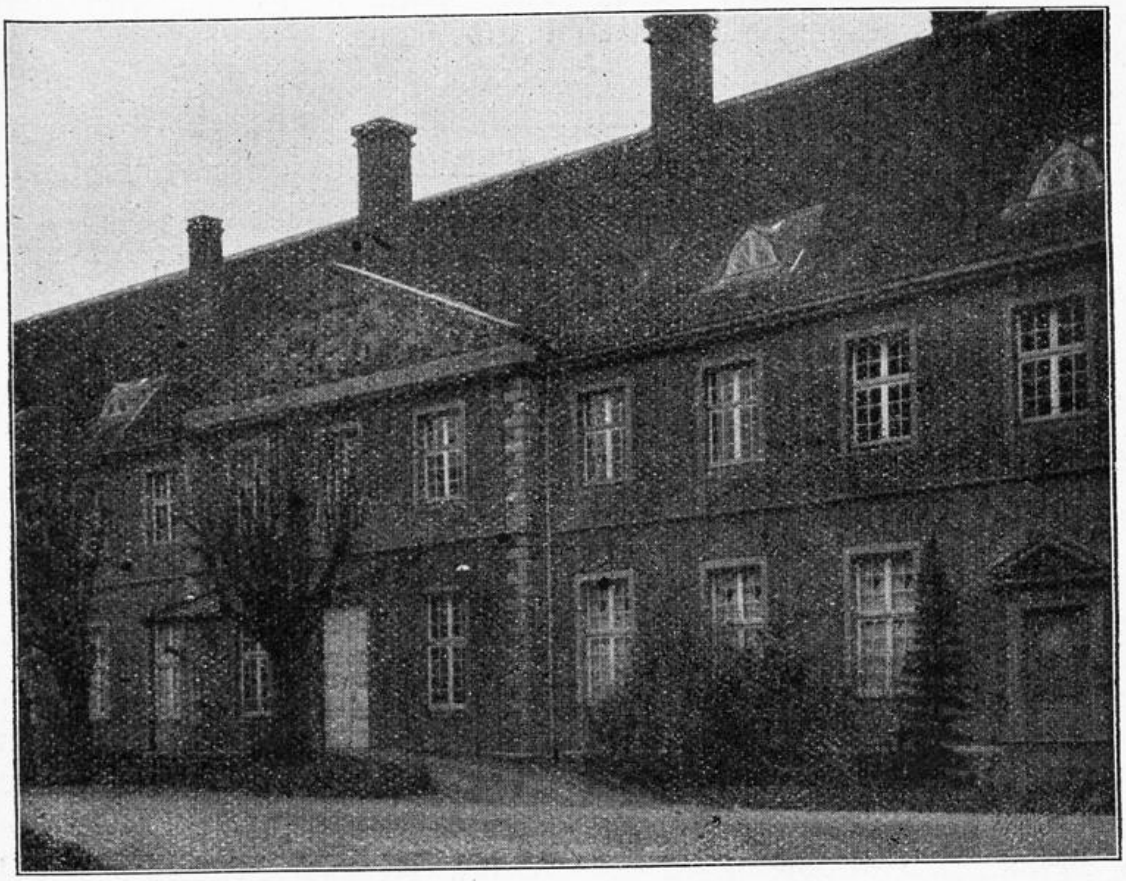
e. **In der Verbannung.** Argwöhnisch beobachteten die Franzosen den Urheber der inneren Wiedergeburt Preußens. Und es fand sich bald ein Anlaß, seinem Wirken ein Ende zu machen. Napoleons Späher hatten einen Brief des Ministers an den Fürsten Wittgenstein zu Doberan aufgefangen, in dem Stein vertrauliche Mitteilungen über die Lage der politischen Verhältnisse machte und auf die Möglichkeit hinwies, daß es mit Frankreich zum Bruch kommen könne. Es heißt in dem Schreiben: „Die Erbitterung

nimmt in Deutschland täglich zu, und es ist ratsam, sie zu nähren und auf die Menschen zu wirken." Napoleon erhielt Kenntnis von dem Inhalt des Briefes und forderte zornentbrannt von Friedrich Wilhelm III. die sofortige Entlassung des Ministers. Als er noch zögerte, reichte Stein seine Entlassung ein, um nicht durch längeres Verweilen im Amte dem schwer bedrängten Lande noch weitere Verlegenheiten zu bereiten. Der König mußte sich entschließen, die Entlassung anzunehmen, um Napoleon einen Beweis seiner friedlichen Gesinnung zu geben. Aber damit begnügte sich Napoleon nicht. Am 16. Dezember 1808 kam aus dem kaiserlichen Lager zu Madrid ein Befehl, der den „namens Stein (nommé Stein), der Unruhen in Deutschland zu erregen suche," für einen Feind Frankreichs und des Rheinbundes erklärte, seine Güter mit Beschlag belegte, und ihn selbst überall, wo er zu erreichen war, in Haft zu bringen befahl. Heimatlos, verfolgt, des uralten Eigentums seiner Ahnen beraubt, floh der Geächtete in den ersten Tagen des Jahres 1809 durch Schlesien nach Böhmen und von da nach Petersburg. Wohl hatte der edle Stein eine Heimat im Herzen aller Deutschen, aber es mußte ihn doch tief schmerzen, daß derselbe Staat, dessen Steuerruder er bisher geführt und an dessen Erhebung er gearbeitet hatte, sich genötigt sah, auf ihn wie auf einen Verbrecher zu fahnden.

f. **Steins Wirken für Preußens Erhebung.** Von Petersburg aus wirkte Stein unablässig für die Erhebung Preußens gegen den Unterdrücker. Und als 1812 die Macht Napoleons in Rußland so jämmerlich zusammenbrach und die Russen siegreich nach Ostpreußen vordrangen, da trat er begeistert dafür ein, jetzt den günstigen Augenblick zu benutzen und die Herrschaft Napoleons für immer zu stürzen. Da schrieb er: „Jetzt ist es Zeit, daß Deutschland sich erhebe, daß es Freiheit und Ehre wiedererringe, daß es beweise, wie nicht das Volk, sondern seine Fürsten sich freiwillig unter das Joch gebeugt haben." Am 21. Januar 1813 erschien er selbst in Königsberg, und mit dem ganzen Feuer und der Kraft seiner starken Persönlichkeit begeisterte er alle zu dem einen großen Werke: Aufbietung der Volkskraft zur Vertreibung des gemeinsamen Feindes. Während des Freiheitskampfes trat er an die Spitze des Verwaltungsrats, der die wiedergewonnenen Länder vorläufig in seine Obhut nahm. Er folgte den verbündeten Heeren auf ihrem Siegeszuge und zog mit den jubelnden Truppen in Paris ein.

g. **Am Lebensabend wieder in Westfalen.** Gern und häufig hatte er in Westfalen geweilt, wo er seine ersten Erfolge errungen hatte. Nach den Freiheitskriegen zog er sich nach seiner segensreichen Lebensarbeit wieder nach Westfalen zurück, wo ihm die ehemalige Abtei Kappenberg auf einer schön bewaldeten Höhe bei Lünen als Lohn und Anerkennung seiner großen Verdienste verliehen worden war. Das alte, schön gelegene Kloster ließ er zu einem prächtigen Schlosse umbauen. Die ländliche Stille seiner

Besitzung zog er dem Leben auf seiner herrlichen Stammburg in Nassau vor, da ihm der hochfahrende und preußenfeindliche Herzog von Nassau zuwider war. Außerdem gefielen ihm die biederen, geraden und kernigen Westfalen besser als die Nassauer. Über diese äußerte er sich einmal: „Ich liebe die Leute nicht, die sich dort für einen Gulden außer Atem laufen. Wenn ich hier meinen geringsten Nachbar nicht grüße, so grüßt er mich auch nicht.“ Im innigen Verkehr mit der Natur in seinen Gärten, dem Park und dem prächtigen Hochwalde verlebte er ein ruhiges Alter. Sein Verkehr beschränkte sich fast ganz auf seinen Oberförster Pook, der ihm Diener



Schloß Kappenberg.

und Freund war. Ein lebhafter Briefwechsel mit Staatsmännern, Gelehrten und Künstlern brachte in das einförmige Leben willkommene Abwechselung und geistige Anregung. Aber auch für die Provinz Westfalen hat er bis an sein Ende gewirkt. In mehreren Jahren führte er als Landesmarschall der Provinz den Vorsitz bei den Verhandlungen der westfälischen Provinziallandtage. Stein war noch im Alter eine ehrfurchtgebietende Erscheinung, hochgewachsen, von kräftigem Körperbau; die Augen in dem klugen, energischen Gesicht blickten durchdringend. Von der breiten Stirn leuchteten Mut, Hoheit und Scharfblick. Allmählich stellten sich die Beschwerden des Alters ein. Das eine Auge erblindete. Schwindel und Ohnmachtsanfälle trübten ihm seine Tage. Immer einsamer wurde es um ihn her, seine Frau starb, und seine Kinder weilten meistens

fern. In trüben Stunden wünschte er seinen Heimgang. Am 29. Juni 1831 erlag er einem Schlaganfall im Alter von 74 Jahren. Er hinterließ nur zwei Töchter, das Haus Stein endete mit seinem größten Sohne. Als die Leiche nach der Familiengruft zu Früchtunfern Ems in Nassau übergeführt wurde, da läuteten in allen Orten, durch die die Leiche geführt wurde, die Glocken, und in Trauer gekleidete Bürger gaben ihr das Ehrengeleit. Seine Grabschrift lautet:

„Demütig vor Gott, hochherzig gegen Menschen,
der Lüge und des Unrechtes Feind,
hochbegabt in Pflicht und Treue,
unerschütterlich in Acht und Bann,
des gebeugten Vaterlandes ungebeugter Sohn,
in Kampf und Sieg Deutschlands Mitbefreier."

Auf der Höhe des Kaisberges bei Wetter, wo er seine Laufbahn begonnen hatte, ist ihm zum ehrenden Gedächtnis von den dankbaren Westfalen ein 28 m hoher Turm errichtet, von dem der Blick weit hinausschweift in das westfälische Land.

Noch bei seinen Lebzeiten aber galt von ihm der Spruch:

Des Rechtes Grund-Stein,
dem Unrecht ein Eck-Stein,
der Deutschen Edel-Stein.

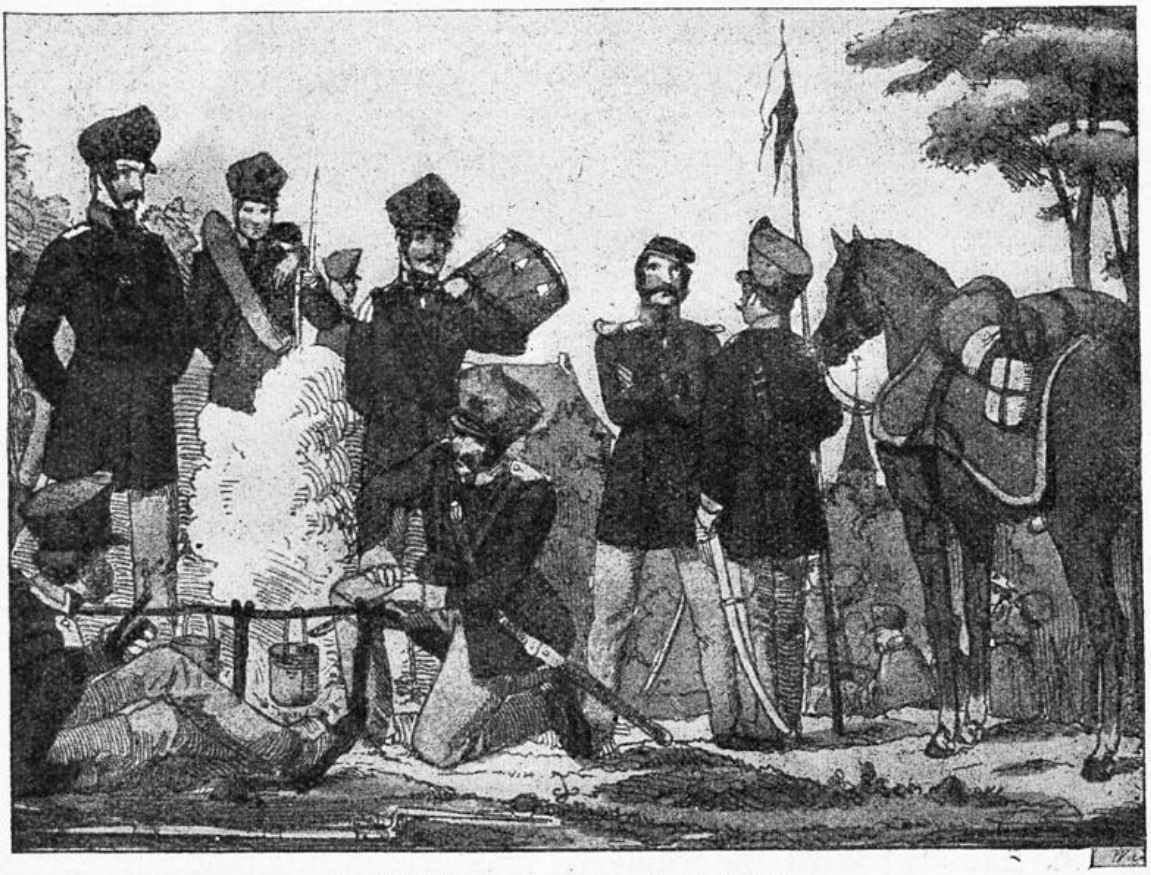
XIV. Westfalen in den Freiheitskriegen.

(1813—15.)

a. **Westfalens Befreiung.** Nach dem Untergang der großen Armee in Rußland, der auch viele Westfalen angehörten, suchte Napoleon schleunigst wieder neue Heere zu schaffen. Neue Bedrückungen waren die Folge. Truppen wurden ausgehoben und Kriegssteuern ausgeschrieben. Durch Drohungen und Strenge wollte man auch in Westfalen die auflodernde Flamme der Freiheitsbewegung und die Gärung unter Soldaten und Bürgern ersticken.

Nach der Schlacht bei Leipzig erhielt Bülow den Befehl, mit einem Teile der Nordarmee nach Westfalen zu rücken und die altpreußischen Provinzen wieder zu besetzen. Am 3. November 1813 verließ die französische Besatzung Minden, nachdem sie die Weserbrücke gesprengt hatte. Da erschienen auch schon als Vortrupp der Freiheitskämpfer die Kosaken, von der Bevölkerung mit Jubel begrüßt. Aber hier wie in Herford und Bielefeld war man froh, als die unsauberen Gesellen wieder verschwanden, da sie sich viele Diebereien und Gewalttätigkeiten hatten zuschulden kommen lassen. Am 7. November hielt Bülow an der Spitze der verbündeten Truppen seinen Einzug in Minden. Alle Glocken läuteten, und der stürmische Jubel der Bevölkerung zeigte die große Freude über

das Ende der französischen Gewaltherrschaft. Am 9. November nahm Bülow durch öffentliche Bekanntmachung Minden-Ravensberg wieder für seinen König in Besitz. Auch in Lippstadt und Hamm derselbe jubelnde Empfang, sogar in Münster, wo man 1806 die Franzosen freudig begrüßt hatte. Vincke berichtet darüber an den König: „Die allgemeine Freude und der laute Jubel aller Einwohner bei der plötzlichen Wiedererscheinung der siegreichen vaterländischen Truppen in ihrer Mitte ist über alle Beschreibung. Sie



Westfälische Landwehr der Freiheitskriege.
Kolorierter Kupferstich nach W. Kamphausen aus dem Werke: „Die Zeiten des 1. Westfälischen Landwehr-Regiments" von Friedrich Harkort. Verlag von G. D. Baedeker, Essen.

charakterisierten die Treue, die unter siebenjährigem Unglück bewährte und gestählte Anhänglichkeit an Ew. Königl. Majestät Person und die preußische Monarchie, deren Vorzüge unter den Schrecknissen französischer Willkür und Erpressung noch lebendiger allgemein gefühlt worden waren."

b. **Westfalens Erhebung.** Und nun begann die herrliche Zeit der Erhebung auch in Westfalen. Wie ein Frühlingssturm fuhr es durch die Seele des Volkes und entfachte in den Herzen heilige Begeisterung und herrlichen Opfermut. Aus der Schule und der Werkstatt, aus dem Laden und vom Webstuhl, vom Pfluge und aus den Eisenhämmern, vom hohen Ahnenschloß und aus niederen Hütten strömten die Freiwilligen zu den Fahnen.

Nach einer Besprechung mit Bülow, die in Bielefeld stattfand, wurde Vincke (S. 161) zum einstweiligen Zivilgouverneur für das

Land zwischen Weser und Rhein ernannt. Damit kam der rechte Mann an den rechten Platz. An den bestehenden Einrichtungen änderte er möglichst wenig, auch die Beamten ließ er in ihren Stellungen, wenn sie Deutsche von Geburt und vaterländisch gesinnt waren. Er betrachtete es als seine Hauptaufgabe, durch neugebildete Regimenter aus der Provinz den Kampf gegen Napoleon zu fördern. Dabei wurde er durch den Major Köhn von Jasky umsichtig und tatkräftig unterstützt. Das Land zwischen Weser und Rhein sollte 5 Landwehr-Infanterieregimenter zu 4 Bataillonen, jedes zu 800 Köpfen aufbringen, ferner 5 Eskadrons Kavallerie zu 102 Mann. Jedes Landwehr-Infanterieregiment wurde außerdem noch durch ein freiwilliges Jäger-Detachement verstärkt. Wie überall in den preußischen Provinzen eilten auch in Westfalen die Freiwilligen in hellen Scharen zu den Waffen. Einige westfälische Bataillone, wie in Hagen, bestanden fast ganz aus Freiwilligen. Hinsichtlich der Zahl der Freiwilligen stand Minden-Ravensberg an erster Stelle; denn hier kam auf 100 Einwohner 1 Freiwilliger, in der Mark und den angrenzenden Gebieten auf 160, in Münster auf 400, in Paderborn erst auf 1400 Einwohner.

Auch die Opferfreudigkeit der Bevölkerung zeigte sich im hellsten Lichte; besonders zur Bekleidung und Ausrüstung der Freiheitskämpfer wurden reiche Gaben an Geld und Gut gebracht. Bis zum ersten Pariser Frieden brachten Ravensberg 100800, Minden 13020 Reichstaler auf, es kamen also auf 100 Einwohner über 20 Reichstaler. In der Mark waren die Geldbeiträge höher, sie betrugen etwa 30 Taler, in Münster und Paderborn kamen nur etwa 4 Taler auf 100 Einwohner. Mit der Bekleidung der Truppen sah es trotz der Opfer übel aus, die meisten zogen in ihren Kitteln aus, Uniformen und Waffen wurden ihnen erst im Felde geliefert.

c. **Die Westfalen im Kampfe.** Das erste westfälische Infanterieregiment wurde in den Gauen der Grafschaft Mark gebildet. Dortmund bildete das 1. Bataillon, Hagen das 2., Hamm das 3. und Essen das 4. Von Dortmund aus rückte das Regiment in Holland ein, wo der Oberstleutnant von Kleist das Oberkommando übernahm. Die Mannschaften der Landwehr trugen blaue Jacken mit grünem Kragen und ebensolchen Aufschlägen. Als Kopfbedeckung hatten sie eine Tuchmütze mit einem Kreuz und dem Wahlspruch: „Mit Gott für König und Vaterland.“ Bei Deventer erhielten sie die Feuertaufe, rückten dann über den zugefrorenen Rhein nach Süden und nahmen Herzogenbusch ein. Als das Regiment in Mecheln lag, kam die Nachricht von der Einnahme von Paris und der Thronentsagung Napoleons.

Als 1815 von neuem der Krieg gegen den von Elba entwichenen Napoleon ausbrach, beschloß General von Steinmetz, aus den westfälischen Regimentern eine Brigade zu bilden und befahl seine Mannschaften nach Wesel. Das Regiment der Grafschaft Mark war zuerst zur Stelle. Als Blücher in Jülich das

westfälische Landwehr-Regiment besichtigte, begrüßte er die Truppen mit den Worten: „Das sind meine Westfalen, Kerls wie von Eisen!" Blücher rückte mit 100000 Mann in Frankreich ein, Napoleon griff ihn bei Ligny an. Schon am 15. Juni warf sich Napoleon mit Ungestüm auf das I. preußische Armeekorps. Das Ravensbergische Füsilierbataillon vom 2. Regiment, berühmt unter dem Namen „Hacketäuer" (d. i. Draufschlager) mußte die Wucht des ersten Stoßes aushalten. Mutig hielten sie stand, die feindliche Übermacht zwang sie aber unter starken Verlusten zum Rückzuge. Am 16. Juni stand die Brigade Steinmetz auf dem rechten Flügel des preußischen Heeres. Bis zum späten Nachmittag stand die Schlacht für die Preußen nicht ungünstig. Da führte Napoleon gegen Abend mit 8 Bataillonen Garde und mehreren Reiterregimentern einen überraschenden Gewaltstoß gegen eine schwache Stelle der preußischen Schlachtlinie aus. Trotz tapferster Gegenwehr wurden die erschöpften Truppen niedergeworfen. Vergeblich warf sich Blücher selbst an der Spitze einiger Schwadronen dem anstürmenden Feinde entgegen. Sein Roß wurde tödlich getroffen und begrub den greisen Feldmarschall im Sturze unter sich. Die französischen Kürassiere sprengten über den Bewußtlosen hinweg. Da trat ihnen das Füsilierbataillon des Markaner-Regiments entgegen; seine furchtbaren Salven zersprengten die vorwärts stürmenden Reiter. Dreimal schlugen die nicht wankenden Markaner die mit großer Erbitterung und Wucht erneuten Kavallerieangriffe ab. Zu ihrer Unterstützung eilten das 1. Bataillon des 1. Regiments und die westfälische Landwehr-Kavallerie herbei. Die Reiter fanden den Feldmarschall nebst seinem Adjutanten Nostiz auf und brachten beide in Sicherheit. Die tapferen Westfalen hatten den alten Haudegen vor der Gefangenschaft bewahrt; ihre standhafte Ausdauer sicherte den Rückzug nach der verlorenen Schlacht. 12000 Preußen lagen auf dem Schlachtfelde.

In der Schlacht bei Belle-Alliance eroberten die 15er bei Genappe den Wagen Napoleons. Am 29. Juni erreichte das märkische Bataillon die Nordfront von Paris, mit lautem Jubelruf wurde die Stadt von den Westfalen begrüßt. In ihren Mauern waren noch etwa 75000 Mann, während Blücher — die Engländer waren noch zwei Tagemärsche zurück — nur 56000 Mann zur Verfügung hatte. Trotzdem ließ der wagemutige Blücher Paris von der unbefestigten Südfront aus stürmen. Es entwickelten sich noch wütende Gefechte in den Vorstädten, bei denen noch mancher tapfere Sohn Westfalens fiel. Am 2. Juli verstummte plötzlich der Kanonendonner. Paris ergab sich. Die westfälischen Landwehrmänner, die am 15. Juni den ersten Stoß Napoleons abgewehrt hatten, gaben vor Paris die letzten Schüsse ab. Am 7. Juli zog das märkische Regiment in Frankreichs Hauptstadt ein. Furchtbar waren die Verluste der westfälischen Regimenter. Das 2. Landwehrregiment (Minden-Ravensberg) hatte 703 Verwundete, darunter 160 Ganzinvalide.

XV. Westfalen im 19. Jahrhundert.

1. Die Bildung der Provinz Westfalen.

(1815.)

a. **Zusammensetzung ihres Gebiets.** Auf dem Wiener Kongreß erhielt Preußen seine früheren Besitzungen in Westfalen zurück, einige neue traten hinzu, und aus allen Gebieten im Westen wurden Westfalen und die Rheinprovinz gebildet. Friedrich Wilhelm III. nahm durch Verfügung vom 21. Juni 1815 feierlich von den mit der Monarchie wieder vereinigten Ländern Besitz. Die Huldigung der Provinz Westfalen fand am 18. Oktober 1815 in Münster statt. An neuen Gebietsteilen kamen zu Westfalen: die Grafschaften Steinfurt, Gemen und Gronau, außerdem die Grafschaften Rietberg und Rheda. Diese beide bildeten mit dem von Hannover eingetauschten Amt Reckeberg den Kreis Wiedenbrück. Ferner erhielt Westfalen noch das Gebiet von Dortmund und Corvey und die Grafschaft Limberg. Durch Tauschvertrag mit Hessen-Weilburg kam der Kreis Siegen dazu. Die Stadt Lippstadt besaß Preußen bis zum Jahre 1851 mit Lippe-Detmold gemeinsam.

b. **Die neue Verwaltung.** Zunächst blieben die vorläufig eingesetzten Behörden noch bestehen. Erst am 1. August 1816 übernahm Vincke das Oberpräsidium der neuen Provinz, und er war die geeignetste Persönlichkeit, die aus so verschiedenen Landesteilen zusammengesetzte Provinz zu einem einheitlich verbundenen Ganzen zusammenzuschließen. Wie einen Vater und Wohltäter verehrte deshalb auch Westfalen seinen ersten Oberpräsidenten.

Die Provinz wurde in drei Regierungsbezirke eingeteilt, wie sie heute noch bestehen. An die Stelle der alten Kriegs- und Domänenkammer trat die Königl. Regierung. In ihren Wirkungskreis fielen alle Angelegenheiten der inneren Verwaltung, mit Einschluß der Kirchen- und Schulsachen. Mit der Rechtspflege hatte sie nichts mehr zu tun. Um die Erledigung der Geschäfte zu vereinfachen, brauchte sie nur in besonderen Fällen bei der Oberbehörde die Entscheidung anzurufen, sonst konnte sie in allem anderen selbständig entscheiden. Auch wurde die Regierung in mehrere Abteilungen getrennt, die in den meisten Fällen für sich Entscheidungen treffen konnten. Den Abteilungen standen Direktoren vor, die 1825 den Titel Oberregierungsrat erhielten. Den Vorsitz der Regierung führte der Regierungspräsident.

Jeder Regierungsbezirk wurde in Kreise eingeteilt. Minden hatte 12, Münster 12 und Arnsberg 14 Kreise, die von Landräten geleitet wurden. Die Landräte ernannte der König auf Vorschlag der Kreistage. Diese wurden für Westfalen erst 1827 eingeführt und setzten sich aus Vertretern der bevorrechteten Grundbesitzer, der Städte und des bäuerlichen Besitzes zusammen. Doch wurde dabei der Großgrundbesitz ungerecht bevorzugt. Die Selbständigkeit der Kreistage war zunächst sehr bescheiden, alle ihre Beschlüsse mußten

von der vorgesetzten Behörde bestätigt werden. Mehr Rechte erhielten sie in Westfalen 1841 und besonders 1886. Die Zusammensetzung der Vertretung wurde gerechter und gleichmäßiger.

In den Landgemeinden blieben im ganzen die Einrichtungen der französisch-westfälischen Zeit bestehen. Der Kreis zerfiel in Ämter, an deren Spitze Amtmänner standen, die vom Oberpräsidenten nach Vorschlägen des Kreisausschusses ernannt wurden. Jede Gemeinde hatte eine Gemeindeversammlung oder Gemeindevertretung; die laufenden Geschäfte besorgte der Gemeindevorstand mit einem Gemeindevorsteher an der Spitze.

Auch in den Städten war zunächst noch die französische Gesetzgebung maßgebend, bis durch Verordnung von 1841 die Steinsche Städteordnung auch in Westfalen allgemein für alle Gemeinden von über 2500 Einwohner eingeführt wurde.

Um auch dem Volke einen Anteil an der Regierung zu gewähren, wurden 1823 die Provinziallandtage ins Leben gerufen. Für



Eröffnung des ersten westfälischen Landtages.
Erzrelief von Hugo Hagen am Stein-Denkmal zu Berlin.

Westfalen trat der erste 1826 zusammen. In ihm waren die Standesherren und die ritterschaftlichen Grundbesitzer bedeutend stärker vertreten als die Städte und das Land. Seine Rechte waren anfangs sehr gering, seine Beschlüsse mußten vom Könige bestätigt werden. Doch hat der westfälische Provinziallandtag Tüchtiges geleistet, namentlich im Armen- und Schulwesen, im Straßen- und Eisenbahnbau. 1886 erhielt Westfalen eine neue, noch jetzt gültige Provinzialordnung.

2. Oberpräsident von Vincke.

(1774—1844.)

a. **Lernzeit.** Auf der Hohensyburg, im Herzen Westfalens, erhebt sich der Gedenkturm, den die dankbaren Westfalen einem ihrer edelsten Männer gewidmet haben, ihrem ersten Oberpräsidenten von Vincke, den sie wie einen Vater verehrten und nur den „alten Vincke" nannten. Während eines fünfzigjährigen Staatsdienstes hat er mit großem Segen für unsere Provinz gewirkt.

Freiherr Friedrich Ludwig von Vincke wurde am 23. Dezember 1774 als Sohn einer altadeligen, wohlbegüterten Familie zu Minden geboren. Nach einer tüchtigen Vorbildung durch Hauslehrer trat er in das berühmte Pädagogium in Halle a. S. ein, wo er einer der fleißigsten und gewissenhaftesten Schüler war. Nach dreijährigem Besuch der Schule erhielt er das Reifezeugnis für die Universität. Seine Lehrer entließen ihn mit dem Zeugnis „ihrer unumschränkten Zufriedenheit und mit dem festen Vertrauen, daß er ihre nicht geringen Erwartungen niemals täuschen werde". Er studierte in Marburg, Erlangen und Göttingen und bereitete sich auf den Staatsdienst vor. Schon damals schöpfte er seine Wissenschaft nicht nur aus Büchern, sondern er hatte schon als Student den Grundsatz, möglichst alles selbst zu sehen, um richtig urteilen zu können. Auf ausgedehnten Fußwanderungen suchte er Land und Leute kennen zu lernen; er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, sich zu belehren, sei es über Industrie, Bergwerke oder Ackerbau und Viehzucht. So sammelte er schon während seiner Studienzeit einen reichen Schatz von Erfahrungen, aus dem er später als oberster Beamter der Provinz Westfalen schöpfen konnte.

b. **Der Landrat.** Mit 21 Jahren trat Vincke in Berlin in den preußischen Staatsdienst ein. Schon 1798 im Alter von 24 Jahren wurde er in seiner Vaterstadt Minden zum Landrat ernannt. Hier hatte er das Glück, unter dem Freiherrn von Stein zu arbeiten. Stein war in seinem Wesen oft derb und auffahrend (S. 152), und da der kleine, fast knabenhaft aussehende Vincke auch nicht zu den Geduldigsten gehörte, so kam es manchmal zu heftigen Auftritten zwischen den beiden bedeutenden Männern. Stein erkannte aber bald die Tüchtigkeit des jungen Landrats und stellte ihm vor dem Könige Friedrich Wilhelm III. ein schönes Zeugnis aus. Als dieser seine westfälischen Länder besuchte und bei Petershagen eine große Truppenschau abhielt, wurde ihm auch der Mindener Landrat vorgestellt. Erstaunt betrachtete der König den jugendlichen Vincke und sagte zu Stein: „Macht man hier Kinder zu Landräten?" Stein entgegnete: „Majestät, er ist ein Jüngling an Jahren, aber ein Greis an Weisheit!"

Mit Feuereifer widmete sich Vincke seinem Amte. Er arbeitete ganze Nächte hindurch. Überall forschte er persönlich nach, und nichts war ihm dabei zu unbedeutend. Mit dem alten gemütlichen Schlendrian, der unter den Beamten seines Kreises eingerissen war, räumte er gründlich auf. Im Morgengrauen war er oft auf der Wanderung, um in den Gemeinden nach dem Rechten zu sehen. Keinen Augenblick waren die Bürgermeister und Schulzen vor dem kleinen, eifrigen Landrat sicher.

Besonders lag ihm das Wohl seiner Bauern am Herzen, und er wußte vortrefflich mit den hartköpfigen, aber biederen Westfalen umzugehen. Er unterhielt sich mit ihnen stundenlang und war immer bereit, ihnen mit Rat und Hilfe beizustehen. Geduldig hörte er die oft unklaren und umständlichen Reden seiner Bauern an, die darum auch mit vertrauensvoller Liebe an ihm hingen.

Überall erschien er und untersuchte alles persönlich; so lernte er Land und Leute und ihre Bedürfnisse besser kennen als durch lange Berichte. Wie er mit den Bauern verkehrte, zeigt folgende kleine Geschichte.

Einst besuchte ihn der Oberforstmeister von Bülow, ein strenger, adelsstolzer Herr, der es unter seiner Würde hielt, sich mit dem Volke gemein zu machen. Als er keinen Bedienten fand, der ihn anmelden konnte, trat er durch die Tür, hinter der er Stimmen vernahm, und sah zu seinem Entsetzen den Landrat mit zwei Bauern am Ofen sitzen. — Alle drei schmauchten ihr Pfeifchen in dem von Qualm erfüllten Zimmer.

Im Auftrage der Regierung machte Vincke 1800 eine Reise nach England, um dortige Einrichtungen kennen zu lernen; eine zweite Reise führte ihn nach Spanien, da man in Preußen die Zucht der Merinoschafe einführen wollte.



Oberpräsident Friedrich Wilhelm Ludwig von Vincke.

c. **Der Präsident.** 1803 mußte er von Westfalen Abschied nehmen, da er zum Präsidenten der ostfriesischen Kammer in Aurich ernannt war; aber schon nach einem Jahre wurde er auf Steins Empfehlung dessen Nachfolger als Präsident der Kammern in Münster und Hamm nach Münster berufen. Als nach der Schlacht bei Jena die Franzosen das Land besetzten, blieb Vincke auf seinem Posten, weil er meinte, dadurch seinem Lande am besten dienen zu können. Bald aber überwarf er sich mit dem kommandierenden französischen General und nahm seinen Abschied. Er blieb aber in geheimer Verbindung mit der preußischen Regierung und unterstützte seinen Freund Stein im Werke der Neugestaltung Preußens.

1810 vermählte er sich mit Eleonore von Syburg und lebte nun wie ein Landmann tätig auf seinem Gute Ickern bei Recklinghausen. Zwei Söhne wurden ihm geboren; von ihnen hat sich Gisbert als Dichter namentlich von westfälischen Sagenstoffen einen Namen gemacht (S. 18 u. 102). Argwöhnisch wurde Vincke von den Franzosen beobachtet. Plötzlich wurde er (1813) verhaftet und nach Düsseldorf abgeführt, aber bald wieder entlassen, da man ihm nichts Belastendes nachweisen konnte.

d. **Der Oberpräsident.** Als Napoleons Macht bei Leipzig gebrochen war, trieb es Vincke, der mit ganzem Herzen an König und Vaterland hing, wieder hinaus aus seiner ländlichen Stille. Der Kommandant General von Bülow erteilte ihm die Vollmacht, sein früheres Amt in Hamm wieder anzunehmen. Im Jahre 1815 aber wurde er zum Oberpräsidenten der neu zu bildenden Provinz Westfalen und zum Regierungspräsidenten von Münster ernannt. Was er dann als erster Oberpräsident von Westfalen geleistet hat, wird unvergeßlich bleiben.

Beim Antritt seines Amtes fand Vincke die Provinz in traurigem Zustande. Viele Gegenden hatten durch die Lasten des Krieges schwer gelitten. Die Bewohner waren verarmt und verschuldet, häufig durch Wucherer vollständig ausgesogen. Die Sitten waren verwildert, das niedere Volk war verroht. Betrübend sah es mit der Volksbildung aus. In den wenigen Volksschulen arbeiteten die sehr schlecht besoldeten Lehrer in überfüllten Klassen.

Eine schwere Aufgabe wartete also des neuen Oberpräsidenten; aber er ging unverzagt und mit nie erlahmendem Eifer ans Werk. Hoch war das Ziel, das er sich steckte: „Mein Vaterland Westfalen soll dereinst das Bild der vollkommensten Einrichtungen geben."

Seine Beamten, deren Zahl durch die neue Verwaltungsordnung bedeutend vermehrt war, hielt er zu strenger Pflichterfüllung an und ging ihnen selbst darin mit leuchtendem Beispiel voran. Vor allem suchte er die Notlage der verarmten Gegenden zu beseitigen und den Wohlstand der Bevölkerung zu heben. Er förderte die Landwirtschaft durch die Gründung einer Ackerbauschule und die Unterstützung der landwirtschaftlichen Vereine. Um die Beförderung und den Absatz der Erzeugnisse in der Industrie zu erleichtern und zu heben, ließ er gute Landstraßen bauen, veranlaßte die Schiffbarmachung der Lippe und war für die Hebung der Ruhrschiffahrt tätig, was von großem Einfluß auf das Emporblühen des Kohlenbergbaus und der Eisenindustrie war. Die Hebung der Volksbildung lag ihm besonders am Herzen. Der Akademie in Münster widmete er seine Fürsorge. Zahlreiche neue Volksschulen wurden eingerichtet, die Lehrerbildung wurde verbessert. Unter Vincke wurde das Seminar zu Büren gegründet und das zu Soest erweitert. Auch die ersten Blinden- und Taubstummenanstalten, sowie die Irrenanstalt zu Nieder-Marsberg verdanken ihm ihre Gründung.

e. **Vincke auf seinen Wanderungen.** Wie Vincke es von seiner Studenten- und Landratszeit her gewohnt war, suchte er alles aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Er durchstreifte auf seinen Wanderungen die Provinz, oft unerkannt im blauen Leinwandkittel, die kurze Pfeife im Munde und den Knotenstock in der Hand, so daß man den Oberpräsidenten für einen einfachen münsterschen Bauern halten konnte. Da gab es dann manchmal ergötzliche Mißverständnisse.

1. Vincke hatte auch im Alter mit seiner kleinen Gestalt und seiner frischen Gesichtsfarbe noch das Aussehen eines Jünglings. Einmal kam er frühmorgens zu Pferde an einen Schlagbaum. Eine Anzahl Wagen warteten auf dessen Aufziehen. Als er ungebührlich lange warten mußte, rief er zornig nach dem Wärter. Eine Bäurin sah lachend den polternden Vincke an und rief ihm zu: „Süh doch, wat dat Jüngsken sik krus makt!" Der Zorn des so eingeschätzten Oberpräsidenten verwandelte sich in fröhliche Heiterkeit.

2. Einst wanderte er bei regnerischem Wetter von Ahlen nach Münster. Da traf er einen Bauern, dessen Karren in einem Loch des schlechten und grundlosen Weges festsaß. Der wetternde Bauer rief Vincke zu: „Landsmann, pack es met an!" Sofort griff der Oberpräsident in das schmutzige Rad, und es gelang ihnen, den Karren aus dem Schmutzloch zu heben. Aber wie sah Vincke aus! Als seine Gattin entsetzt den heimkehrenden, ganz mit Schlamm bedeckten Gatten empfing, sagte er: „Liebe Eleonore, die Wege haben den Oberpräsidenten einmal nachdrücklich erinnern wollen, wie notwendig es sei, daß er an ihre Verbesserung mit größerem Nachdruck gehe."

3. An einem Wintermorgen ziemlich früh kam er in ein Dorf im Münsterlande, um mit dem Amtmann wegen eines Gegenstandes Rücksprache zu nehmen. Er fand die Magd, mit Zubereitung der Morgensuppe beschäftigt, in der Küche. Auf seine Frage, wo der Amtmann wäre, hörte er, daß er noch schlafe. Doch war die Magd bereit, ihn zu wecken, wenn er so lange das Süppchen umrühren wolle. Vincke griff zum Rührlöffel und versah das ihm von der Magd zugewiesene Amt mit großer Geschicklichkeit. Der Amtmann aber erschrak nicht wenig, als er in dem „Umrührer des Süppchens" seinen Oberpräsidenten erkannte.

4. Einst kam es zu seiner Kenntnis, daß ein Rat die Leute oft sehr grob abfertige, auch in seinen Geschäften große Trägheit beweise. Der Oberpräsident beschloß daher, selber an Ort und Stelle nachzusehen. Er zog also seinen Kittel an, nahm Stock und Pfeife zur Hand und machte sich zu Fuße auf den Weg. Schon sehr früh trat er in den Hof des Schlosses, wo der Herr Rat hinter Läden und Vorhängen noch gar fest schlief. Einen vorübergehenden Bauer fragte er, wann man den gnädigen Herrn sprechen könne. „Ei, guter Freund," sagte der Bauer, „da könnt Ihr wohl noch ein Pfeifchen oder sechse rauchen, und dann muß es ein Glück sein, wenn er nicht übel gelaunt ist, sonst jagt er Euch zur Tür hinaus!"

Der Oberpräsident setzte sich auf die Bank und wartete geduldig; aber es war Herbst und daher sehr kühl da draußen. Deswegen war er denn froh, als es endlich Leben im Hause gab. Er klopfte und wurde von einem Bedienten eingelassen. „Mich friert so," redete er diesen an; „muß ich wohl auf den gnädigen Herrn noch lange warten?" — Der Bediente lachte. „Ihr müßt viele Geduld haben, guter Freund, wenn Ihr bis zur Audienzstunde warten wollt. Die ist um 11 Uhr. Ihr seid wohl weit her?" — „Ja," war die Antwort. — „Jetzt ist es 7," sagte der Bediente. — „Um 9 steht der gnädige Herr auf. Nun, setzt Euch so lange in die Küche!"

Auf dem Herde brannte ein lustiges Feuer. Der Freiherr wählte die Holzecke neben dem Herde, wo ein Schemel stand. Hier setzte er sich nieder, rauchte seine Pfeife und sah und hörte dem Treiben zu. Da vernahm er denn Geschichten, die nicht sehr vorteilhaft für die Herrschaft lauteten, sah eine Haus-

haltung, die auch die größte Einnahme erschöpfen mußte, — kurz, er kam weiter in der Kenntnis dieser Wirtschaft, als er sich gedacht hatte. Endlich trat das Gesinde zusammen und trank Kaffee. „Gebt auch dem Alten dort eine Tasse," sagte der Bediente; „dem ist's schon kalt genug geworden!" Der Oberpräsident schlug's nicht aus. Da es ihm wirklich kalt geworden war, tat ihm der Kaffee recht wohl. Es schlug 9, ja es wurde 10. Da stand er auf und sagte dem Bedienten, er solle ihn bei seinem Herrn melden. „Das werd' ich bleiben lassen! Soll ich mir Scheltworte holen, oder gar meinen Abschied?"

Jetzt war alle Geduld zu Ende. Mit seinem nachdrücklichen Wesen sagte er: „Auf der Stelle wecke deinen Herrn und sage ihm, der Oberpräsident von Vincke aus Münster warte nun schon seit vielen Stunden auf sein Erwachen!"

Wie versteinert stand die Dienerschaft. Der Bediente flog die Treppe hinauf, und der Herr von Vincke folgte ihm auf dem Fuße. Da die Tür offen blieb, so vernahm er die Flut von Schimpfreden, welche sich über den Bedienten ergoß, als er den gnädigen Herrn aus dem Morgenschlafe weckte. Als aber der gefürchtete Name „Vincke" erklang, da wurde es still, und man konnte es deutlich vernehmen, wie der Baron in die Kleider fuhr.

Als der Oberpräsident dachte, er könne angekleidet sein, trat er in das Gemach zum Schrecken des gnädigen Herrn. Die Bußpredigt, die er jetzt über die Pflicht, dem Berufe treu zu sein, und über eine gute Hauswirtschaft hielt, muß recht wirksam gewesen sein. Man sagt, der Herr Rat habe sich an das Frühaufstehen gewöhnt und an manches andere, was ihm ans Herz gelegt worden war.

f. **Der Tod des Oberpräsidenten.** Vincke wurde von König Friedrich Wilhelm III. hochgeehrt, er stellte ihn den jüngeren Verwaltungsbeamten als ein Muster deutscher Pflichterfüllung hin. Seine Westfalen nannten ihn ihren Vater. Bis zu seinem Tode stand er an der Spitze der Verwaltung. Auf einer Dienstreise stürzte er mit seinem Reisewagen um und wurde schwer am Kopfe verletzt. Nach kurzem Schmerzenslager starb er am 2. Dezember 1844, fast 70 Jahre alt. Sein Tod erweckte allgemeine Trauer, verloren doch die Westfalen in ihm einen edlen Mann, der mit Selbstlosigkeit und unermüdlichem Eifer fast während seines ganzen Lebens für ihre Heimat gewirkt hatte. Die ganze Provinz trauerte um ihren Wohltäter, den „alten Vincke". Auf Haus Busch am Fuße der Hohensyburg liegt er begraben.

Westfalen.

Ungastlich hat man dich genannt,
will deinen grünsten Kranz dir rauben,
Volk mit der immer offnen Hand,
mit deinem argwohnlosen Glauben;
o, rege dich, daß nicht die Schmach
auf deinem frommen Haupte laste,
und redlich, wie das Herz es sprach,
so sprich es nach zu deinem Gaste:
wer unsres Landes Sitte ehrt,
und auch dem seinen hält die Treue —
hier ist der Sitz an unserm Herd!
Hier unsres Bruderkusses Weihe!

Wer fremden Volkes Herzen stellt
gleich seinem in gerechter Wage —
hier unsre Hand, daß er das Zelt
sich auf bei unsern Zelten schlage!
Die Luft, die unsern Odem regt,
der Grund, wo unsre Gräber blühen,
die Scholle, die uns Nahrung trägt,
der Tempel, wo wir gläubig knieen,
die soll kein frevler Spott entweihn.
Dem Feigen Schmach und Schamerröten,
der an des Heiligtumes Schrein
läßt eine falsche Sohle treten!
Doch einem Gruß aus treuem Mut,
dem nicken ehrlich wir entgegen,
hat jeder doch sein eignes Blut
und seiner eignen Heimat Segen.

Drum, jede Treue sei geehrt,
der Eichenkranz von jedem Stamme;
heilig die Glut auf jedem Herd,
ob hier sie oder drüben flamme;
dreimal gesegnet jedes Land,
von der Natur zum Lehn getragen,
und einzig nur verflucht die Hand,
die nach der Mutter Haupt geschlagen!

Annette von Droste-Hülshoff.

3. Friedrich Harkort, Westfalens „alter Fritz".

(1793—1880.)

a. **Der Freiheitskämpfer.** Im Tal der Ennepe zwischen Hagen und Gevelsberg liegt der uralte Herrenhof Haus Harkorten, dessen Besitzer seit vielen Jahrhunderten das ehrenvolle Amt eines Markrichters inne hatten. Hier wurde inmitten von dröhnenden Eisenhämmern, im ältesten Bezirk der westfälischen Eisenindustrie, Friedrich Harkort am 22. Februar 1793 geboren, ein Pfadfinder und Wegweiser der westfälischen Industrie. Seine Eltern waren wie ihre Vorfahren Landwirte und zugleich Hammerbesitzer. Der junge Fritz besuchte in Hagen die Handelsschule und kam dann zu einem Kaufmann in Wichlinghausen in die Lehre, der Teppiche fabrizierte und Handel mit Wollwaren trieb. Harkort wuchs zu einem Jüngling von männlicher Kraft und Schönheit heran, und als 1813 das Vaterland zu den Waffen gegen den korsischen Eroberer aufrief, da stellte sich auch Fritz Harkort freiwillig in die Reihen der Kämpfer und machte den Feldzug der westfälischen Landwehr nach Holland mit (S. 158). Im Juni 1814 kehrten die westfälischen Krieger, mit Jubel empfangen, zurück. Aber nur kurz war die Ruhe in der Heimat! Als 1815 von neuem das Schwert gegen Napoleon ge-

zogen werden mußte, da trat auch Harkort wieder als Leutnant beim 2. Bataillon des märkischen Regiments ein. Bei Ligny erlitt das Bataillon große Verluste, Harkort erhielt einen Streifschuß an der Brust und einen Schuß durch den linken Oberschenkel. Er sank zusammen und wurde zunächst nach Mastricht und dann nach Aachen gebracht. Nach seiner Genesung kehrte er zur Armee zurück und wurde mit dem Eisernen Kreuz geschmückt. Im Dezember wurde den heimkehrenden Siegern in Dortmund ein großartiger Empfang bereitet.

b. **Die ersten Erfolge.** Im Jahre 1818 gründete Harkort nach kleineren Unternehmungen mit seinem Freunde König aus Elberfeld eine Maschinenfabrik auf der Burg Wetter an der Ruhr, wo einst Stein als Bergrat gewohnt hatte (S. 151). Das junge Unternehmen nahm seine ganze Kraft in Anspruch. Er zog englische Ingenieure und Arbeiter heran und fertigte bald Dampfmaschinen, Heizapparate, mechanische Webstühle und Pressen an. Kurzsichtige Anfeindungen machten ihn nicht irre, und schon 1822 wurde seine Fabrik als eine der bedeutendsten in Deutschland gerühmt, und die Inhaber wurden von der Staatsregierung ausgezeichnet. Rüstig schritt er vorwärts. Die Herstellung von Guß- und Schmiedeeisen lag damals in Deutschland noch sehr im Argen; deshalb reiste er nach England, um dort das sog. Eisenfrisch- und Puddelverfahren kennen zu lernen. Er führte es als Erster durch englische Arbeiter in Westfalen ein und suchte es uneigennützig unter seinen Berufsgenossen zu verbreiten. Das brachte ihm wohl viel Anerkennung aber wenig Nutzen ein. In dem neu eingerichteten Walzwerk wurden Stabeisen und Bleche angefertigt; und durch die sorgfältige Ausführung von Dampfkesseln wurde Wetter die Geburtsstätte der rheinisch-westfälischen Dampfkessel-Schmiederei. Auch in manchen anderen Maschinen wurde die Wettersche Fabrik bahnbrechend.

c. **Eintreten für bessere Verkehrsmittel.** Hindernd standen seinen Unternehmungen die überaus mangelhaften Wege im Industriegebiet im Wege. In der Zeitschrift „Hermann" trat er als Erster 1825 in einer öffentlichen Zeitung für den Bau von Eisenbahnen ein. Auch hierbei erwuchsen ihm erbitterte Gegner; er hatte einen steten Kampf gegen Kleinmut und Vorurteil zu führen. Aber er ließ sich nicht beirren. 1827 überreichte er persönlich dem Landesmarschall vom Stein eine Denkschrift über die Vorteile einer Eisenbahnanlage und überzeugte ihn auch mit seinen gewichtigen Gründen. Für die bedeutendsten rheinisch-westfälischen Bahnen, die Cöln—Mindener und die Bergisch-Märkische Bahn, arbeitete er Entwürfe aus und suchte in Wort und Schrift für ihr Zustandekommen zu wirken. Aber es sollte noch lange dauern, bis seine Gedanken verwirklicht wurden.

d. **Lohn der Uneigennützigkeit.** Bei all seinen kostspieligen Versuchen und Neuerungen und gemeinnützigen Bestrebungen dachte er nicht daran, in seine eigenen Scheuern zu sammeln. Die Unternehmungen in Wetter warfen keinen Gewinn ab, und der starr-

köpfige Westfale ließ sich nicht dazu bewegen, mehr an sich und seine Familie als an das Wohl der Allgemeinheit zu denken. Sein Mitinhaber König trennte sich 1832 von ihm, und Harkort blieben von seinen großartigen Unternehmungen nur Schulden, so daß er die Unterstützung seiner Brüder in Leipzig erbitten mußte. Er errichtete nun auf einer früher gekauften Waldbesitzung bei Barop eine Eisengießerei und Kesselschmiede.

e. **Das erste Dampfschiff.** Aber neue Unternehmungen reizten den Rastlosen. Für die Weser wurde das erste Dampfschiff in Duisburg gebaut, und Harkort lieferte dafür die Schiffsmaschine. Er begeisterte sich nun für die Dampfschiffahrt und machte die erste Fahrt des neuen Dampfers mitten im Winter 1836 mit. Nach einer fünfwöchigen Reise durch die Nordsee kam der Dampfer nach vielen Widerwärtigkeiten glücklich in Minden an, das erste Dampfboot in Westfalen. Unter dem Donner der Festungsgeschütze und dem Jubel der Bevölkerung lief es reichgeschmückt ein. Harkort war Feuer und Flamme. Er gründete in Cöln einen Seeschiffahrtsverein. Neu zu bauende Dampfer sollten Cöln mit den überseeischen Häfen verbinden. Die Gesellschaft kam auch zustande; sie lieh das Geld, überließ aber Harkort die Sorgen der Ausführung und die ganze Verantwortung.



Friedrich Wilhelm Harkort.

In seinem Feuereifer achtete Harkort nicht auf seine gefährliche Lage, gründete in Duisburg eine Werft und nahm den Bau des Schiffes in Angriff. 1837 vollendete er es und taufte es „Rhein". Großer Jubel herrschte in Cöln, als das Dampfschiff dort ankam, es sollte ja „Cölns Flagge die Weltmeere wieder begrüßen und den Ruf der einst so berühmten Handelsstadt auch jenseits des Ozeans wieder zu Ehren bringen". Nach einer äußerst beschwerlichen Fahrt durch Sturm und Wetter kam das Schiff glücklich in London an, wo es festlich empfangen wurde. Auf der Hin- und Rückfahrt hatte Harkort nur ganz spärliche Fracht erhalten. Bei der Rückkehr mußte das Schiff in Holland überwintern, während Harkort heimkehrte.

Da brach das Unglück über ihn herein. Er sah sich getäuscht in allen, denen er volles Vertrauen entgegengebracht hatte. Der Dampfer wurde von seinen Gläubigern verkauft, sein Besitz wurde gepfändet, 1838 war er völlig ruiniert.

Auch von diesem Schicksalsschlage raffte er sich wieder auf; aber der Erfolg blieb aus. Durch kleine Unternehmungen und durch Verkauf von einigen ihm gebliebenen Grundstücken hielt er die Not des Lebens von sich und seiner Familie fern. Aber auch ferner trieb ihn sein unruhiger Geist immer zu neuen Anlagen; nebenbei trieb er Landwirtschaft und wirkte für gemeinnützige Einrichtungen, für Volkswohl und Volksbildung, so daß ein Freund von ihm sagen konnte: „Harkort macht uns das Bett, und wir legen uns hinein."

f. **Schul- und Arbeiterfreund.** Neben seiner ausgedehnten Tätigkeit für die Industrie fand er noch Zeit, sich mit anderen Kulturfragen zu beschäftigen. So lag ihm besonders die Volksbildung am Herzen. Das Recht auf Bildung war ihm ein Grundrecht aller Menschen, ein „Gut, das von Gott allen Menschen bestimmt ist". Die Bildung ist ihm nicht allein das Mittel, um dadurch das tägliche Brot zu erwerben, sondern sie befähigt auch den geringen Arbeiter, ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft und des Staates zu werden. „In jedem neugeborenen Armen dagegen, der unwissend bleibt, erwächst der Gesellschaft ein neuer Feind." Darum trat er mit Überzeugung und Kraft für die Volksschule und ihre Lehrer ein, auch im preußischen Parlamente. Aber auch hier mußte er klagen: „Ich bedaure, daß Sie mich, einen alten Mann von 65 Jahren, allein stehen lassen, um die Interessen der Jugend zu verteidigen."

Mit großer Liebe nahm er sich des Arbeiterstandes an. Er suchte die geistige Ausbildung und die wirtschaftliche Lage der Arbeiter zu bessern. Um das Heimatgefühl bei ihnen zu stärken, suchte er ihnen eigene Wohnungen mit Gärtchen zu beschaffen, möglichst auf dem Lande, und darum auch billige Eisenbahnfahrten nach den Arbeitsstätten. Er trat für das Verbot der Kinderarbeit in den Fabriken ein, kämpfte für Kranken- und Invaliditätskassen, hielt Vorträge über das Armenwesen und belehrte die Handwerker und Landwirte über allerlei nützliche Dinge.

g. **Der Lebensabend.** Bis in sein hohes Alter hat „der alte Fritz Westfalens" gekämpft; wie eine knorrige, westfälische Eiche hat er allen Hemmungen und Widerwärtigkeiten, aller Rückständigkeit und Lieblosigkeit, allen Verdächtigungen und Anfeindungen Trotz geboten, getreu seinem Wahlspruch: „Das Leben gilt nichts ohne die Treue." Sein ganzes Leben ist ein Vorbild der selbstlosen Hingabe an die Verwirklichung großer Gedanken, ohne Rücksicht auf den eigenen Nutzen, nur für das Wohl der Gesamtheit.

Am 6. März 1880 verschied der mutvolle Kämpfer im 88. Lebensjahre. Die Hülle des Toten wurde mit der Flagge des „Rhein" bedeckt. Auf dem „Alten Stamm" bei Wetter hat die Dankbarkeit der Mark dem alten Volksmann ein würdiges Denkmal gesetzt. Jährlich werden hier unter dem Namen „Harkortbergfest" volkstümliche Turnfeste abgehalten.

Westfalenlied.

Rauhborkig Volk, zum Zorn geschwind,
behutsam im Vertrauen,
so ist das Volk von Wittekind
auf Roter Erde Gauen.
Für Rosenblüt' und Rebenblatt
sind selten hier die Plätze,
verborgen in dem Boden hat
Westfalen seine Schätze.

Des Sälzers Siedepfanne raucht,
es dröhnt der Eisenhammer;
der Bergmann in die Tiefe taucht
zur schwarzen Kohlenkammer.
Der Acker trägt fürs Roggenbrot
die Frucht, man füllt die Scheuer, —
in Land und Volk ist Korn und Schrot,
ist Salz und Kraft und Feuer.

Zum Handschlag wird die Hand gereicht,
nicht nur zwei Fingerspitzen!
Wer hier mit krummem Nacken schleicht,
den läßt beiseit man sitzen;
doch wer als grad und treu erkannt,
wer sich erwarb Vertrauen,
der darf auf dies Westfalenland
in Tod und Leben bauen.

Kein Wort mehr von vergangner Zeit,
von den begrabnen Sorgen!
Gottlob in Pracht und Herrlichkeit
kam Deutschlands Ostermorgen!
Das Schwert des Sieges Kron' erstritt
im wilden Schlachtenfeuer,
und freud'gen Mutes halfen mit
die märkschen „Hacketäuer"!

Emil Rittershaus.

4. Die Unruhen von 1848 und 1849.

a. **Ursachen.** Die mächtige Volksbewegung, die um das Jahr 1840 Deutschland durchflutete, warf ihre Wellen natürlich auch nach Westfalen. Neben der Unzufriedenheit mit den überlebten staatlichen Verhältnissen und dem Wunsche nach Befreiung von den Fesseln mittelalterlicher Zustände, waren es in Westfalen aber besonders wirtschaftliche Notstände, die das Volk namentlich in den Industriegebieten drückten, erregten und schließlich in einigen Städten zum offenen Aufstande führten. Nach einer Zeit des Aufschwungs des deutschen Handels und der deutschen Industrie kam nur zu früh der

Niedergang, namentlich durch den Wettbewerb Englands, das der deutschen Industrie nicht nur ein fremdes Absatzgebiet nach dem anderen entriß, sondern sich auch durch billigere Preise den deutschen Markt eroberte. Das Übergewicht erlangte es durch die Verwendung von Maschinen und verbesserten Einrichtungen in allen Industriezweigen. Die Nadel-, Textil- und Eisenindustrie gerieten in eine immer ernstere Lage. Die Betriebe wurden eingeschränkt, eine Fabrik nach der anderen ging ein, und ein Heer von beschäftigungslosen Arbeitern sammelte sich in den großen Städten an. In Minden-Ravensberg hatte infolge des englischen Wettbewerbs das Weber- und namentlich das Spinnerelend um 1845 seinen Höhepunkt erreicht. Spinnerei und Handweberei waren aber dort die Haupterwerbszweige (S. 201). Die Armut nahm in den unteren Kreisen überall geradezu erschreckend überhand. Als nun noch Kartoffelkrankheiten im Jahre 1845 und Mißernten in den Jahren 1846 und 1847 die notwendigsten Lebensmittel fast unerschwinglich machten, stieg die allgemeine Unzufriedenheit zu einer bedenklichen Höhe.

Dazu kamen noch die Enttäuschungen in bezug auf eine Volksvertretung, die Friedrich Wilhelm III. 1815 in den Kriegsnöten zugesagt hatte. Vergebens wartete das hoffnungsfreudige Volk auf die Erfüllung seiner Wünsche. Mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. erwachte auch wieder die in den Freiheitskriegen genährte Hoffnung auf ein starkes, geeintes Deutschland. Immer dringender wurde das Verlangen nach einer Verfassung. Eine erbitterte Stimmung ergriff nach und nach die Bevölkerung in den Städten.

b. **Das Jahr 1848.** Da verjagten am 24. Februar 1848 die Franzosen ihren König und riefen die Republik aus. Wie überall bemächtigte sich auch in Westfalen eine fieberhafte Aufregung der Gemüter bis in die untersten Volksschichten hinein, und nach dem blutigen Berliner Aufstande im März kam es auch in mehreren Orten unserer Provinz zu bedrohlichen Aufläufen, die von den Arbeitermengen ausgingen und namentlich gegen die Fabriken und ihre Besitzer gerichtet waren. So in Iserlohn, Münster, Dülmen, Bocholt. Auch in Minden-Ravensberg brachen Unruhen aus. Namentlich gärte es unter den Heuerlingen und kleinen Besitzern, die durch den Rückgang des Leinengewerbes in Not geraten waren. Die Unruhen waren überall aus wirtschaftlichen Gründen hervorgerufen und legten sich bald wieder. Die Bürgerwehren und Sicherheitsausschüsse, die sich überall gebildet hatten, sorgten für Ordnung, und die äußere Ruhe kehrte zurück, indem bei der plötzlichen Überraschung keiner wußte, was er eigentlich wollte. Erst allmählich klärten sich die oft abenteuerlichen und widersprechenden Meinungen und Forderungen, und in den zahlreichen Eingaben an den König wurden als Volkswünsche angegeben: Verfassung und Volksvertretung, allgemeines Wahlrecht, Pressefreiheit, freies Ver-

sammlungsrecht, Redefreiheit, Abschaffung der Zensur, Abschaffung des Adels, der Titel usw. Es wimmelte in den Ortsblättern von Aufhetzereien, Angebereien, Verunglimpfungen und Verdrehungen mancherlei Art, oft in sehr gehässigem Ton vorgetragen. Es bildete sich in den Städten eine große demokratische Partei mit dem Hauptort Bielefeld, zu der besonders die besitzlosen arbeitenden Klassen gehörten.

c. **Friedrich Wilhelm IV. lehnt die Kaiserkrone ab.** Am 28. März 1849 beschloß die Nationalversammlung in Frankfurt a. M. dem König von Preußen die Kaiserkrone anzubieten. Darüber herrschte überall Freude und Begeisterung. Man hoffte bestimmt, er werde die Kaiserwürde und die von der Volksvertretung beschlossene deutsche Reichsverfassung annehmen; man glaubte den Tag gekommen, der den Traum von Deutschlands Einheit, Freiheit und Größe verwirklichen werde. Allgemein war die Enttäuschung, als der König der Gesandtschaft, die ihm die Krone anbot, eine unbestimmte, fast ablehnende Antwort gab. Die westfälischen Zeitungen brachten einen begeisternden Aufruf an alle Deutschen, daß sie den König anflehen sollten, die Hoffnungen und Wünsche wahr zu machen, die für Deutschlands Einheit, Macht und Größe in aller Herzen lebten. Er schloß: „Auf denn, ihr patriotischen Vereine aller Farben, ihr Städte, Dörfer und Gemeinden alle, die ihr deutsche Gesinnung im Herzen tragt, erhebet laut eure Stimme für jenes große Ziel und gelobet eurem deutschen Kaiser mit Gut und Blut zur Seite stehen zu wollen, wenn Deutschlands Feind Deutschlands Einheit und Freiheit zu zerstören sich anhebt! Der Himmel schützt die Gerechten!“

Am 28. April machte der Staatsanzeiger bekannt, daß der König die deutsche Kaiserkrone endgültig abgelehnt habe. Die Enttäuschung wuchs zur Erbitterung. Das ganze Volk, auch besonnene Männer, geriet in tiefe Erregung. Nun war es, wie man sagte, Pflicht jedes echten deutschen Mannes, kräftig mitzuwirken für die deutsche Sache. Und wie kräftig wurde in jenen Tagen geredet und geschrieben! Aus Städten und Dörfern und ungezählten Vereinen wurden Adressen nach Berlin gesandt, die den König beschworen, das Ministerium Manteuffel, dem man alle Mißerfolge zuschob, zu entlassen und die Reichsverfassung anzuerkennen. Als nichts geschah, erhitzten sich die Köpfe immer mehr. Die Demokraten wühlten und schürten, mit Phrasen und Lügen regten sie die Menge auf. Und das Gefürchtete geschah: die Flamme des Aufruhrs loderte in verschiedenen Teilen Deutschlands auf, in Sachsen, der bayrischen Pfalz und in Baden. Der Aufstand in Sachsen wurde durch preußisches Militär niedergeworfen.

d. **Die Einberufung der Landwehr.** Die Bevölkerung Westfalens dachte nicht an Waffengewalt, sondern wollte nur durch große Kundgebungen, die aber die Gesetze nicht verletzten, den König zur Annahme der Reichsverfassung bewegen. Da brachte die

Einberufung der westfälischen Landwehr, die zur Niederwerfung des Aufstandes nach Baden marschieren sollte, eine verhängnisvolle Wendung. Große Versammlungen sprachen sich erregt gegen die Verwendung der Landwehrmänner gegen die „Brüder" in Baden, zum Schutze fremder Fürsten aus. In der Mark kam es zu offener Auflehnung. Der Mittelpunkt der aufständischen Bewegungen war die Stadt Iserlohn. Bei der Einkleidung der Landwehr kam es hier am 10. Mai 1849 zu Tumulten, das Zeughaus wurde erstürmt und ausgeplündert. Die Stadt stand dann acht Tage unter der Herrschaft der Demokraten. Am Himmelfahrtstage rückte preußisches Militär in Iserlohn ein und behandelte die Angreifer, die aus den Häusern und hinter den Barrikaden rasend auf die Soldaten schossen, zunächst schonend. Als aber der Oberstleutnant von Schrötter, von zwei Kugeln getroffen, vom Pferde sank, übten die Soldaten, die mit Liebe an ihrem Führer hingen, keine Schonung mehr. Nach anderthalb Stunden war die Stadt in den Händen des Militärs; im ganzen lagen etwa 60 Einwohner auf der Walstatt. Einige Häupter des Aufstandes hatten schon bei Beginn des Aufstandes die Flucht ergriffen, wurden aber später festgenommen. Die Aufstandsbewegungen in den umliegenden Städten Hagen, Altena, Menden, Lüdenscheid, Unna, Schwerte, Hohenlimburg fanden nun ein schnelles Ende. Die Iserlohner Landwehrmänner rückten nach Baden ab und erwarben sich durch ihr tapferes Verhalten in den Kämpfen gegen die Aufständischen bei Waghäusel und Durlach die Achtung ihres Königs wieder. Bei ihrer Rückkehr wurden sie in Iserlohn, wo alles wieder seinen gewohnten Gang ging, festlich empfangen. Wie Magistrat und Stadtverordnete erklärten, hatte „nur eine kleine Rotte von Bösewichtern Iserlohn in den schmählichen Ruf einer rebellischen Stadt gebracht".

Die Einberufung der Landwehr vollzog sich in anderen Gegenden der Provinz ohne Störung. Als in Soest die Landwehr sich nicht einkleiden lassen wollte, trat, wie berichtet wird, der Metzgermeister Fritz Glück energisch auf und sagte: „Jungens, wei nit folget, wenn de König röppet, is an Lump, un dat sall us kein Menske noseggen. Wei van uch mogen frauh nit fuif Uhr oppen Platze is, dei verdeent nit, dat äm de Sunne beschient." „Hurra, Fritz Glück lebe hoch!" erscholl der Ruf, und niemand fehlte am anderen Morgen.

e. **Die Königstreue der Westfalen.** Wenig oder gar nicht berührt wurden von der Erregung die ländlichen Gemeinden. Die Bauern waren in altererbter Königstreue ihrem Herrscher ergeben und wollten von Umsturz nichts wissen. Unruhen waren ihnen verhaßt, sie waren gegen alles eingenommen, was sie in dem ruhigen Besitze ihres Eigentums und ihrer gewohnten Tätigkeit hinderte.

Bei all den geschilderten bedauerlichen Ausschreitungen ist die altbewährte Anhänglichkeit der Westfalen an das preußische Herrscherhaus nicht erschüttert worden. Auch die lautesten Demokraten

wollten nicht das Band, das die Westfalen an das Königshaus der Hohenzollern knüpfte, zerreißen und eine Republik gründen. Und wenn in dem Taumel und der Aufregung jener Zeit manch törichtes oder aufreizendes Wort gefallen und manche unbesonnene, ungesetzliche Handlung verübt worden ist, so müssen wir bedenken, daß damals alle vom Geist der Zeit hingerissen wurden und daß sie — allerdings auf Irrwegen und verbotenen Pfaden — das eine hohe Ziel zu erreichen suchten: Deutschlands Einheit und Deutschlands Größe. Bei der schnell eintretenden Rückkehr zur Ruhe und Besonnenheit festigte sich auch sofort wieder mächtig die seit Jahrhunderten fast sprichwörtlich gewordene Anhänglichkeit der Mark an das Herrscherhaus der Hohenzollern. Was unsere Väter auf Irrwegen durch die Gewaltmittel des Aufstandes und der Barrikaden zu gewinnen hofften, das ist 1871 mitten in Feindesland aufgerichtet worden: der hehre Tempel der deutschen Einigkeit und des alten deutschen Reiches Herrlichkeit. Und wie fest gefügt und sicher gegründet dieser stolze Bau ist, das zeigt er in den Sturmwellen der Völkerbrandung, die ihn im Weltkrieg von allen Seiten umbrausen und zu stürzen drohen. „Einigkeit und Recht und Freiheit für das deutsche Vaterland, danach laßt uns alle streben brüderlich mit Herz und Hand!" Dann braucht eine Geschichte der Provinz Westfalen nicht mehr von Unruhen und Aufständen zu berichten, wie sie 1848 und 49 auch in unserer Heimatprovinz die Gemüter erregten.

5. Die Westfalen in den Kriegen unter Wilhelm I.

a. **Im Kriege gegen Dänemark 1864.** Am Kriege gegen Dänemark nahm von den westfälischen Truppen die 13. Division teil und zeichnete sich namentlich bei der Erstürmung der Düppeler Schanzen aus (1. Bataillon der 55er). Den Übergang nach Alsen machte das ganze Regiment 55 und das 2. Bataillon des 15. Regiments mit. In einem Liede, das diese glänzende Waffentat verherrlicht, heißt es:

Und neue Nachen treiben her,
Umzuckt von Feuerstrahlen,
Und wieder naht ein schwimmend Heer
Breitstämmiger Westfalen.

Sie springen schwer von Schiffes Bord,
Voran die Bajonette,
Markaner hier und Märker dort,
Sie stürmen um die Wette.

b. **Im Kriege gegen Österreich 1866.** In Böhmen kämpfte die 14. Division des VII. Armeekorps unter Herwarth von Bittenfeld mit Auszeichnung bei Königgrätz. Die 13. Division (15er und 55er) rückten unter dem Oberbefehl des Generals Vogel von Falckenstein zunächst in Hannover ein. Nach der Verbindung mit der Division Manteuffel, die von Schleswig-Holstein heranzog, folgte Falckenstein der hannoverschen Armee. Bei Langensalza griffen die Vortruppen den überlegenen Feind an und erlitten eine Niederlage. Dann aber wurde die hannoversche Armee ganz von

den preußischen Truppen eingeschlossen und mußte die Waffen strecken. Nach der Schlacht von Langensalza war Vogel von Falckenstein imstande, die verschiedenen Truppenteile, die ihm die Generale Goeben, Manteuffel und Bayer zugeführt hatten, zu einer „Main-Armee“ zu vereinigen und gegen die Bundesheere in der Gegend des Main vorzugehen. Diese bestanden aus den Bayern (VII. Armeekorps) und dem VIII. Armeekorps (Württembergern, Hessen-Nassauern, Badensern und Österreichern). Die preußische Streitmacht war kaum halb so stark; aber sie errang den Sieg, da Uneinigkeit, gegenseitiges Mißtrauen und Verdächtigungen als schlimme Gefährten die Bundesarmee während des ganzen Feldzuges begleiteten und trotz der Tapferkeit und Kampfeslust der Mannschaften so klägliche Erfolge herbeiführten.

Die Bayern standen zwischen Rhön und Thüringer Wald, das VIII. Armeekorps nördlich von Frankfurt a. M. Falckenstein wollte die Vereinigung beider Korps vereiteln und schickte unsere Westfalen unter Goeben ostwärts gegen die Bayern. Bei Dermbach kam es zu einem blutigen Treffen. Obwohl die Bayern in der Übermacht waren, wurden sie gezwungen, sich nach Süden zu wenden. Die Westfalen folgten ihnen in mehrtägigem, beschwerlichem Parallelmarsch über das Rhöngebirge. Im Saaltale trafen die beiden Heere aufeinander, und nach scharfen Gefechten in und bei Kissingen und Hammelburg wurden die Bayern zum Rückzuge hinter den Main gezwungen.

Nun wandte sich Falckenstein gegen das VIII. Armeekorps in Hessen. Eine hessische und eine österreichische Division unter Neipperg suchten die heranrückenden Westfalen aufzuhalten; aber am 13. Juli wurde die hessische Division bei Laufach völlig geschlagen. Die Reste der Hessen vereinigten sich mit den Österreichern bei Aschaffenburg; aber auch hier erfocht die stürmische Tapferkeit der Westfalen nach heißem und blutigem Häuser- und Straßenkampf einen glänzenden Sieg, so daß der Oberfeldherr Prinz Alexander von Hessen seine Stellung bei Frankfurt aufgab und mit seiner ganzen Armee südwärts nach dem Odenwalde zog. General von Falckenstein hielt an der Spitze der westfälischen Regimenter ohne jeglichen Widerstand seinen Einzug in Frankfurt. Bald darauf wurde er abberufen, und an seiner Stelle übernahm von Manteuffel den Oberbefehl über die Mainarmee.

Der in Nikolsburg für den östlichen Kriegsschauplatz abgeschlossene Waffenstillstand (26. Juli) wurde auf die kleinen Bundesstaaten nicht ausgedehnt, und so nahm denn der Krieg im Maingebiet seinen Fortgang, als die Waffen zwischen Preußen und Österreich bereits ruhten. Die Westfalen kämpften bei Tauberbischofsheim (24. Juli) gegen die Württemberger, die sich durch tapfere Haltung auszeichneten, und am folgenden Tage bei Gerchsheim gegen die Bayern. Nun zog sich die gesamte Bundesarmee hinter den Main zurück, und die Westfalen besetzten Würzburg. Hier wurde ein



Spichern. Nach dem Gemälde von A. von Werner.

Waffenstillstand geschlossen, bis bald der Friede auch den Krieg im Maingebiet beendigte.

c. **Im Kriege gegen Frankreich 1870—71.** Im Kriege gegen Frankreich gehörten die westfälischen Truppen des VII. Korps zur 1. Armee unter Steinmetz, die des X. Korps zur 2. Armee unter Prinz Friedrich Karl. Die Feuertaufe erhielten die Westfalen in der blutigen Schlacht bei Spichern (6. August). Die Franzosen hatten auf dem steilen Bergrücken eine für uneinnehmbar gehaltene Stellung. Zwei Angriffe der Deutschen wurden zurückgeworfen, und auf den Bergabhängen verblutete manch tapferes Westfalenherz. Aber immer wieder stiegen die heldenmütigen Krieger die steilen Anhöhen empor, bis sie die Höhe erreichten. Hier begann ein Kampf von furchtbarer Heftigkeit. Als aber frische Truppen der 13. Division in den Kampf eingriffen, räumte der Feind das Schlachtfeld. Dem VII. Armeekorps unter Zastrow gebührt ein Hauptanteil an dieser herrlichen Waffentat. Unter

den Toten befand sich General v. François, der die Regimenter 39 und 74 gegen die Höhen von Spichern führte.

Auch am 14. August, als es galt, den Abzug Bazaines von Metz und seine Vereinigung mit der 2. Armee unter Mac Mahon bei Chalons zu vereiteln, haben die Westfalen unter Zastrow hervorragend mitgekämpft. Sie griffen zuerst bei Colombey die Franzosen an, die sich schon zum Abzuge anschickten. Besonders die 13. Division unter General v. Glümer kämpfte mit großer Tapferkeit und Hartnäckigkeit gegen eine feindliche Übermacht. Als andere Armeeteile, u. a. das 13. und 73. Infanterieregiment, zur Unterstützung heranrückten, gelang es, den Gegner aus seiner trefflich vorbereiteten Stellung zu werfen. Freilich hatten die Westfalen schwere Verluste erlitten, das 13. Infanterieregiment büßte 13 Offiziere und 264 Mann, das Regiment 15 sogar 19 Offiziere und 463 Mann ein, das Regiment 55 verlor 21 Offiziere und 525 Mann.

An den Kämpfen bei Mars la Tour und Vionville am 16. August nahm das VII. Armeekorps nicht teil, wohl aber die westfälischen Regimenter, die dem X. Korps zugeteilt waren. Mit heldenmütigster Ausdauer hielten sie den übermächtigen Feind so lange fest, bis Hilfe herbeikam. Todesmutig behaupteten sie ihre Stellungen, wenn auch ihre Reihen sanken wie Kornähren unter der Sichel. Die ersehnte Hilfe brachte die 40. Infanterie-Brigade, die aus den Regimentern 17 und 79 bestand. Die 38. Infanterie-Brigade (Regimenter 16 und 57) nahm Mars la Tour ein und zwang die französischen Batterien zum Rückzuge. Als dann 14 französische Bataillone zum Angriff vorgingen, mußten sie zurückgehen. Nach furchtbar blutigen Kämpfen behaupteten aber die Deutschen am Abend das Schlachtfeld. Von beiden Seiten war mit glänzender Tapferkeit gekämpft worden, daher waren auch die Verluste auf beiden Seiten recht schwer. Das 16. Infanterieregiment verlor 49 Offiziere und 1736 Mann, darunter 526 Tote, das 57. Infanterieregiment 23 Offiziere und 806 Mann, darunter 366 Tote.

Am 18. August bei Gravelotte beteiligten sich die Westfalen wenig am Kampfe. Beide westfälischen Korps wurden dann der Belagerungsarmee von Metz zugewiesen. Als die Festung am 28. Oktober gefallen war, war das VII. Armeekorps bei der Belagerung und Einnahme einer Reihe von Festungen tätig. Das X. Korps zog der französischen Loire-Armee entgegen und kämpfte unter Voigts-Rhetz tapfer in den blutigen Schlachten bei Beaune la Rolande am 28. November und bei Le Mans am 11. Januar. Das VII. Armeekorps wurde im Januar der neugebildeten Südarmee unter Zastrow zugeteilt; sie sollte den Truppen des Generals von Werder bei Belfort zu Hilfe kommen. Bourbaki wurde gezwungen, mit seiner ganzen Armee sich auf schweizerisches Gebiet zu retten.

So hatten die Westfalen nicht geringen Anteil an dem glorreichen Ausgang dieses gewaltigen Völkerringens und an der Aufrichtung des einigen Deutschen Reiches, und inmitten der glänzenden Friedens- und Siegesfeste, die den heimkehrenden Siegern bereitet

wurden, konnten ſie mit Stolz jubeln: „Und wir, ihr wackern Degen, wir waren auch dabei!“

Die Schläfer im Jahre 1870.[1]

Der Kaiſer Rotbart ſchläft nicht länger
in des Kyffhäuſers Bergesnacht,
beim Waffenklang und Spiel der Sänger
iſt er aus ſeinem Traum erwacht.

Hin folgt' er mit den Mannen allen
ins Frankenland dem ſtolzen Aar,
der zornentflammt mit ſcharfen Krallen
ſich ſtürzte auf der Raben Schar.

Der Schlachtenruf, der neue Morgen,
erweckte noch der Schläfer drei,
verſcheuchte von der Bruſt die Sorgen,
die ſie belaſtet, ſchwer wie Blei.

Auf ſtand Armin bei ſolchem Zeichen
und ſchwang ſein Schwert ſo wohlbekannt,
das war ein Jubel ſondergleichen
ringsum in ganz Weſtfalenland.

Um Mitternacht aus Bergesgrunde
erhob ſich mahnend Wittekind:
„Fort, meine Sproſſen, fort zur Stunde!
Helft bau'n ein neues Reich geſchwind.“

Auf ſtand Karl im Deſenberge —
ein hoheitsvolles, edles Bild —
„Bringt mir das Pergament, ihr Zwerge!
Will ſehn, ob ſich die Zeit erfüllt.“

„Geſchrieben ſteht's in feſten Zügen,
ein Deutſches Reich wird neu erſtehn',
das Kaiſerbanner wird bald fliegen,
es wird vom Meer zum Felſen weh'n.“

Er ruft, und laut die Berge dröhnen —
„Nun wird mein Sehnen Wirklichkeit!
Nun laßt die Freudenhörner tönen!
Nun will ich ruh'n in Ewigkeit!

Ruh'n weiter im Weſtfalenlande
mit Hermann und mit Wittekind.
Doch droht dem Reiche jemals Schande,
dann wieder flieht die Ruh' geſchwind.

Drum ſchirmt das Reich mit ſtarken Händen —
und gönnt uns Alten endlich Ruh—
Gott wird ein Unheil von ihm wenden,
wenn ihr es führt dem Frieden zu.“

Otto Weddigen.

6. Die Weſtfalen im Weltkriege.

Otto Weddigen.

a. **Deutſchlands Seeheld.** Am 23. September 1914 meldete das Sonderblatt:

Das deutſche Unterſeeboot „U 9“ hat am Morgen des 22. September etwa 20 Seemeilen nordweſtlich von Hoek van Holland die

[1]) Der Sage nach ſchlummern Armin im Hermannsberge unweit Lügde, Karl der Große im Deſenberge bei Warburg und Wittekind in der Babilönie bei Lübbecke oder auf dem Gute Weddigenſtein am Fuße des Wittekindsberges an der Porta Weſtfalica. (Vergl. auch S. 42.)

drei englischen Panzerkreuzer „Aboukir", „Hogue" und „Cressy" zum Sinken gebracht.

Der stellvertretende Chef des Admiralstabes.
Behncke.

Und eine zweite Nachricht von demselben Tage berichtete, daß das Unterseeboot „U 9" und seine Besatzung am Nachmittag unversehrt zurückgekehrt sei. Diese kühne Heldentat des winzigen Tauchboots, das mit 20 Mann Besatzung drei englische Panzerkolosse mit 2265 Mann Besatzung vernichtete, von der etwa 1600 Mann den Tod in den Wellen gefunden hatten, erweckte in ganz Deutschland hellen Jubel, im neutralen Auslande Erstaunen und Bewunderung, in England aber lähmendes Entsetzen. Besonders in Westfalen blickte man mit stolzer Freude auf den jungen Kommandanten von „U 9", der dem meerbeherrschenden, in Sicherheit und Überlegenheit sich wiegenden Albion diesen empfindlichen Schlag versetzt hatte; war er doch ein Sohn der Roten Erde, der Herforder Fabrikantensohn Kapitänleutnant Otto Weddigen. In Stundenfrist war für ihn die Sonne des Siegesruhmes und der Volkstümlichkeit aufgegangen.

b. **Werden.** Weddigen entstammte einem alten westfälischen Geschlecht. Sein Vater war Besitzer einer Weberei und genoß in Herford sowohl als Kaufmann als auch wegen seines schlichten, geraden Wesens, seiner Uneigennützigkeit und seines gemeinnützigen Wirkens hohes Ansehen. Otto, am 15. September 1882 geboren, war das jüngste von elf Kindern. Frisch und fröhlich verlebte er seine Jugend. Er hatte seine besondere Freude an Leibesübungen, war ein vorzüglicher Turner und Schwimmer und zeigte schon früh Gewandtheit und Unerschrockenheit. Das Stubenhocken war ihm verhaßt; er liebte mehr das fröhliche Umherstreifen in Wald und Flur als das Sitzen hinter den Büchern. Deshalb war er auch auf dem Gymnasium, das er mit dem Reifezeugnis für Prima verließ, gerade kein Musterschüler. Sein Herz zog ihn zur See; 1901 trat er in die Marine ein und wurde auf der Schulfregatte „Moltke" in die Grundlehren des Marinedienstes eingeweiht. Nach mehrjähriger Ausbildung auf der Marineschule und im Torpedo-, Artillerie- und Infanteriedienst wurde er 1904 zum Leutnant zur See befördert. Er versah seinen anstrengenden Dienst mit Leichtigkeit und Begeisterung. Körperliche Kraft und Gewandtheit und ruhige Selbstbeherrschung zeichneten ihn schon jetzt aus. In der Nähe von Borkum rettete er mit eigener Lebensgefahr bei Sturm und hohem Seegang einem Matrosen das Leben und erhielt für die mutige Tat die Rettungsmedaille am Bande. Auf dem Linienschiff „Wittelsbach" erwarb er sich durch seine dienstliche Tüchtigkeit in hohem Maße das Vertrauen seiner Vorgesetzten, so daß er mehrere Kommandos erhielt, die besonders Selbständigkeit und Verantwortungsgefühl erforderten. Auf dem Kanonenboot „Vaterland" machte er eine ereignisreiche Reise nach Ostasien mit und wurde zum Oberleutnant befördert.

c. **Zum Unterseebootsdienst.** 1908 begann er seine Tätigkeit bei der noch im Werden begriffenen Unterseebootswaffe. Für den ungemein schweren Dienst brachte er alle erforderlichen Eigenschaften mit: charaktervolle Festigkeit, persönlichen Mut, Liebe zum Beruf und hohe Dienstauffassung, stahlharte Nerven, klaren Blick und umsichtige, schnell entschlossene Tatkraft. Er lernte den ihm völlig neuen Dienst auf „U 3" und „U 4" als Wachoffizier. 1910 erhielt er das Kommando von „U 4" und nach einem Jahre das von „U 9", das vier Jahre später durch ihn unvergänglichen Ruhm erlangen sollte. Er war bald als einer der tüchtigsten U-Boots-Kommandanten geschätzt und wurde 1912 zum Kapitänleutnant ernannt. Noch in demselben Jahre erhielt er für seine vorzüglichen Unterseemanöver den Roten Adlerorden 4 Klasse.



Kapitänleutnant Otto Weddigen †, Kommandant der Unterseeboote „U 9" und „U 29". Aufnahme von Ferd. Urbahns, Hofphotograph in Kiel.

Im Dienst war er peinlich gewissenhaft und streng; aber trotzdem waren seine Untergebenen ihm mit aufrichtiger Verehrung zugetan. Denn er wußte durch taktvolle Behandlung bei allen die volle Dienstfreudigkeit zu erwecken und zu erhalten. Er selbst war ihnen ein Muster in Sachkenntnis und Pflichttreue. Er traf ihnen gegenüber den Ton echter Kameradschaftlichkeit; sein natürlich-fröhlicher Sinn und seine teilnehmende Freundlichkeit gewannen ihm die Herzen. Sein liebenswürdiges Wesen und seine anspruchslose Bescheidenheit machten ihn auch im Kreise seiner Kameraden und Freunde beliebt.

d. **Heldentaten.** Da begann der Weltkrieg, und Weddigen zog mit seinem Boot hinaus gegen das seegewaltige Albion. Die kurze Zeit, während sein Boot in Dock lag, benutzte er dazu, sich am 14. August in der Garnisonkirche zu Wilhelmshaven mit Fräulein Irma Prencke, der Tochter eines Hamburger Kaufmanns, kriegstrauen zu lassen. Nur ein kurzes Zusammensein war dem

jungen Paare gestattet, dann mußte der Kommandant dem eisernen Gebote der Pflicht folgen. Hinaus gegen den Feind zu ungeahnten Erfolgen!

Am 20. September lief „U 9" bei schwerem Seegang zu einer Patrouillenfahrt aus, schlug westlichen Kurs ein und erreichte am Abend des 21. September die holländische Küste in der Höhe von Scheveningen. Am anderen Morgen kurz vor 6 Uhr erkannte der wachhabende Offizier die Mastspitze eines Kriegsschiffes. Schnell tauchte das Boot unter, und Weddigen sah bald durch sein Sehrohr, daß sich drei englische Kreuzer mit je vier Schornsteinen näherten. Sein Herz schlug höher! Aber mit ruhiger Sicherheit gab er sofort die Befehle zur Vorbereitung des Angriffs. Er entschloß sich, zuerst den mittleren Kreuzer zum Ziel zu wählen. Um das Tauchboot nicht zu verraten, fuhr das Sehrohr nur für Sekunden zur Orientierung an die Oberfläche. Um 7 Uhr 20 Minuten war der rechte Abstand erreicht. Als der Kreuzer in die Visierlinie des Bootes kam, gab Weddigen das Kommando „Los!" Der Torpedo verließ das Rohr und lief auf sein Ziel zu. Augenblicke höchster Spannung folgten! Da ein dumpfer Schlag und helles Klirren! Das verderbenbringende Geschoß hatte sein Ziel erreicht! Drei Hurras! der Besatzung durchbrausten unter dem Wasser die engen Räume des Tauchbootes. Das Sehrohr fuhr heraus, und man sah den Kreuzer „Aboukir" im sinkenden Zustande! Nach einigen Minuten legte er sich auf die Seite und verschwand dann in den Wellen. Die beiden anderen Kreuzer fuhren an das sinkende Schiff heran und setzten ihre Boote aus. Weddigen wartete mit größter Kaltblütigkeit auf die Gelegenheit, auch ihnen die vernichtenden Geschosse zu senden. Um 7.55 gelang es ihm, den Kreuzer „Hogue" aus großer Nähe mit voller Wirkung zu torpedieren, und nach längerem Manövrieren wurde auch 8.20 aus größerer Entfernung dem letzten Kreuzer „Cressy" das Geschoß in den gepanzerten Leib gesandt. Da er anscheinend nicht so günstig getroffen war, erhielt er noch einen Fangschuß. Eilig fuhr das Boot nach Norden davon. Der Kommandant gab der ganzen Besatzung Gelegenheit, am Sehrohr das langsame Sinken des Kreuzers zu beobachten, der kieloben eine Zeitlang auf dem Wasser lag und dann senkrecht in die Tiefe schoß. Nun tauchte das Boot auf und trat mit voller Kraft die Rückfahrt an. Bald erschienen auch englische Torpedoboote zum Aufsuchen des unheimlichen Gegners, der ihnen aber durch geschickte Manöver zu entschlüpfen wußte. In höchster Fahrt erreichte „U 9" bald Helgoland, wo die Besatzung schon die telegraphische Nachricht erreichte, daß Kaiser Wilhelm allen das Eiserne Kreuz 2. Klasse, dem Kommandanten außerdem das 1. Klasse für die kühne Tat verliehen habe, die in ganz Deutschland freudige Begeisterung erweckte, in England aber einen geradezu niederschmetternden Eindruck machte. Zum ersten Male war ein unscheinbares Unterseeboot auf hoher See gegen Panzerschiffe angreifend vorgegangen und hatte in kaum zwei

Stunden gleich drei Panzerkolosse in den Grund gebohrt! Weddigen war damit ein Bahnbrecher und Wegweiser für den Seekrieg der Zukunft geworden. Immer vorsichtiger wurden Britannias stolze Kreuzer und Kampfschiffe und zogen sich vor den kleinen unheimlichen Gegnern wie die Ratten in ihre Löcher zurück.

Noch eine ganze Reihe hoher Ordensauszeichnungen folgte! Die Fahrt von Helgoland nach Wilhelmshaven war ein überwältigender Triumphzug für „U 9". Eine Begeisterung ohnegleichen umbrauste die kleine Heldenschar, so daß Weddigen, von Rührung übermannt, ausrief: „Das ist zu viel, das ist zu viel!" Unzählige Glückwunschtelegramme und ganze Berge von teilweise recht wertvollen Liebesspenden liefen ein. Der Provinziallandtag Westfalens schmückte seinen Sitzungssaal in Münster mit dem Ölbild Weddigens. Seine Vaterstadt Herford ernannte ihn zu ihrem Ehrenbürger und benannte eine ihrer schönsten Straßen nach ihm. Die Geschwister des Helden stifteten 30000 Mark für die Hinterbliebenen gefallener Krieger. Sein Ruhm wurde in einer Flut von Gedichten verkündigt. Deutschland hatte seinen Seehelden! Weddigen bezeichnete diese fast erdrückenden Ehrungen in seiner Bescheidenheit als unverdient und zog bald auf neue Taten aus.

e. **Letzte Taten und tragisches Ende.** Schon wenige Wochen später (am 15. Oktober) bohrte der kühne U-Bootsführer in der nördlichen Nordsee den englischen Kreuzer „Hawke" in den Grund. Der Kaiser verlieh ihm den Orden Pour le mérite. Bei den folgenden Fahrten hatte er keine Gelegenheit mehr, an den vorsichtig gewordenen Feind zu kommen. Im Februar 1915 übernahm Weddigen das Kommando von „U 29", einem Unterseeboot von vergrößertem Raumgehalt, sehr erweitertem Wirksamkeitsbereich und vervollkommneter technischer Einrichtung. In dem verschärften Handelskriege gegen England war er besonders im Kanal tätig und versenkte eine Reihe von Handelsschiffen, deren Besatzung, wie auch die Engländer öffentlich anerkannten, von ihm mit Ritterlichkeit behandelt wurde. Durch die Massenversenkung von Handelsschiffen wurden die Engländer aufs äußerste beunruhigt, und mit allen Mitteln suchten sie die „Wasserpest" unschädlich zu machen. Und auch Weddigen wurde von seinem Geschick ereilt! Ende März 1915 wurde „U 29" als überfällig gemeldet. In Furcht und Hoffnung gingen Wochen dahin. Da erschien am 7. April die amtliche Meldung: „S. M. Unterseeboot ‚U 29' ist von seiner letzten Unternehmung bisher nicht zurückgekehrt. Nach einer von der britischen Admiralität ausgehenden Nachricht vom 26. März soll das Boot mit seiner ganzen Besatzung untergegangen sein. Es muß demnach als verloren betrachtet werden."

Ganz Deutschland trauerte um seinen Liebling! Unzählige Briefe voll herzlichster Teilnahme an die junge Witwe gaben davon Zeugnis. Kaiser Wilhelm schrieb an sie in einer Kabinettsordre vom 19. Mai: „Sie haben Ihr Bestes für das Vaterland hergeben müssen.

Möge Gottes Trost Ihnen zur Seite stehen und es Ihnen immer gewärtig bleiben, daß mit Ihnen das ganze Vaterland um Ihren Gatten trauert, der unvergänglichen Ruhm für sich und die Marine erworben hat und für alle Zeiten als leuchtendes Beispiel der Kühnheit und ruhigen Entschlußkraft weiterleben wird."

Wo und unter welchen Umständen das U-Boot seinen Untergang fand, ist noch nicht aufgeklärt. Englands Admiralität äußert sich darüber so gewunden und unbestimmt, daß anzunehmen ist, es sei das Opfer britischer Hinterlist geworden. Im Alter von 32 Jahren sank Weddigen im Kampfe um die Befreiung des Meeres in die Tiefe. Keine Urne haben wir mit einem Lorbeerkranz zu schmücken. Aber „mögen die Rätsel des ewigen Schweigens über dieses Ende gebreitet sein, das eine ist sicher: wie Helden sind sie gesunken! Wo deutsche Worte schallen, wo deutsche Meere rauschen, wird der Heldengesang von ‚U 29' niemals verstummen!"

(Österreichische Volkszeitung.)

Weddigen †.

Du ruhst im tiefen Meer!
Wie die Kunde hart uns doch umschwirrt!
Ach, immer wieder fällt zu glauben schwer,
daß einer starb, der ewig leben wird! (Kladderadatsch.)

U 9.

Auf Nordseewassern lagert die Nacht,
drei englische Kreuzer halten die Wacht,
sie halten die Wacht in träumender Ruh,
die Wellen singen ihr Lied dazu.

Sie singen ein Lied von seltsamer Art,
wie Totensang klingt's für die letzte Fahrt.
An Bord die Wache steht still und lauscht:
ihr ist's, als ob Albions Ruhm sie umrauscht.

Drei Kreuzer träumen im Wellenspiel,
fernher jagt näher auf scharfem Kiel
durch Nacht und Nebel lautlos der Tod,
verderbendrohend ein Unterseeboot.

Die Männer drinnen, nur zwanzig an Zahl,
doch ein einziger Wille, so hart wie Stahl,
ein Drang nur: „Nieder mit Engeland!"
Otto Weddigen heißt ihr Kommandant.

Die „Aboukir" lag noch im Morgenschlaf,
als vernichtend des Todes Geschoß sie traf.
Ein Stoß — ein Krachen — ein einziger Schrei —
ein gurgelnder Laut — dann war alles vorbei.

Auf „Cressy“ und „Hogue“ fällt lähmender Schreck,
dann wilder Alarm: „Alle Mann schnell an Deck!“
Da steigt's aus der Flut wie ein Wölkchen Rauch,
durch das Schiff geht ein Zucken, — die „Hogue“ sank auch.

Und ehe vergangen die zweite Stund',
geht hilflos der dritte Kreuzer auf Grund;
ein kurzer Kampf — seine Stelle ist leer,
und drüber rauscht weiter das ewige Meer.

Über Nordseewassern der Morgen lacht,
in der Tiefe schläft weiter Britannias Wacht,
drei stolze englische Panzer sind hin —
deutsche Brüder umjauchzen die Siegerin.

Zu Herford im Binnenland Haus bei Haus
siegfroh die Fahnen flattern hinaus,
die Herzen erglühen in Dank und Stolz:
„Er ist unser — ist echt westfälisches Holz!“

Wenn solche Helden am Steuer stehn,
muß Englands Flagge noch niedergehn!
Ein Hoch dem Führer und seinen Getreu'n,
Kapitänleutnant Weddigen und der „U 9“!

(Pastor Otto Hartmann in Herford.)

7. Annette von Droste-Hülshoff, die Dichterin der Roten Erde.

(1797—1848.)

a. **Im Vaterhause.** Bei Münster liegt zwischen Weiher und Wald, von breiten Gräben umschützt, die stattliche Burg Hülshoff. Ihre grauen Türme grüßen herüber in das Münsterland mit seinen stillen Wäldern, einsamen Heiden und dunklen Mooren.

Hier wurde Annette von Droste-Hülshoff, „die Königin unter Deutschlands Dichterinnen“, 1797 geboren und verlebte in dieser stillen Einsamkeit ihre erste Jugend. Sie entstammte dem altwestfälischen, katholischen Adelsgeschlechte von Droste. Fern ab von den flutenden Wellen des Lebens und Verkehrs waren ihre Spielgenossen fast nur ihre Geschwister, eine zwei Jahre ältere Schwester und zwei jüngere Brüder. Von ihrer Mutter erhielt sie die erste Anweisung im Lesen und Schreiben und nahm dann an dem Unterricht teil, den ihre Brüder von einem Hauslehrer erhielten. Früh trat ihre poetische Begabung hervor; schon als achtjähriges Kind besang sie ihre Lieblingshühnchen in kindlichen Versen. Auch für die Musik zeigte sie entschiedene Begabung; sie wurde eine fertige Klavierspielerin und machte eigene Kompositionsversuche. Im innigen Umgang mit der Natur und ihrer ländlichen Umgebung lernte sie die Anschauungen und Gebräuche des Volkes kennen. Ihre lebhafte Phantasie wurde angeregt durch die schaurigen Er-

zählungen von Gespenstern und von den „Spökenkiekern", den Leuten, die das „zweite Gesicht" haben sollten.[1])

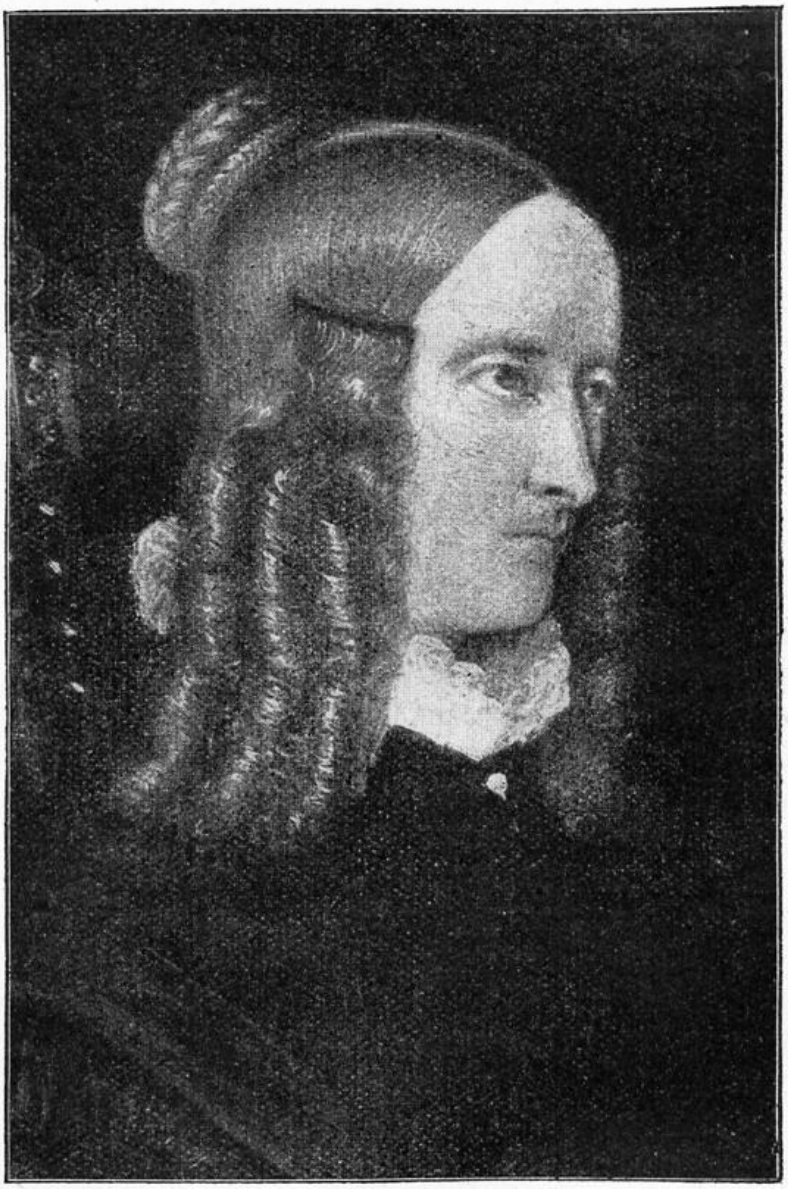
Von Geburt an schwächlich, wurde sie viel von Krankheiten und Schmerzen heimgesucht; aber der Feuergeist, der den schwachen Körper bewohnte, und ihre tiefe Frömmigkeit ließen sie die Krankheitsnöte siegreich überwinden. Schon in ihren Jugendjahren begann sie die Dichtungen des „Geistlichen Jahres", einer Sammlung religiöser Dichtungen für jeden Sonn- und Feiertag, in denen sie die tiefsten Gefühle ihres Herzens zum Ausdruck bringt. Auch von Seelenkämpfen blieb ihr Herz nicht frei; einer leidenschaftlichen Liebe zu einem jungen bürgerlichen Studenten der Medizin mußte sie schmerzbewegt entsagen. Sie ist in der Folge unvermählt geblieben.

b. **In Rüschhaus.** Im Jahre 1826 starb ihr über alles geliebter Vater, kurz darauf auch ihr Lieblingsbruder. Das erschütterte sie tief, und sie sank auf ein langes Krankenlager. Die volle Gesundheit hat sie nicht wieder erlangt, ein Herz- und Brustleiden bereitete ihr auch im späteren Leben manche schwere Stunde. Da der Bruder das Stammschloß übernahm, siedelte Annette mit ihrer Mutter auf deren Witwensitz, das Gut Rüschhaus über. Es war ein einfaches Gebäude nach Art eines westfälischen Bauernhauses, eine Stunde von Münster entfernt. Fast zwanzig Jahre hat die Dichterin hier ihre „Residenz" gehabt. Hier führte sie zwischen den Heiden, Mooren und Büschen ihrer Heimat ein stilles und eingezogenes Leben; sie beschäftigte sich mit Sammlungen aller Art, mit wissenschaftlichen Studien und poetischen Arbeiten. Im innigen Umgange mit der Natur gewann sie die Fülle sinniger Bilder, die ihre Naturschilderungen, namentlich ihre Heidebilder, beleben und beseelen.

Lebhaften Verkehr pflegte sie mit ihren Freunden und Beratern in Münster, namentlich mit dem in seinem 30. Lebensjahre erblindeten, reichbegabten Professor Schlüter und dem jungen Schriftsteller Levin Schücking. Dieser erkannte voll Annettens Bedeutung als Dichterin, förderte in langjährigem Freundschaftsbunde ihre poetischen Arbeiten und trug für ihre öffentliche Be-

[1]) Berichte über die Vorgeschichte und die Sehergabe der „Spökenkieker" (Spukseher) sind unter den abergläubischen Bewohnern der Ebene des Münsterlandes weit verbreitet. Wer in der Neujahrsnacht oder während der Predigt geboren ist, erhält die Gabe des zweiten Gesichts. Besonders sind es Sterbefälle, Feuersbrünste und andere Ereignisse trauriger Art, die vorgedeutet werden. Wer eine Vorgeschichte vernimmt, der hört lange Zeit vor dem Sterbefall das Zuschlagen des Sargdeckels oder die Stimme des Geistlichen, der am Sarge das letzte Gebet spricht. Die Spökenkieker werden mitten in der Nacht von ihrem Lager aufgeschreckt; eine unwiderstehliche Gewalt treibt sie an den Ort, wo später das Ereignis eintreten soll. Sie sehen, wie die Flammen aus dem Hause schlagen, wie die Nachbarn zu retten versuchen, oder sie sehen den Leichenzug aus dem Sterbehause über die Straße ziehen. Erst, wenn der ganze Zug vorüber ist, können sie heimkehren. Und die Ereignisse, die sie im Geiste geschaut haben, treten unabänderlich ein.

achtung und Anerkennung Sorge. Er regte sie zu frischem Schaffen an. Neben kleineren Gedichten vollendete sie drei größere erzählende Dichtungen, von denen „Die Schlacht am Löner Bruch“ die bedeutendste ist. Darin schildert sie mit gleichsam männlicher, fast wilder Kraft, in anschaulicher und bilderreicher Sprache die grausige Schlacht auf der Heide bei Stadtlohn 1623 (S. 109). Der Stoff zu den Balladen entstammt zum größten Teil der Geschichte des westfälischen Adels. Sie zeigt darin eine Vorliebe für das Schaurige und Gespensterhafte; war doch der Glaube an Vorgeschichten und allerlei Gespenster- und Teufelspuk unter den Bewohnern der Heide und des Moores weit verbreitet.



Annette von Droste-Hülshoff. Nach einem anonymen Ölgemälde.

Einmal in der Woche wanderte Schücking von Münster nach Rüschhaus, um sein „liebes Mütterchen“ in ihrem „Schneckenhäuschen“, wie sie ihr stilles Stübchen nannte, aufzusuchen. Er selbst arbeitete mit dem Dichter Ferdinand Freiligrath an einem Werke, das unsere Heimat in Wort und Bild schildern sollte. Es erhielt den Titel „Das malerische und romantische Westfalen“. Auch Annette lieferte Beiträge dazu. Unter ihren poetischen Gaben ist am bekanntesten: „Der Tod des Erzbischofs Engelbert von Cöln“. (S. 70.)

c. **Am Bodensee.** Als Annettens ältere Schwester sich mit dem Freiherrn von Laßberg verheiratet hatte und nach Süden auf die Meersburg am Bodensee zog, da wurde es immer einsamer um die Dichterin, zumal auch ihre Mutter oft monatelang fern war. Ihre zunehmende Kränklichkeit fesselte sie wie eine Einsiedlerin an ihre

Klause. Schließlich war sie durch ihren Gesundheitszustand gezwungen, das rauhe Klima der münsterschen Heide zu meiden und mildere Luft für ihre kranke Brust aufzusuchen. Die besorgte Schwester lud sie dringend ein, zu ihr an den Bodensee überzusiedeln, damit sie dort in der reinen, sonnigen Luft Linderung ihrer Leiden finde. Sie verließ ihr geliebtes Rüschhaus, und in Meersburg fand sie bald neue Lebenskraft und Lust zu neuem dichterischen Schaffen wieder. Die Blume ihres Gesanges entfaltete sich aber zu voller Blüte, als ihr alter Freund Schücking nach Meersburg kam, um die reichen Sammlungen des Freiherrn von Laßberg zu ordnen. Seine lebendige Anteilnahme erweckte in ihr eine fast ungestüme Schaffenslust. Die anmutige Umgebung gab ihr Stoff zu manchem schönen Gedichte; aber die Wurzeln ihrer Dichterkraft ruhten fest im Erdreich ihrer westfälischen Heimat.

Wie wundervoll sind ihre „Heidebilder" aus Westfalen! Heide, Moor, den stillen Weiher, den Hünenstein schildert sie mit greifbarer Anschaulichkeit. Sie lebt mit und in der Natur, sie kennt jeden Vogel, jeden Käfer. Sie packt uns im Innersten, wenn sie das Grauen der einsamen Wälder oder des Moores mit unübertrefflicher Kunst malt. Proben dieser Dichtungen sind: „Der Knabe im Moor", — „Das Haus in der Heide", — „Der Weiher", — „Das Hirtenfeuer", — „Der Heidemann". Ein Meisterstück der Erzählkunst brachte sie in der Dorfgeschichte „Die Judenbuche", die im Paderbornschen spielt; sie berichtet darin, wie ein Verbrecher sich an demselben Baum aufhängt, unter dem er einst einen Juden ermordet hat. Sie war in allen diesen Dichtungen die echte Tochter der Roten Erde: kraftvoll, knorrig wie die westfälischen Eichen, oft schroff und wortkarg; ihre Sprache ist durchsetzt mit westfälischen Wörtern und Bildern.

Annette ließ eine Sammlung ihrer Gedichte erscheinen, die reiche Anerkennung fanden. Für den Ertrag kaufte sie sich in der Nähe der Meersburg einen Weinberg mit einem großen Gartenhause. Ihre volle Gesundheit erlangte sie auch hier nicht wieder; die quälende Atemnot wurde immer heftiger, und 1848 erlöste ein Herzschlag sie von langem Leiden.

Auf einem öffentlichen Platze in Münster erhebt sich ein Denkmal für die Dichterin unserer westfälischen Heimat, die zugleich den Ehrennamen „Deutschlands größte Dichterin, ja der Weltliteratur" trägt. Denn keine andere reichte „an die große Droste hinan, an das kleine, zarte westfälische Fräulein mit dem edlen, blondumlockten Kopf". Emil Rittershaus hat ihr einen poetischen Nachruf gewidmet:

Annette von Droste-Hülshoff.

Mitten im Eichkamp, wo die Drossel baut
ihr Nest im Lenze unterm grünen Zelt,
mitten im Eichkamp, wo im Heidekraut
der Bienen Schar im Herbst die Ernte hält,

dort dir ein Grab auf roter Erde Grund!
Du hast's erflehet, ersehnt in mancher Stund!
Was du gehofft, nicht durftest du's gewinnen,
du Königin der deutschen Dichterinnen!

Westfälisch Land — wer hat wie du gekannt
das Volk mit blondem Haar und blauem Aug'!
Wer hat wie du in Wort und Reim gebannt
des Sachsenstammes Denken, Tun und Brauch?
Der Heidespuk, wie ihn der Hirte schaut
im Felde, wenn mit leisem Klagelaut
die mitternächt'gen Winde sich erheben —
du hast im Liede ihm Gestalt gegeben!

O, deiner Heimat Geister allzumal
sind dir zu Dienst gewesen, hohes Weib,
doch fern der Heimat ragt dein Totenmal,
fern von der Heimat ruht der müde Leib!
Kein wucht'ger Eichstamm recket seg'nend aus
den grünen Arm ob deinem Totenhaus
und deiner Heimat Asternkränze fehlen
auf deinem Grab am Tage Allerseelen!

Am Bodensee, wo flink die Möwe kreist
und in die blaue Flut nach Fischen taucht,
da hat der große, der gewalt'ge Geist
den letzten, schweren Seufzer ausgehaucht.
Der Schweizeralpen Zackenkrone sieht
zum Hügel hin, den Efeu längst umzieht,
und kommt vom Süd der Föhn herangeflogen,
dann singen dir den Grabgesang die Wogen.

Doch decket dich nicht dort die Scholle zu,
wo du das Licht der Welt zuerst gesehn',
doch in der Heimat Boden schlummerst du! —
So weit der deutschen Zunge Laute weh'n,
so weit nur lebt und fühlet deutscher Sinn,
ist deine Heimat, deutsche Dichterin!
Das Heimatrecht hat dir dein Sang errungen
im Herz der Alten, in der Brust der Jungen! —

Westfalen.

's ist Abend, und des Himmels Schein
spielt um Westfalens Eichenhain,
gibt jeder Blume Abschiedskuß,
und auch dem Weiher linden Gruß,
der ihm mit seinen blanken Wellen
will tausendfach entgegenschwellen.

Am Ufer Wasserlilien stehn;
und durch das Schilf Gesäusel gehn,
wie Kinder, wenn sie eingewiegt,
verfallen halb des Schlafes Macht,
noch einmal flüstern: „Gute Nacht!"
Es ist so still, die Eb'ne liegt
so fromm, in Abendduft gehüllt,
der Witwe gleich in Trauer mild,
die um sich zieht den Schleier fein,
so doch nicht birgt der Träne Schein.
Am Horizont das Wolkenbild,
ganz, wie ihr Sinnen, zuckend Licht,
das bald sich birgt, bald aufwärts bricht,
phantastisch, fremd, ein Traumgesicht.
Seh' ich dich so, mein kleines Land,
in deinem Abendfestgewand:
Ich meine, auch der Fremdling muß
dir traulich bieten Freundesgruß.
Du bist nicht mächtig, bist nicht wild,
bist deines stillen Kindes Bild,
das, ach, mit allen seinen Trieben
gelernt, vor allem dich zu lieben
so daß auch keines Menschen Hohn,
der an des Herzens Fäden reißt,
und keine Pracht, wie sie auch heißt,
dir mag entfremden deinen Sohn.
Wenn neben ihm der Gletscher glüht,
des Berges Aar sein Haupt umzieht,
was grübelt er? Er schaut nach Norden!
Und wo ein Schiff die Segel bläht,
an würzereichen Meeresborden,
er träumerisch am Ufer steht,
ich meine, was so heiß geliebt,
es darf des Stolzes sich erkühnen.
Ich liebe dich, ich sagt es laut!
Mein Kleinod ist dein Name traut;
und oft mein Auge wird getrübt,
sah ich in Südens reichen Zonen,
erdrückt von tausend Blumenkronen,
ein schüchtern Heidekräutchen grünen.
Es war mir eine werte Saat,
blieb ich so treu der guten Tat,
als ich mit allen tiefsten Trieben,
mein kleines Land, dir treu geblieben!
So sei dir alles zugewandt,
mein Geist, mein Sinnen, meine Hand,
zu brechen die Vergessenheit,

die rechtlos dein Geschick entweiht.
Wacht auf, ihr Geister früher Zeit!
Und mögt an jenen Himmelsstreifen
ihr Schatten gleich vorüberschweifen,
wacht auf, wacht auf! Der Sänger ruft.
Und sieh, es steigt am Wolkensaum,
noch scheu und neblig, wie ein Traum,
es schwillt und wirbelt in der Luft,
und nun, wie Bienenschwarm gescheucht,
es stäubend auseinanderfleucht:
ich sehe Arme, Speeres Wucht,
ich sehe Nahen, sehe Flucht;
und gleich entfernten Donners Grollen
hör' ich es leise zitternd rollen.

(Annette von Droste-Hülshoff
in dem Gedicht: „Die Schlacht am Löner Bruch.")

8. Zwei Männer westfälischer Liebestätigkeit.

Reich ist in unserer Provinz die Liebestätigkeit für die Armen, Kranken und Notleidenden. Zahlreiche Anstalten, die ihnen dienen, sind Zeugnisse für die werktätige Liebe, die in unserer Provinz geübt wird. Da gibt es Waisen- und Rettungshäuser, Kranken- und Erholungshäuser, Taubstummen-, Blinden- und Irrenanstalten, Krüppel- und Trinkerheime, Herbergen zur Heimat, Alters- und Versorgungsheime usw. Zwei Männer haben für die Einrichtung und Verbreitung dieser Anstalten in unserer Provinz bahnbrechend gewirkt: Graf Adalbert von der Recke-Volmerstein und Friedrich von Bodelschwingh.

a. Graf Adalbert von der Recke-Volmerstein.

(1791—1878.)

a. **Overdyk.** Er wurde 1791 auf dem Schlosse Overdyk bei Bochum geboren. Seine frommen Eltern hatten ein Herz für die Not des Volkes und pflanzten in das Herz des Sohnes Mitgefühl mit den Armen und Notleidenden und Barmherzigkeit gegen Menschen und Tiere. Es war seine größte Freude, wenn er Liebe üben und wohltun konnte. In den Freiheitskampf 1813 konnte er nicht mit hinausziehen; aber er diente seinem Vaterlande auf andere Weise.

Die Kriegsjahre hatten über manche Familie großes Elend gebracht. Verwaiste, obdachlose und häufig verwahrloste Kinder gingen auf die Landstraßen, bettelten, stahlen und verdarben oft an Leib und Seele. Der junge Graf hatte inniges Mitleid mit diesen Ausgestoßenen, nahm drei solcher Umhertreiber in das Schloß auf und verpflegte und unterrichtete sie. Aber er erntete wenig Dank, sie belogen und bestahlen ihn und liefen fort. Doch das schreckte ihn nicht ab. Er bezog das leere Schulhaus in Overdyk

1819 mit drei Zöglingen, einem Lehrer und einer Haushälterin, und begründete damit das erste Rettungshaus auf deutschem Boden. Er wurde von allen Seiten reichlich unterstützt, und schon nach einigen Jahren war das Schulhaus zu klein.

b. **Düsselthal.** Da wagte es der Graf, eine größere Anstalt zu gründen. Er erwarb das ehemalige, damals unbewohnte und teilweise verfallene Kloster Düsselthal bei Düsseldorf für 50000 Reichstaler. Es sollte „ausschließlich Eigentum des Herrn sein zur Rettung armer, verlassener Waisen, Verbrecher- und Landstraßenkinder". Overdyk wurde von einem Hausvater weitergeführt; er selbst zog mit 44 Kindern nach Düsselthal. Durch Unterricht, Arbeit in Haus und Feld und in den Werkstätten suchte er sie zu brauchbaren, tüchtigen Menschen heranzubilden. Er selbst lebte einfach und bedürfnislos wie ein Vater unter seinen Kindern. Schnell vergrößerten sich die Anstalten; reiche Mittel flossen ihm zu, so daß sein Werk jetzt in hoher Blüte steht. Als 87jähriger Greis ist er 1878 gestorben.

b. Friedrich von Bodelschwingh.

(1831—1910.)

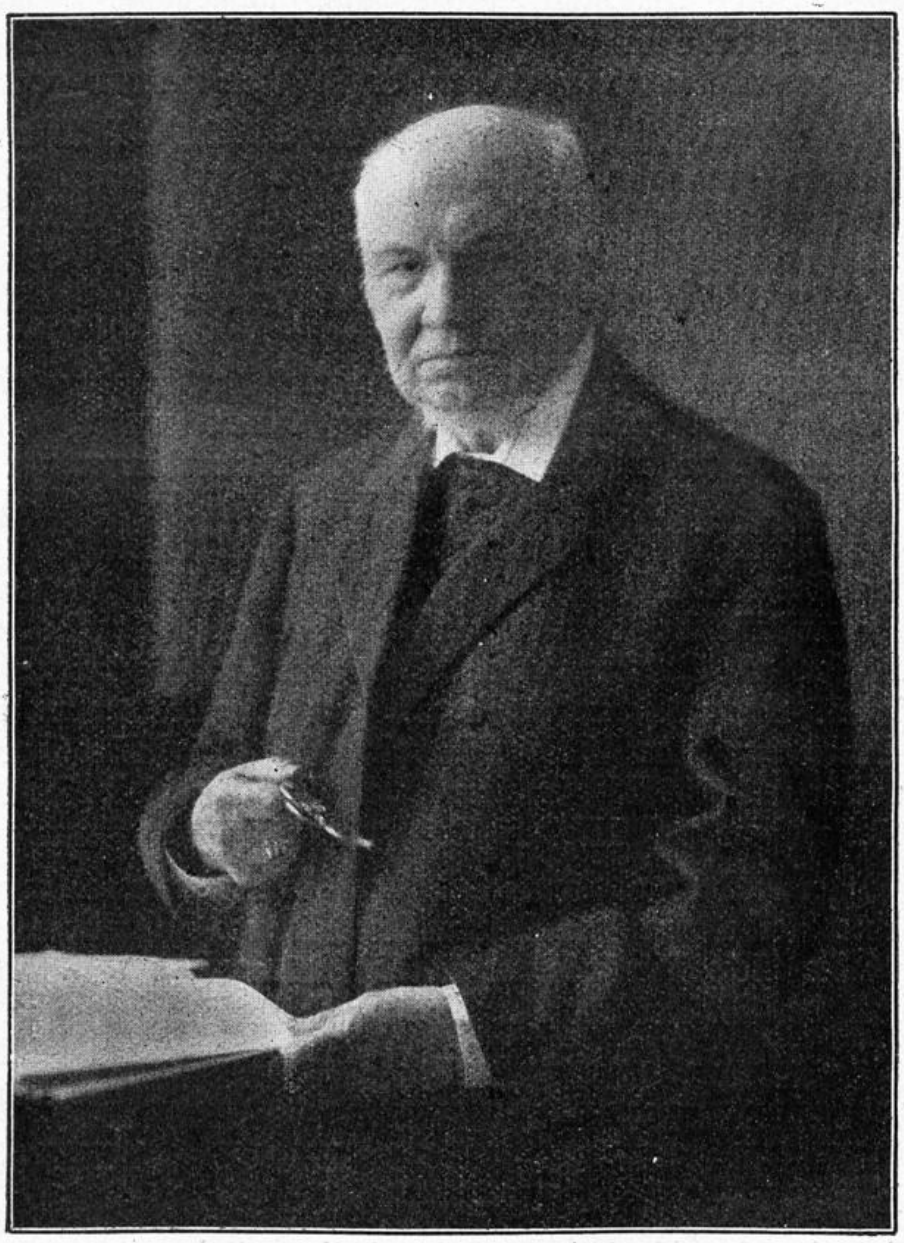
a. **Jugend.** Friedrich von Bodelschwingh, einer der edelsten Wohltäter der Menschheit, nahm sich besonders der Bedauernswertesten unter den Menschen an: der Fallsüchtigen, der Schwachsinnigen, der Geisteskranken und der heimatlosen Landstreicher.

Bodelschwingh wurde 1831 im Kreise Tecklenburg geboren. Sein Vater war Landrat und später Oberpräsident der Rheinprovinz. Seine Kinderzeit verlebte Friedrich daher in Coblenz. Am liebsten hielt er sich im Obstgarten seiner Eltern am Ufer des Rheins auf. Seine Erziehung war streng. Als Friedrich einmal in dem Garten aus Versehen eingeschlossen wurde, blieb er den ganzen Tag über dort und wagte es nicht, über die Mauer zu klettern, weil es sein Vater einmal verboten hatte. Dieser mußte ihm selbst die Tür öffnen. Als sein Vater als preußischer Minister nach Berlin berufen wurde, war Friedrich dort der Spielkamerad des nachmaligen Kaisers Friedrich III., und die Erinnerung an die gemeinsam verlebte Jugendzeit zeigte dieser auch ferner in seinem fast freundschaftlichen Verhältnis zu Bodelschwingh. Später kehrten seine Eltern nach Westfalen zurück, und Friedrich bestand am Gymnasium zu Dortmund seine Abschlußprüfung, studierte dann in Berlin und ging nach Beendigung seiner Studien als landwirtschaftlicher Inspektor zu einem Jugendfreunde in Pommern.

b. **Erste Liebestätigkeit.** Schon hier begann er mit seiner Liebestätigkeit. Er veranstaltete für seine Tagelöhner Leseabende und Volksfeste, besonders aber widmete er sich der Trinkerfürsorge. Da wurde in ihm der Wunsch rege, Missionar zu werden. Er studierte nun Theologie in Basel. Seine Ferien benutzte er zu ausgedehnten Fußreisen. Dabei kleidete er sich häufig als reisender Handwerks-

bursche und lernte so die Not „seiner Brüder von der Landstraße" aus eigener Anschauung kennen. Unbegrenzt war sein Wohltätigkeitssinn, oft verschenkte er die Kleider vom Leibe.

Nach seiner Ausbildung als Missionar war er sechs Jahre Hilfsprediger an der deutschen Gemeinde in Paris und nahm sich auch hier herzlich der deutschen Armen an. Er bewohnte mit seiner Frau einige kleine Zimmer, in den Dachkammern seiner Wohnung aber richtete er eine „Herberge zur Heimat" für heruntergekommene Landsleute ein. Besonders wandte er seine Fürsorge den Straßenfegern zu; er unterrichtete ihre Kinder in seiner Wohnung. Allmählich zog er aber auch die Erwachsenen heran. Er verließ dann Paris und wurde Pfarrer in dem westfälischen Dörfchen Dellwig im Ruhrtale. Als Feldprediger machte er die Feldzüge am Main (1866) und in Frankreich (1870—71) mit. Seine Familie wurde damals von schwerem Leid betroffen, in 12 Tagen mußte er seine sämtlichen vier Kinder begraben.



Friedrich von Bodelschwingh.

c. **Nach Bielefeld.** Da wurde er 1872 an die Anstalt Bethel bei Bielefeld berufen, die durch ihn „ein Brennpunkt der christlichen Nächstenliebe" werden sollte. 1867 war durch die Opferwilligkeit rheinischer und westfälischer Männer eine Anstalt für fallsüchtige (epileptische) Kinder ins Leben gerufen, deren geistlicher Vorsteher nun Bodelschwingh wurde. Bald wuchs die Schar der Kranken so,

daß ein geräumiges Haus gebaut werden mußte, das den Namen Bethel erhielt; dieser ging dann auf die ganze sich entwickelnde Kolonie über, die sich von einem kleinen Bauernhause mit 24 Kindern allmählich zu einer kleinen „Stadt der Barmherzigkeit" ausbaute. Zunächst sollten nur fallsüchtige Kinder aufgenommen werden; später aber fanden Kranke jedes Alters, Standes und Geschlechtes liebevolle Pflege und sachgemäße Behandlung. Beim Tode Bodelschwinghs (1910) wurden über 2000 Epileptische gepflegt, die in etwa 50 Häusern von Bethel ihre Heimat gefunden haben.

d. **Der „größte der Bettler".** Aus Palästen und Hütten wurden freiwillig die Mittel zur Anlage neuer Pflegehäuser dargebracht. Vater Bodelschwingh verstand aber auch das Bitten wie kein anderer! Man nannte ihn wohl scherzend den „größten aller Bettler". Auch die kleinsten Gaben waren ihm willkommen. Durch die von ihm gegründeten Pfennigvereine, in denen die Kinder Beiträge von fünf Pfennige sammelten, erhielt er gewaltige Summen. Als er einst eine Wasserleitung bauen mußte, die 50000 Mark kostete, da bat er seine Freunde und Freundinnen im ganzen Reiche, seinen lieben Kranken je 1 Liter Quellwasser zu bescheren, da die Leitung täglich 50000 Liter Wasser liefern sollte. In kurzer Zeit war die Summe beisammen. Bald waren die Anstalten in der Lage, ihre Bedürfnisse im eigenen Hause zu decken. Die Wohn- und Arbeitshäuser und Krankenhäuser bilden mit den Bäckereien, einem Schlachthaus, einem Elektrizitätswerk, zwei Ziegeleien usw. jetzt eine ganze Stadt von über 5000 Einwohnern. Auf schön bewaldetem Bergrücken erhebt sich inmitten der Anstalten die Zionskirche, zu der Kaiser Friedrich III. als Kronprinz 1884 den Grundstein legte.

e. **Nebenanstalten.** Mit der Kolonie Bethel eng verbunden ist eine Reihe von Anstalten in der Senne. Am bekanntesten darunter ist die Ackerbaukolonie Wilhelmsdorf, die 1882 eröffnet wurde, um den Brüdern von der Landstraße Beschäftigung zu bieten und sie vor dem Betteln und den Gefahren des Bummelns zu bewahren. Sie wirkte überaus segensreich, und nach ihrem Muster wurden in Deutschland zahlreiche andere Kolonien angelegt. In der Nähe von Wilhelmsdorf befinden sich noch eine Kolonie für Trunksüchtige und eine Erziehungsanstalt für verwahrloste Knaben.[1]) Eine Moorkolonie „Freistatt" wurde bei Varrel im Hannöverschen angelegt, etwa 6000 Morgen groß, und die Arbeiterkolonie „Hoffnungstal" bei Berlin.

Selbständig neben Bethel besteht das bedeutungsvolle Diakonissenhaus Sarepta zur Ausbildung von Diakonissinnen. Auch diese Anstalt hat sich staunenswert entwickelt. Groß ist ihr Arbeitsfeld im In- und Auslande, groß ist aber auch der Segen ihrer Arbeit. Das 1872 gegründete Mutterhaus Sarepta war das Vor-

[1]) Die Anstalten in der Senne tragen jetzt den Gesamtnamen Eckardtsheim.

bild für sehr zahlreiche Tochteranstalten. Gegenwärtig arbeiten auf 398 Stationen etwa 1260 Schwestern.

Neben sie trat selbständig im Jahre 1877 die Bruderanstalt Nazareth zur Ausbildung des Pflegepersonals für Bethel. Es ist ein reiches Arbeitsfeld, auf dem die 450 Brüder auf 140 Stationen ihren entsagungsvollen Dienst tun; sie wirken als Krankenpfleger, Hausväter, Sekretäre usw.

Bodelschwingh begründete auch den Verein „Arbeiterheim", der schon vielen Tausenden mit geringen Kosten ein eigenes Heim verschafft hat. Und was hat Vater Bodelschwingh für die Abstellung der Bettelei und Wanderplage, für Einrichtung von Verpflegungswerkstätten und die Begründung von Herbergsverbänden getan! Millionen haben ihren Segen an sich erfahren. Das Bauamt von Bethel hat in den letzten Jahren mehr als 1000 kleine Einfamilienhäuser gebaut.

Seine alte Liebe für die Mission bewog Bodelschwingh, eine Ausbildungsanstalt für Missionare zu gründen. Bethel ist jetzt der Sitz der ostafrikanischen Mission geworden. Wenn nun zum Schluß noch die Begründung einer theologischen Schule für Studierende erwähnt wird, die außerordentlich segensreich arbeitet, so wird klar, welcher Segen von den Höhen des Teutoburger Waldes bei Bielefeld schon ausgegangen ist und noch ausgeht.

f. **Bodelschwinghs Ende.** Bei all seinen Erfolgen blieb Vater Bodelschwingh der schlichte, einfache Mann, der nicht nach Ruhm und äußerer Ehre geizte, sondern sein vorbildliches Leben und Wirken in den Dienst des Nächsten und seines Gottes stellte. Bis in sein hohes Alter behielt er die Leitung der Anstalten in seinen Händen und wandelte wie ein Patriarch unter seiner „Gemeinde der Elenden". Als er 1910 starb, wurde er begraben „wie ein Fürst unter seinem Volke", tief betrauert von allen, denen die Not des Volkes am Herzen liegt.

XVI. Die Entwickelung des Schulwesens in Westfalen.

a. **Im Mittelalter.** Mit der Einführung des Christentums wurden von den zahlreichen Klöstern und an den Bischofssitzen auch Schulen gegründet, die allerdings zunächst nur für die höheren Stände bestimmt waren. Dann entstanden aber auch Pfarrschulen bei den einzelnen Kirchen für die Kinder des Volkes. Die Schulen standen unter der Aufsicht der Bischöfe. Wo diese sich der Schulen besonders annahmen, gelangten sie bald zu hoher Blüte, wie in Paderborn unter Bischof Meinwerk (S. 60) und in Corvey unter dem Abt Wiebald (S. 54) im 12. Jahrhundert. Auch die Städte nahmen sich mit ihrem Aufblühen des Schulwesens an. Wo keine

Dom-, Stifts- oder Klosterschulen bestanden, wurden städtische Schulen nach dem Muster der Klosterschulen eingerichtet. In den niederen Schulen wurde besonders die Anleitung zum Briefschreiben gepflegt. Schulzwang bestand noch nicht; deshalb war die Zahl der Schüler sehr schwankend. War die Schule größer, so stellte der Leiter, Magister Scholarum, nach Bedarf Gehilfen an. Auch für die Bildung der vornehmen weiblichen Jugend wurde durch die Nonnenklöster gesorgt.

Einen besonderen Aufschwung nahmen die höheren Schulen, als im 15. Jahrhundert die „Brüder des gemeinsamen Lebens" aus Holland nach Westfalen kamen, um hier auch den Sinn für die Pflege der Sprachen des klassischen Altertums, Griechisch und Lateinisch, zu wecken. Sie waren besonders in Münster und Herford für die Verbreitung des Humanismus[1]) tätig. Namentlich der Schule in Münster strömten bald von allen Seiten wißbegierige Schüler zu. Auch die Reformation hat viel zur Gründung von neuen Schulen beigetragen; denn Luther drängte in seinem berühmten Sendschreiben von 1524 „An die Bürgermeister und Ratsherren aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen" auf die Gründung zunächst von Lateinschulen, um darin brauchbare Geistliche, Lehrer und Beamte zu bilden.

b. **Sorge der ersten Hohenzollern für die Schulen.** Der Dreißigjährige Krieg schlug auch dem Schulleben Westfalens schwere Wunden. Erst nach dem Kriege, als die Hohenzollern bei uns einzogen, wurde durch die Fürsorge der Fürsten Wandel geschaffen. Schon der Große Kurfürst erließ mehrere Kirchen- und Schulordnungen, in denen die Einrichtung von Schulen in Dörfern und Städten angeordnet wurde.

Aber erst Friedrich Wilhelm I. wurde der Vater der Volksschule. Durch eine Verordnung vom Jahre 1717 führte er die allgemeine Schulpflicht ein; trotzdem blieb aber der Schulbesuch mangelhaft. In dieser Verordnung heißt es: „Daß hinkünftig an den Orten, wo Schulen seyn, die Eltern bei nachdrücklicher Straffe gehalten seyn sollen, ihre Kinder gegen zwei Dreyer wöchentliches Schulgeld von einem jeden Kinde, im Winter täglich und im Sommer, wenn die Eltern die Kinder bei ihrer Wirtschaft benötigt seyn, zum wenigsten ein oder zweymal die Woche, damit dasjenige, was im Winter erlernt worden, nicht gänzlich vergessen mögen, in die Schule zu schicken." Der Schulbesuch sollte so lange fortgesetzt werden, bis die Kinder im Katechismus, in den Haupt- und Kernsprüchen, in der biblischen Geschichte, im Lesen, Singen,

[1]) Im 15. Jahrhundert wurde nach der Eroberung Konstantinopels (1453) durch vertriebene griechische Gelehrte das Studium der griechischen und römischen Klassiker wieder zu Ehren gebracht. Nicht kirchlichen Zwecken wollte diese Richtung dienen, sondern einer allgemein menschlichen (humanen) Bildung. Daher erhielt sie den Namen Humanismus.

Schreiben und Rechnen hinlänglich unterrichtet wären. Jährlich sollte ein feierliches Examen stattfinden. Die Pröpste und Superintendenten wurden zur Vorbildung der Lehrer, die meist Handwerker, Schneider, Leinweber usw. waren, ermuntert.

Friedrich II. führte das Werk seines Vaters fort. Im Jahre 1757 erließ er eine Landschulordnung, „wie solche in unserm Fürstentum Minden, auch in der Grafschaft Ravensberg durchgehends zu beachten ist." Es wird darin der Schulbesuch vom 5. bzw. 6. bis 13. bzw. 14. Jahre gefordert. Die Lehrer müssen vor ihrer Anstellung vor dem Superintendenten eine Prüfung ablegen.

Nach dem Siebenjährigen Kriege nahm sich Friedrich mit noch größerem Eifer der Schulen an. Sein Ratgeber in Schulsachen war ein Westfale, der Konsistorialrat Hecker, geboren 1707 zu Werden an der Ruhr. Er arbeitete auch das 1763 von Friedrich erlassene „General-Landschulreglement" aus, das lange Zeit die gesetzliche Grundlage der preußischen Volksschule geblieben ist. Es enthielt Bestimmungen über das Schulgeld, über das Gehalt der Lehrer, über die Schulaufsicht, die Prüfung und Anstellung der Lehrer und den Schulbetrieb. Der Buchstabierschüler bezahlte in der Mark monatlich 9 Pfennig, der Lehrschüler einen Groschen Schulgeld. Gegenstände des Unterrichts waren in erster Linie Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen. Die Ziele waren bescheiden, aber Leute ohne jede Schulbildung waren doch wenig vorhanden, so daß die Regierung 1781 verordnen konnte, kein Kind dürfe zur Konfirmation zugelassen werden, wenn es nicht lesen und schreiben könne. In Westfalen gab es zu Friedrichs Zeit noch keine Lehrerbildungsanstalten; darum war die Vorbildung der Lehrer nur mangelhaft; denn das Examen vor dem Superintendenten war leicht zu bestehen. Die Gehaltsverhältnisse der Lehrer waren traurig. In Minden-Ravensberg schwankten die Gehälter zwischen 14½ und 270 Reichstalern. Die Zustände in den Schullokalen waren geradezu entsetzlich; sie dienten meist nicht nur den Schülern, sondern auch der ganzen Familie des Lehrers zum Aufenthalt. Noch Oberpräsident von Vincke, der sich um die Hebung des Schulwesens in unserer Provinz große Verdienste erworben hat, konnte berichten: „Die Schulzimmer sahen öfters wie Gefängnisse und Viehställe, nicht aber wie der Ort aus, an dem die hoffnungsvollsten Blüten für den Staat, die Landeskinder, gepflegt und entwickelt werden sollen."

Friedrich Wilhelm II. ordnete eine Änderung in der staatlichen Beaufsichtigung der Schulen an in der Einrichtung des Oberschulkollegiums in Berlin, dem alle Schulen unterstellt wurden.

c. **Das Schulwesen im 19. Jahrhundert.** Eine gründliche Änderung der Schulverhältnisse erfolgte erst im 19. Jahrhundert nach den Freiheitskriegen. Der preußische Staat konnte sich nun ruhig entwickeln und in langer Friedenszeit das Schulwesen allmählich zu seiner heutigen Blüte führen. Besondere Verdienste um die Lehrerbildung erwarben sich Overberg (S. 138) und der

wie Hecker in Werden a. d. Ruhr geborene Oberkonsistorialrat Natorp. 1806 wurde das Lehrerseminar in Soest eingerichtet. 1825 das katholische in Büren, 1830 das in Petershagen, 1839 das katholische in Langenhorst. In der Mitte des 19. Jahrhunderts trat namentlich Friedrich Harkort (S. 167) tatkräftig im Landtage für die Schule und die bessere Vorbereitung und Besoldung der Lehrer ein. Er konnte darauf hinweisen, daß eine westfälische Bergmannswitwe $26^1/_3$ Taler Jahrespension beziehe, eine Lehrerwitwe nur 16 Taler. Bei seiner bedrängten Finanzlage konnte der Staat aber nur geringe Mittel für die Schule verwenden.

Das geschah erst nach dem französischen Kriege. 1872 erschienen die „Allgemeinen Bestimmungen", durch die Lehrerbildung und Volksschulen einen großen Aufschwung gewonnen haben. Gewaltig schnell wuchs die Bevölkerung der Provinz, namentlich im Industriegebiet. Von 1901—1906 stieg die Zahl der Lehrer und Lehrerinnen in Westfalen von 8237 auf 10309, die Zahl der Schüler von 575510 auf 607114. Die Folge war die Gründung von zahlreichen Lehrerseminaren, deren es jetzt für jede Konfession 10 in der Provinz gibt; dazu tritt noch eine ganze Reihe königlicher und städtischer Lehrerinnenseminare.

Auch die Zahl der höheren Lehranstalten wurde bedeutend vermehrt, und die Fortschritte im gewerklichen Leben führten zur Gründung zahlreicher Fachschulen: Bergschulen (Bochum, Siegen), Baugewerkschulen (Höxter, Münster), Landwirtschaftsschulen (Lüdinghausen, Herford), Maschinenbauschulen (Dortmund, Hagen), einer höheren Handelsschule (Dortmund), einer Kunstgewerbeschule (Bielefeld). — Taubstummenanstalten sind in Petershagen, Soest, Langenhorst und Büren, Blindenanstalten in Paderborn und Soest.

XVII. Die Entwickelung der westfälischen Industrie.

1. Die wirtschaftliche Entwickelung im allgemeinen.

a. **Die „geschlossene Hauswirtschaft".** In alter Zeit bildete jede Familie mit ihrem Gesinde für sich eine geschlossene Gemeinschaft, die unabhängig von den andern in häuslicher Arbeitsgemeinschaft die eigenen Bedürfnisse deckte. Was der Haushalt brauchte, mußte er auch selbst erzeugen, fast nichts wurde gekauft oder verkauft. Die Familie, die damals größer war als heute, da sich oft mehrere Geschlechter mit zahlreichem Gesinde unter einem Dache vereinigten, stand in voller Abhängigkeit von ihrem Grund und Boden. Keiner war lebensfähig, der nicht das Recht auf ein Stück Land hatte. Wer ohne Besitz war, konnte nur als Höriger eines Besitzenden seinen Lebensunterhalt finden. Der Besitz (Acker, Wasser, Wald, Heide) lieferte die Nahrung und die Rohstoffe für alle

Gebrauchsgegenstände, die dann im Hause für den Hausbedarf verarbeitet wurden. Diese gewerbliche Tätigkeit diente nicht zum Handel und zum Erwerb, sondern nur der Deckung des eigenen Bedarfs. Jeder Bauer war sein eigener Tischler, Maurer, Anstreicher, Spinner, Schneider usw. Bei besonders schwierigen und umfangreichen Arbeiten (Hausbau) unterstützten sich die Nachbarn gegenseitig (Bittarbeit).

Als sich später viele Landleute freiwillig oder gezwungen unter den Schutz eines reichen Grundherrn stellten und Dienste für ihn leisten mußten (S. 61), da arbeiteten diese Bauern also nicht mehr für sich allein, sondern auch für den Bedarf ihres Herrn. Der „geschlossenen" Hauswirtschaft war damit ein Weg nach außen geöffnet. Auch ein Austausch der eigenen Erzeugnisse mit andern fand bald statt, um einen Überfluß hier und einen Mangel dort auszugleichen. In geringem Maße trat auch schon der Handel ein; fremde reisende Kaufleute lieferten gegen Kauf oder Tausch ausländische Erzeugnisse, Schmuck- und Verbrauchsgegenstände. Um diese zu bekommen, erzeugte schließlich jede Wirtschaft von einem Artikel, der als Tauschmittel besonders begehrt wurde, über ihren eigenen Bedarf und brachte ihn auf den Markt, der sich in den entstehenden Städten allmählich entwickelte.

b. **Stadtwirtschaft.** Das war der Übergang zur Stadtwirtschaft, der zweiten Stufe des Wirtschaftslebens, wie wir sie im Mittelalter vorwiegend finden. Sie ist eine erweiterte Hauswirtschaft. Ein großer Teil der Stadtbewohner wandte sich vom Ackerbau nach und nach der gewerblichen Tätigkeit zu, und die Stadt wurde der Sitz der Gewerbe und der Märkte, auf denen der Landmann alles, was er in seiner Wirtschaft über seine eigenen Bedürfnisse hinaus erzeugte, gegen gewerbliche Erzeugnisse der Stadt eintauschen konnte. So bildeten also jetzt die Stadt und das Land in ihrer Umgebung einen großen, einheitlichen Wirtschaftsbezirk. Über ihn hinaus wurde anfangs wenig Handel getrieben. Alles, was in der Stadt selbst hergestellt werden konnte, sollte aus der Fremde nicht eingeführt werden. Nur die Handwerker der Stadt hatten das Recht, ihre Waren auf dem städtischen Markte abzusetzen. Die eingeführten fremden Waren unterstanden der städtischen Aufsicht durch Messer und Wäger. Die Zufuhr beschränkte sich meist auf Güter, die in der Stadt und ihrer Umgebung nicht erzeugt werden konnten, wie Gewürze und Südfrüchte, Fische, Pelze, feine Tücher und Wein.

Der städtische Handwerker arbeitete zunächst nur auf direkte Bestellung für seine Kunden. Er stellte das Handwerkszeug und die Arbeitskraft, der Kunde den Rohstoff, den der Handwerker entweder im Hause des Kunden (Schneider) oder durch Heimarbeit in seiner eigenen Werkstatt (Schmiede, Bäcker) nach den Angaben des Kunden verarbeitete. Bald aber übernahm der Handwerker auch die Beschaffung des Rohstoffs und lieferte fertige Ware für den Handel. (Preiswerk). In den Städten entstanden bald Vereinigungen der

Gewerke und der Händler, die Zünfte und Gilden, die von dem Landesherrn oder der Stadtverwaltung ihre Satzungen und Freiheiten erhielten. Kein Fremder durfte in der Stadt ein Gewerbe ausüben, wenn er sich nicht das Bürgerrecht erworben hatte und in die Zunft aufgenommen war. Die Vorstände der Zünfte sorgten aber auch dafür, daß nur gute, „gerechte" Waren auf den Markt kamen. Diese wurden nach genauen Vorschriften angefertigt, vom Zunftvorstand besichtigt und nach gutem Befund gestempelt; amtlich wurden die Preise festgesetzt und erst dann wurden sie dem Verkauf übergeben, um die Käufer vor Übervorteilung zu schützen. Die Zünfte förderten aber auch den geselligen Verkehr und die guten Sitten unter ihren Mitgliedern. Sie wohnten meist in besonderen Straßen zusammen, die oft davon den Namen bekamen (Bäckerstraße, Metzgerstraße, Lohstraße). Bei Angriffen gegen die Stadt hatte jede Zunft einen bestimmten Teil der Stadtmauer zu verteidigen. Als der Große Kurfürst 1647 Herford eroberte, gab es dort einen Krämer-, Leinweber-, Schuster- und Schneiderturm.

c. **Die Volkswirtschaft.** Als im 17. Jahrhundert kraftvolle Fürsten größere geschlossene Gebietsteile unter ihrem Zepter vereinigten und in ihnen den Widerstand der Ritterschaft und der Städte brachen, da wandten sie auch der einheitlichen Gestaltung des Wirtschaftslebens ihre Fürsorge zu und erweiterten die Stadtwirtschaft bis an die Grenzen ihres Landes zur Volkswirtschaft. Die Hauptaufgaben dieser staatlichen Wirtschaftspolitik waren: die Aufhebung oder Ermäßigung der Binnenzölle und Wegegelder, die Einführung einheitlicher Grenzzölle, die Sicherung und Versorgung des Landes mit notwendigen Rohstoffen und Nahrungsmitteln, die Förderung der Großindustrie durch Gründung neuer Gewerbezweige, die Anlage von Kunststraßen, Kanälen und Seehäfen, die Einheitlichkeit der Maße und Gewichte, die Pflege von Technik, Kunst und Wissenschaft in eigenen Staatsanstalten.

Die Durchführung dieser staatswirtschaftlichen Aufgaben erfolgte in Westfalen recht spät, da hier die Zerrissenheit und Ungleichheit der Landesteile und der heftige Widerstand hemmend wirkten. Von der Behörde befohlene Neuerungen in wirtschaftlichen Verhältnissen wurden einfach nicht durchgeführt, die Anordnungen nicht befolgt. Die alte Stadtwirtschaft blieb in den meisten westfälischen Gebietsteilen bis ins 19. Jahrhundert bestehen. Nur ganz allmählich gelang es den Hohenzollern, den starrköpfigen Westfalen ihre alten Zunft- und Marktrechte zu nehmen. Erst im Beginn des 19. Jahrhunderts fielen diese einengenden Zunftschranken, und es begann eine freie Entfaltung aller Kräfte auf der Grundlage einer staatlichen Volkswirtschaft, besonders als nach dem Freiheitskriege alle getrennten Gebiete endgültig in der neuen preußischen Provinz Westfalen aufgegangen waren. Im 19. Jahrhundert haben denn auch die wirtschaftlichen Verhältnisse in unserer Provinz einen ungeahnten Aufschwung genommen.

2. Die Leinenindustrie.

a. **Im Mittelalter.** Schon im 12. und 13. Jahrhundert war die Leinweberei in Westfalen, besonders aber in Minden-Ravensberg verbreitet. Überall wurde eifrig gesponnen; namentlich in den Klöstern wurden oft kunstvolle Gewebe hergestellt, die noch jetzt in einigen Kirchen (Telgte und Dülmen) zu sehen sind. In Ravensberg wurde die Leinenindustrie so gefördert, daß sie nicht nur den Hausbedarf deckte, sondern bald zu einem einträglichen Handelsartikel wurde. Anfangs wurde in Ravensberg nur eifrig Flachs gebaut und Garn gesponnen, das besonders nach Holland verkauft wurde. Bald aber begann man hierselbst zu weben, und gegen 1350 bestanden in Bielefeld und Herford schon Weberinnungen und Kaufmannsgilden.



Bielefelder Leineweber.

b. **Förderung durch die ersten Hohenzollern.** Was der Große Kurfürst für die Hebung der Leinwandindustrie getan hat, ist schon S. 120 ausgeführt. Man webte in Ravensberg das gröbere Löwendleinen aus Hanfgarn, das in der ländlichen Hausindustrie gewonnen wurde, und auch feines Leinen, das schon um 1720 das bis dahin an erster Stelle stehende holländische Leinen übertraf.

Das feine Leinen erlangte auf den Ravensberger Bleichen nicht die erforderliche Weiße, man mußte es zum Bleichen nach Harlem in Holland senden. Friedrich Wilhelm I. siehe S. 127.

Durch Friedrich den Großen wurde die Leinenindustrie bedeutend gefördert. Er erließ nicht nur treffliche Anordnungen im Legge-, Bleich- und Spinnwesen, sondern gab auch 1744 den Bleichmeistern, Gesellen und Knechten und den Kaufleuten im Ravensbergischen volle Werbungs- und Rekrutenfreiheit. Auch im Tecklenburgischen war die Leinenindustrie ziemlich bedeutend, weniger im Mindenschen und in der Mark. Aber auf fast allen Messen Europas waren die westfälischen Leinenverkäufer, die „Hopser" oder „Höpster", bekannte Erscheinungen.

Der Siebenjährige Krieg war für die Leinenindustrie eine schwere Prüfungszeit. Nicht nur daß der Handel stockte, sondern die durchziehenden Franzosen raubten auch den Ravensbergern ihre Vorräte an Leinen (S. 130). Nach dem Kriege gelang es den Bemühungen des Königs und der Kaufmannschaft, die Weberei und den Handel wieder zur Blüte zu bringen. Durch Anlage von musterhaften Bleichen machte man sich von Holland unabhängig. Immer größer wurde der Wetteifer der Weber in der Herstellung immer feinerer Leinwand. Der Absatz stieg bedeutend; besonders der Leinendamast fand durch seine Güte und seine kunstvollen Muster großen Beifall.

Auch Friedrich Wilhelm II. wandte der Leinenindustrie Ravensbergs seine Fürsorge zu. Er schenkte 50000 Taler zu einer Stiftung für Spinner und Weber. Nach der französischen Herrschaft waren davon noch 25000 Taler übrig geblieben, deren Zinsen noch heute für Zwecke der Leinenindustrie verwandt werden.

c. **Im 19. Jahrhundert.** Schwer geschädigt wurde diese durch die Kontinentalsperre, noch mehr aber gegen 1820 durch die Einführung wohlfeiler Baumwollengespinste von England aus. Der Todesstoß wurde dem Ravensberger Handgespinst versetzt durch die Verwendung der Spinn- und Webemaschinen in England. Die billigen Preise der Engländer legten den teuren Handbetrieb brach. Lange wehrte sich die Ravensberger Landbevölkerung gegen die Einführung der Maschinen; aber zum Glück für die Gegend, die der Verarmung entgegenging, wurden 1851 in Bielefeld mit Unterstützung der Regierung die Spinnerei „Vorwärts" — die erste in Westfalen, — 1855 die „Ravensberger Spinnerei" und 1862 die „Mechanische Weberei" gegründet. Durch ihre Einrichtung wurde eine völlige Umwandlung des ganzen Gewerbebetriebes herbeigeführt. Die Handweberei ging dauernd zurück; auch der Flachsbau hörte auf, da die Fabriken ihre Rohstoffe zum größten Teil aus Rußland, Belgien und Irland bezogen. Die Leggen hatten ihre Bedeutung verloren und lösten sich auf. Auch die Hausweberei hörte bei den Landleuten immer mehr auf, und die Gestalt des alten Leinewebers verschwand aus dem Volksleben. Bielefeld ist durch die Anlage

großer Fabriken der Mittelpunkt der ganzen Leinweberei und Wäscheindustrie geworden. Neben der Großindustrie in Leinen hat sich hier auch die Seiden-, Plüsch- und Sammetweberei gut entwickelt.

3. Die Eisenindustrie.

d. **Im Mittelalter.** Die ersten Nachrichten über die westfälische Eisenindustrie stammen aus dem 13. Jahrhundert. Wir erfahren, daß Sensen nach Holland und sauerländischer Stahl nach England ausgeführt wurden. Die Hauptorte waren damals Lüdenscheid und Iserlohn. Schon 1443 wird die Iserlohner Panzerzunft eine „uralte" Zunft genannt. Die in dieser Stadt angefertigten Panzer wurden viel begehrt. Sonst wurden besonders Waffen, Messer und Sensen ausgeführt. In Westfalen wurde auch eine besondere Art von Eisen hergestellt, der sog. Osemund, das sich durch Weichheit und Zähigkeit auszeichnete und besonders zu Draht ausgezogen wurde. Hierfür waren die Hauptorte Lüdenscheid, Iserlohn und Altena. Bei der Herstellung dieses Eisens wurde schon seit dem 14. Jahrhundert die Wasserkraft der Flüsse benutzt, und wir finden in den Flußtälern viele Eisenhütten. Außer zur Verstärkung des Gebläses benutzte man die Kraft des Wassers auch beim Schmieden in den Hammerwerken, wo Stabeisen hergestellt wurde. Im Siegerlande wurden namentlich Stahlwaren und Öfen angefertigt, die sich eines guten Rufes erfreuten.

e. **Förderung durch die ersten Hohenzollern.** Im Dreißigjährigen Kriege verfielen die meisten Erzbergwerke und Hämmer. Erst unter dem Großen Kurfürsten wurde ein Anfang zur Neubelebung gemacht. Doch hatten seine Bemühungen keinen großen Erfolg, da die Zünfte des Eisengewerbes die Einrichtung neuer Eisenwerke verhinderten. Erst unter Friedrich II. blühte neues Leben auf, als er für neue Erfindungen und für die Anlage neuer Werke Prämien aussetzte. Auch suchte er die Benutzung der Steinkohle in den Hammerwerken zu fördern. Die märkische Eisenindustrie gewann bald große Bedeutung, so daß unter dem um Westfalen verdienten Minister v. Heinitz zwei Bergämter zur Beaufsichtigung eingerichtet wurden, zu Hagen und Wetter. Die Leitung des letzteren erhielt Stein (S. 151).

f. **Im 19. Jahrhundert.** Im 19. Jahrhundert nahm die Eisenindustrie in Westfalen einen gewaltigen Aufschwung, zunächst durch die Aufhebung aller einengenden Zunftbestimmungen und Vorrechte, dann aber besonders durch zahlreiche Erfindungen und die Verwendung der Maschinen. Diese Entwicklung der westfälischen, namentlich der märkischen Industrie ist besonders Friedrich Harkort, Westfalens „altem Fritz", zu verdanken (S. 167).

Auch die Kleineisen- und Stahlindustrie entwickelte sich großartig. Anfangs wurden die Waren als Hausindustrie von Heim-

arbeitern angefertigt. Dann verlegten unternehmungslustige Heimarbeiter, die ihre Waren durch Hausieren selbst vertrieben und sich ein kleines Kapital erspart hatten, die erweiterte Fabrikation ihrer Artikel in eigene Fabrikräume. So entwickelten sich aus kleinen Anfängen oft blühende und ausgedehnte Fabrikanlagen. Ein solcher früherer Heimarbeiter war auch der in der Mark volkstümliche

Kaspar Dietrich Piepenstock. Als mittelloser Heimarbeiter verfertigte er Haarnadeln, Haken und Angeln. Mit der Kiepe auf dem Rücken wanderte er nach Holland, verkaufte hier seine Waren mit gutem Gewinn und sparte sich ein hübsches Sümmchen, so daß er sich einen Wagen für seine Handelsfahrten anschaffen konnte. Mit Unterstützung seines unternehmenden Sohnes gründete er in Iserlohn nach und nach mehrere Fabriken für Näh- und Stricknadeln, Messing- und Bronzewaren. Später entstanden auch außerhalb große Fabrikanlagen, u. a. eine Weißblechfabrik und die Hermannshütte bei Hörde. Als Piepenstock 1821 starb, hinterließ er eine der bedeutendsten Fabriken der Mark, und der ehemalige Heimarbeiter, der nicht einmal seinen Namen schreiben konnte, stand mit an der Spitze des märkischen Gewerbestandes.

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich die westfälische Eisenindustrie gewaltig und wurde zur Großindustrie. Begünstigt wurde dieser Aufschwung zunächst durch den Ausbau des Eisenbahnnetzes und die zunehmende Kohlenförderung. Dann trat aber noch etwas anderes hinzu. Bis dahin hatten die Eisenwerke größtenteils ausländisches Roheisen verarbeitet. Nun aber wurde auch das Roheisen im Lande gewonnen, im Ruhrgebiet wurden zahlreiche Koksöfen angelegt, und die Einfuhr von Roheisen hörte immer mehr auf. Jetzt ist sogar England, das früher am meisten Roheisen lieferte, von uns überflügelt. Die Hauptausbeute bringt das Siegerland, besonders nach Eröffnung der Ruhr-Siegbahn, die den Siegerländern auch Kohlen und Koks zur Verwendung an Stelle der Holzkohlen brachte. 1906 wurden im Siegerlande 1108373 t Eisenerze gehoben.

Jetzt waren alle Verbindungen für ein Aufblühen der Eisenindustrie erfüllt: günstige Lage des Gebiets, Erz- und Kohlenreichtum, Wasser- und Eisenbahnstraßen. Und das Land, „wo der Märker Eisen reckt", erdröhnt jetzt von der Arbeit in den Riesenwerkstätten. Das Eisenwerk „Union" in Dortmund beschäftigte 1910 allein 12234 Arbeiter und zahlte 1909 an Löhnen und Gehältern 17 Millionen Mark; das Stahlwerk Hösch beschäftigt 9900, die Hermannshütte in Hörde 5500, der Bochumer Verein 7650 Arbeiter. Die Mittelpunkte der Eisenindustrie sind Hamm, Hörde, Dortmund, Witten, Annen, Bochum, Gelsenkirchen und Herne.

In ganz Deutschland und Luxemburg wurden 1910 aus den Eisenerzen etwa 14¾ Millionen t Roheisen gewonnen, davon lieferte der rheinisch-westfälische Industriebezirk allein 43 % im Werte von 310 Millionen Mark. Der größte Teil davon wird hier auch gleich verarbeitet zu Maschinen aller Art, Eisenbahnmaterialien usw., die in alle Welt gehen. Der Verkehr ist deshalb auch riesenhaft; allein zur Beförderung der Steinkohlen sind im Industriebezirk

täglich durchschnittlich 22—24000 Wagen nötig. Die Eisenbahnen können diesen gewaltigen Verkehr nur mit Mühe bewältigen. Um eine kurze Verbindung mit der See herzustellen, wurde der Dortmund-Ems-Kanal gebaut.

4. Der Kohlenbergbau.

a. **Im Mittelalter.** Als Brennmaterial verwandte die Industrie zunächst ausschließlich Holzkohle, die man in Meilern herstellte. Der Holzverbrauch war schließlich so groß, daß einzelne Landesherren die Anlage von neuen Schmieden verboten, um die Vernichtung der Wälder zu verhüten. Dann trat nach und nach die Steinkohle an die Stelle der Holzkohle. Die ältesten Nachrichten über Kohlenbergbau haben wir vom Anfang des 14. Jahrhunderts aus dem Kreise Hörde. Kohlen wurden nur da gebrochen, wo sie an die Oberfläche traten; sie wurden wie Steinbrüche behandelt und die Kohlen fast nur zu häuslichen Zwecken gebraucht. Mit der Entwickelung der Industrie wurde auch das Bedürfnis nach Kohlen größer, namentlich, da der Überfluß an Holz auszugehen drohte. Nun wurden einige hochliegende Kohlenlager schon für die Zwecke der Eisenindustrie und zum Betrieb der Salinen und Glashütten ausgebeutet, so um 1600 die Lager bei Ibbenbüren, im Kirchspiel Dornberg bei Bielefeld, am Piesberge bei Osnabrück. Aber auch im 17. Jahrhundert war der Kohlenbergbau noch unbedeutend. Eine volle Ausbeutung der Gruben fand nicht statt. Stellten sich durch Gesteinsmassen Schwierigkeiten bei der Förderung ein, so wurde die Grube verlassen und an anderer Stelle eine neue begonnen.

b. **Förderung durch die ersten Hohenzollern.** 1737 wurde der Bergbau gesetzlich geregelt; die Aufsicht führte das Bergamt in Bochum, später in Schwerte. Trotzdem wollte es mit der Kohlenförderung nicht recht vorwärtsgehen. 1754 beschäftigten 108 Kohlenbergwerke nur 688 Bergleute. Der preußische Staat beteiligte sich mit eigenen Zechen am Bergbau und erließ 1766 eine neue Bergordnung, durch die trotz großen Widerstandes die Gründung einer Knappschaftskasse durchgesetzt wurde, die erkrankten und invaliden Bergleuten, sowie den Witwen und Waisen Unterstützungen gewährte. Die Beträge hatten die Zechen und die Arbeiter zu zahlen. Die Bergleute erhielten verschiedene Vergünstigungen: Freiheit von der Werbung, vom Wegebau, von der Akzise und der Einquartierung, außerdem eigene Gerichtsbarkeit. Um den Absatz der Kohlen zu fördern, durfte in der Mark nur märkische Kohle gebraucht werden, die Einfuhr fremder Kohlen war verboten. Besondere Verdienste um die Hebung des Kohlenbergbaus erwarben sich der preußische Minister von Heinitz und nach ihm vom Stein, der 1784 als Oberbergrat nach Wetter berufen wurde, wohin das Bergamt verlegt worden war (S. 151). Er wandte seine Aufmerksamkeit be-

sonders der Anlage von Wegen und der Schiffbarmachung der Ruhr zu, um die Beförderung der Kohlen zu erleichtern. Er veranlaßte auch die Verwendung der ersten Maschine im Bergbau der Mark (1799).

c. **Im 19. Jahrhundert.** Mit der überraschend schnellen Entwickelung der Eisenindustrie nahm auch die Kohlenförderung einen schnellen Aufschwung, besonders als statt der Holzkohlenfeuerung die Steinkohlenfeuerung allgemein in Aufnahme kam. Allmählich legte man auch Tiefbauzechen an mit senkrechten Schächten, die das Gestein durchbrachen. Auf Betreiben Harkorts (S. 167) wurde in der Mitte des 19. Jahrhunderts die staatliche Bevormundung der Zechen gemildert, und die sehr hohen Abgaben der Bergwerke wurden um die Hälfte herabgesetzt. Die Förderung wuchs nun schnell. Betrug sie zu Anfang des Jahrhunderts 210371 t, so wuchs sie im Jahre 1859 schon auf 1942278 t. Durch das allgemeine Berggesetz von 1865 wurden die Aufsichtsrechte des Staates hauptsächlich auf die Ausübung der Gewerbepolizei beschränkt und dadurch der freie Wettbewerb der Bergbautreibenden ermöglicht. Die Bergämter wurden aufgehoben und ihre Befugnisse auf die Oberbergämter übertragen, die für Westfalen in Dortmund und Bonn bestehen. Mit der Gewinnung der Eisenerze in der Provinz und der Ausgestaltung der Verkehrsmittel (Wasserstraßen und Eisenbahnen) stieg nun die Menge der geförderten Steinkohlen ungeheuer. Im rheinisch-westfälischen Kohlenbezirk werden mehr als die Hälfte aller Steinkohlen Deutschlands gewonnen. Im Jahre 1909 lieferten 156 Zechen mit 335000 Arbeitern 830763304 t Kohle.

„Im Industriegebiet hat durch den gewaltigen Aufschwung der Eisenindustrie und des Kohlenbergbaus die Bevölkerung reißend schnell zugenommen, Ortschaft neben Ortschaft, bald Stadt an Stadt, hochragende Schornsteine überall, Fabriken in Fülle ringsumher. Am Abend ist der Himmel vom Widerschein der zahlreichen Hochöfen und Eisenwerke in Glut getaucht. Die ganze Gegend ist eingehüllt in einen grauen Nebel- und Dunstschleier, erfüllt von dröhnender Arbeit und rastlosem Verkehr, durchzogen nach allen Richtungen von dem schnaubenden Dampfrosse. Das ist Westfalens Industriegebiet, das durch die Städte Recklinghausen, Unna, Hamm begrenzt wird und sich im Laufe der Zeit immer weiter nach Norden über die Lippe ausdehnt."

5. Die Salzgewinnung.

Die Salzgewinnung in Westfalen ist sehr alt. Die Salzquellen waren unsern Vorfahren heilig; um ihren Besitz wurde oft heiß gekämpft. Von der Soester Salzquelle wird schon im 10. Jahrhundert berichtet, etwas später auch von den Quellen zu Salzkotten und Salzuflen. Das Verfahren bei der Gewinnung war anfangs sehr einfach: man kochte die Sole so lange in Pfannen, bis

sich das Salz auf dem Boden kristallisierte. Erst im 16. Jahrhundert legte man Gradierwerke an. Die Sälzer, die Eigentümer der Siedehäuser, schlossen sich zu Sälzerkollegien zusammen, die gemeinsam die Salzgewinnung auf gemeinsame Kosten ausführten. Sie stellten einen Aufseher an, den Salzfaktor, und die einzelnen Sälzer erhielten ihren bestimmten Anteil am Gewinn. In Werl erlaubte der Erzbischof von Cöln als Landesherr den dortigen Sälzern, einen eigenen Richter zu wählen, der Sälzeroberst genannt wurde. Seit 1485 konnten sie die Hälfte der Mitglieder des Stadtrats wählen; sie hatten in der Kirche einen eigenen Sälzervikar und in der Hauptpfarrkirche einen Sälzeraltar. 1708 wurden die Werler Sälzer vom Kaiser sogar in den reichsfreiherrlichen Adelsstand erhoben.

Um 1600 gab es Salzwerke zu Sassendorf bei Soest, Unna in der Grafschaft Mark, zu Werl und zu Rheine an der Ems. 1732 kam noch Königsborn dazu. 1733 wurde von der Regierung das Salzmonopol eingeführt und der Verkauf von auswärtigem Salz verboten. Ein Salzinspektor überwachte das Monopol. Er trug den Personen- und Viehstand einer jeden Familie in das sog. Salzoberregister ein und vermerkte darin die Salzmenge, die von der Familie im Jahre verbraucht werden mußte. Jedem Hauswirt wurde in sein Salzbüchlein die Salzmenge, die er abgeholt hatte, eingetragen und unterstempelt. Das 1753 bei Rehme (später Oeynhausen) angelegte staatliche Salzwerk erhielt das Monopol für Minden-Ravensberg und die nördlichen Gebiete. Auch bei Halle wurde für kurze Zeit Salz gewonnen. Besondere Bedeutung haben die Salinen dadurch erhalten, daß die Mutterlauge zu heilkräftigen Bädern verwandt wird. Königsborn, Sassendorf und Oeynhausen haben sich deshalb zu aufblühenden Badeörtern entwickelt.

6. Einige kleinere Industriezweige Westfalens.

1. **Wein.** Im Mittelalter wurde in Westfalen ziemlich viel Wein angebaut. In vielen Städten gibt es jetzt noch die Ortsbezeichnung „Weingarten", so in Minden, wo die Bischöfe zahlreiche Weinberge besaßen. Den Preis des Weines bestimmte der Herr der Landschaft; die „Weingerechtigkeit" wurde aber bald durch die Städte vom Landesherrn erworben. Sie setzten zur Verwaltung des städtischen Weinkellers einen besonderen Beamten ein, den Weinherrn. Verschenkt wurde der Ratswein in dem Ratskeller der Stadt. Später hat der Rheinwein unsere westfälischen Weine vollständig verdrängt.

2. **Bier.** Das westfälische Bier hatte schon im Mittelalter einen guten Ruf. Die ersten Bierbrauer waren die Mönche in den Klöstern, bald aber entstanden auch in den Städten zahlreiche Brauereien, die auch ihr Gebräu an das Ausland verschickten. Soester Bier wurden nach Böhmen, Paderborner Bier nach Holland versandt.

In unserem Jahrhundert sind auch die Bierbrauereien zu hoher Blüte gelangt. Der Hauptort für Bierbereitung ist Dortmund mit seinen 26 Brauereien, die ihr Bier weit über die Grenzen Deutschlands versenden. Hier werden jährlich $1^1/_4$ Mill. hl im Werte von 22 Millionen Mark erzeugt.

3. **Tabak.** Im nördlichen Teile des Regierungsbezirks Minden hat sich im vorigen Jahrhundert allmählich eine ziemlich bedeutende Tabakindustrie entwickelt. Die älteste Tabakfabrik entstand schon 1783 in Bielefeld. Aber erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als durch günstigere Verkehrsmittel die Beschaffung der Rohmaterialien und der Absatz erleichtert wurden, nahm besonders die Zigarrenindustrie einen großen Aufschwung. 1849 wurden in Minden-Ravensberg und Lübbecke etwa 1300 Tabakarbeiter beschäftigt, jetzt sind in der Ravensberger Mulde allein etwa 25000. Die Arbeit in der Tabakindustrie ist zum großen Teil Haus- oder Heimarbeit, zu der leider auch in ausgedehntem Maße Frauen und Kinder herangezogen werden. Die Hauptorte der Zigarrenindustrie sind Bünde und Vlotho.

XVIII. Die Verwaltung der Provinz Westfalen.

1. Provinzialbehörden.

Die oberste staatliche Behörde der Provinz ist das Oberpräsidium, an der Spitze der Oberpräsident mit dem Sitz in Münster.

a. Der Oberpräsident hat die Aufsicht über die Provinzialverwaltung und die Provinzial-Steuerdirektion; er leitet die Geschäfte des Provinzial-Schulkollegiums, dem alle höheren Schulen unterstellt sind, des Medizinal-Kollegiums und des Provinzialrats; er erteilt die Genehmigung zur Gründung gemeinnütziger Anstalten, zur Abhaltung von Hauskollekten, zur Anlegung neuer Apotheken.

b. Der Provinzialrat steht dem Oberpräsidenten beratend zur Seite. Außer dem Oberpräsidenten als Vorsitzendem gehören ihm an: ein höherer Verwaltungsbeamter, der vom Minister des Innern ernannt wird, und 5 Mitglieder, die der Provinzial-Ausschuß aus seiner Mitte wählt.

c. Die Selbstverwaltung der Provinz. Durch das Gesetz vom Jahre 1886 bildet die Provinz einen Verband zur Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten. Das geschieht durch den Provinziallandtag, den Provinzialausschuß und die Provinzialbeamten, an deren Spitze der Landeshauptmann steht.

1. Die 98 Mitglieder des Provinziallandtages sind die Vertreter der Kreise und Städte. Arnsberg wählt 43, Minden 32 und Münster 23 Vertreter auf sechs Jahre. Der Landtag kann Anträge und Beschwerden, welche die Provinz betreffen, an die Regierung

richten, beschließt über die Verwendung der Gelder, die aus der Staatskasse der Provinz überwiesen sind, über die Aufnahme von Anleihen, wählt die leitenden Beamten der Provinz und den Provinzialausschuß.

2. Der Provinzialausschuß besteht aus 11 Mitgliedern, die vom Provinziallandtag gewählt werden, und bringt dessen Beschlüsse zur Ausführung; außerdem verwaltet er das Vermögen der Anstalten der Provinz. Ihm unterstehen

3. die Provinzialbeamten, deren erster der Landeshauptmann ist. Er führt die laufenden Geschäfte der kommunalen Provinzialverwaltung. Seiner Aufsicht sind unterstellt: die Invaliditäts- und Altersversicherungsanstalt, die Wegebauverwaltung, Landarmen-, Provinzial-Irren-, Heil- und Pflegeanstalten, Blinden- und Taubstummenanstalten, Hebammenlehr-, Provinzial-Feuerversicherungs-, Rettungs- und Besserungsanstalten.

2. Die Verwaltung des Regierungsbezirks.

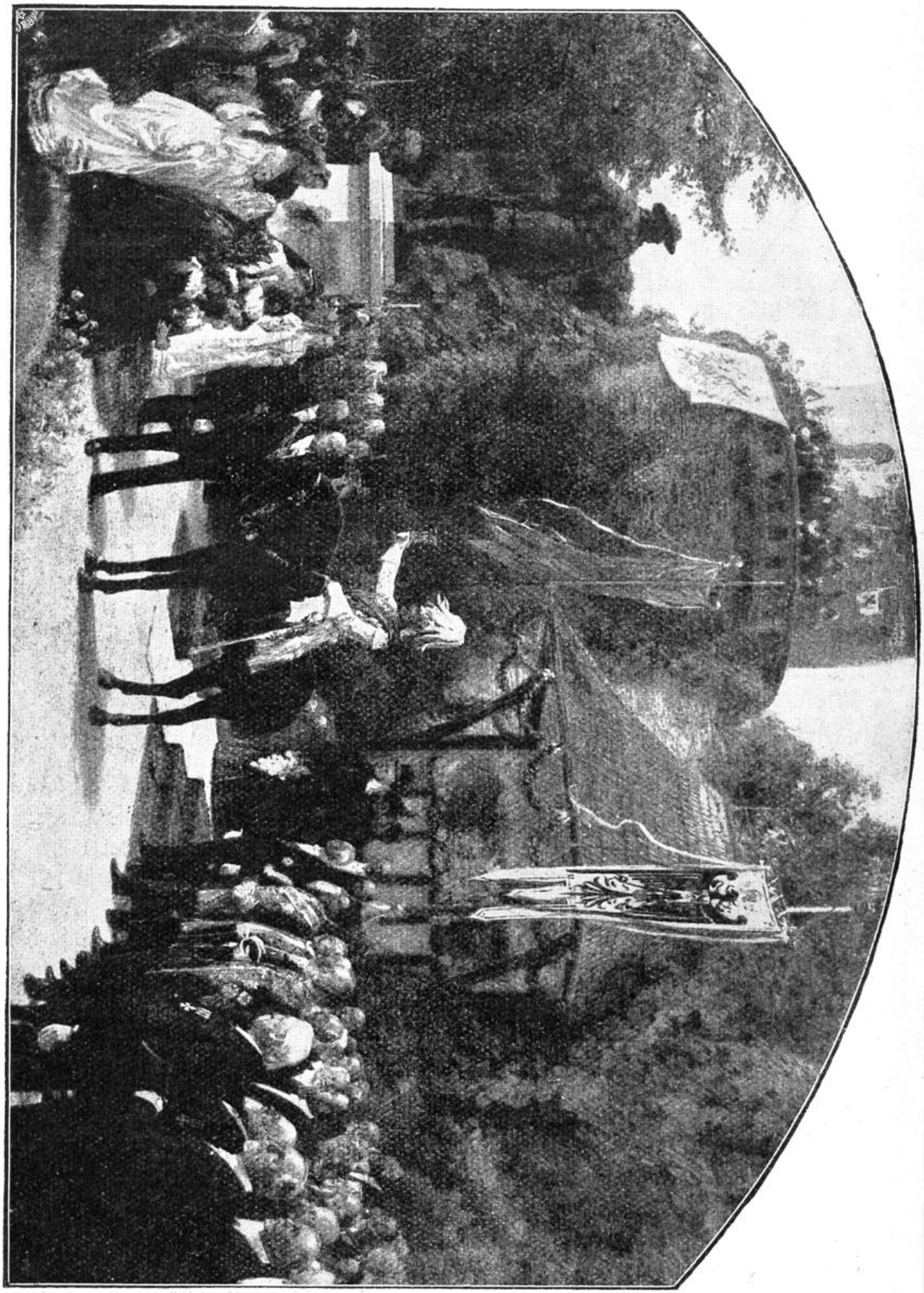
Die Verwaltung des Regierungsbezirks leitet der vom König ernannte Regierungspräsident; ihm zur Seite steht der Bezirksausschuß.

a. Dem Regierungspräsidenten sind unmittelbar unterstellt: das Polizeiwesen, das Gesundheits-, Armen-, Straf- und Bauwesen. Die übrigen Angelegenheiten bearbeiten zwei Regierungsabteilungen, eine für Kirchen- und Schulwesen, eine zweite für direkte Steuern und Forsten. Jede Abteilung leitet ein Oberregierungsrat.

b. Der Bezirksausschuß besteht aus dem Regierungspräsidenten als Vorsitzendem, einem höheren Verwaltungsbeamten, einem zum Richteramt fähigen Beamten und vier Einwohnern des Bezirks, die vom Provinzialausschuß gewählt werden. Er trifft Entscheidungen von Streitsachen im Verwaltungswesen und über Beschwerden gegen Beschlüsse des Kreisausschusses.

3. Die Verwaltung des Kreises.

Der Leiter des Kreises ist der Landrat, der vom Kreistag gewählt und vom König bestätigt wird. Er ist Vorsitzender des Kreistages und des Kreisausschusses. Der Kreistag besteht aus wenigstens 25 Mitgliedern. Sie werden von den Wahlverbänden der Großgrundbesitzer, der Gemeinden und der Städte auf mindestens sechs Jahre gewählt. Der Kreistag beschließt über die Einnahmen und Ausgaben des Kreises (Besoldungen, Kreisstraßen, Krankenhäuser, Sparkassen, Kreissteuern) und wählt die Mitglieder des Kreisausschusses. Dieser hat die Beschlüsse des Kreistages vorzubereiten und auszuführen. Er ernennt und beaufsichtigt die Beamten des Kreises.



Kaiserbesuch auf der Sparrenburg bei Bielefeld 1900. Nach dem Gemälde von W. Pape im Bielefelder Rathaus.

4. Die Verwaltung des Amtes.

Der Kreis besteht aus Ämtern, die wieder aus einer Anzahl vom Gemeinden (Stadt- und Landgemeinden) zusammengesetzt sind. Die Geschäfte des Amtes leitet der Amtmann. Sein Amt kann auch ein Ehrenamt sein (Ehrenamtmann). Er wird vom Oberpräsidenten ernannt. Er hat die Polizei des Amtes zu überwachen, beaufsichtigt die Verwaltung der Gemeinden und ist Vorsitzender der Amtsversammlung.

5. Die Verwaltung der Gemeinden.

Die Gemeindeeingesessenen wählen in drei Klassen nach ihrer Besteuerung ihre Gemeindevertreter auf sechs Jahre. Diese beschließen unter dem Vorsitz der Gemeindevorstehers oder des Amtmanns über Gemeindeangelegenheiten (Bau von Schulen, Wegen, Wasserleitungen, über Besoldungen). Der Gemeindevorsteher wird von der Gemeindeversammlung auf sechs Jahre gewählt. Er hat unter der Aufsicht des Amtmanns die Beschlüsse der Gemeindeversammlung auszuführen und die Ortspolizei zu handhaben.

6. Die Verwaltung der Städte.

In den Städten verwaltet der Magistrat als Obrigkeit die städtischen Gemeindeangelegenheiten, unterstützt wird er durch die Stadtverordnetenversammlung.

a. Der Magistrat besteht aus dem Bürgermeister (der Titel Oberbürgermeister wird vom König besonders verliehen), einem Beigeordneten oder 2. Bürgermeister als dessen Stellvertreter, einer Anzahl von Stadträten (Schöffen, Ratsherren, Ratsmännern) und, wenn es nötig ist, noch aus einem oder mehreren besoldeten Mitgliedern (Stadtbaurat, -schulrat, Kämmerer). Städte unter 2500 Einwohnern haben zwei, von 2500—10000 Einw. vier, von 1000 bis 30000 Einw. sechs Stadträte; für jede 20000 Einwohner mehr treten je zwei hinzu. Die besoldeten Magistratsmitglieder werden auf 12, die übrigen auf sechs Jahre von der Stadtverordnetenversammlung gewählt. Der Magistrat hat als Obrigkeit die Gesetze, Verordnungen und Verfügungen der vorgesetzten Behörden auszuführen, die Beschlüsse der Stadtverordnetenversammlung vorzubereiten und auszuführen und die ganze Verwaltung der Stadt zu leiten und zu beaufsichtigen.

b. Die Stadtverordnetenversammlung besteht bis zu 2500 Einwohnern aus 12, von 2500—5000 Einw. aus 18, von 5000—10000 Einw. aus 24, von 10000—20000 Einw. aus 30, von 20000—30000 Einw. aus 36 Mitgliedern. Für jede weiteren 20000 Einw. treten 6 Stadtverordnete hinzu. Sie werden von den drei Wählerabteilungen zu gleichen Teilen auf 6 Jahre gewählt.

Die Versammlung hat über die Gemeindeangelegenheiten zu beschließen, soweit sie nicht ausschließlich dem Magistrat überwiesen sind; sie darf aber ihre Beschlüsse nicht selbst zur Ausführung bringen.

XIX. Die Kirchenverfassung.

I. **Evangelische Kirche.** Die evangelische Kirche übt ihre Selbstverwaltung aus durch die

Synodal- und Presbyterialverfassung.

a. Gemeindevertretung. Die Angelegenheiten der Kirchengemeinde besorgt das Presbyterium. Es besteht aus dem Pfarrer oder den Pfarrern und 4—12 auf 6 Jahre gewählten Ältesten. Das Presbyterium verhandelt unter dem Vorsitz des (eines) Geistlichen über die kirchlichen Angelegenheiten der Gemeinde. Ihm steht die Repräsentation der Gemeinde zur Seite, die in Gemeinschaft mit dem Presbyterium die Pfarrer wählt, den Kauf oder Verkauf von Eigentum beschließt, die Gehälter der Kirchenbeamten und die Kirchensteuern festsetzt.

b. Kreisgemeinde. Mehrere Kirchengemeinden bilden eine Kreisgemeinde oder Diözese, deren Vertretung die Kreissynode ist. Der Vorsitzende ist der Superintendent. Zur Kreissynode gehören sämtliche Pfarrer der Diözese und gewählte nichtgeistliche Mitglieder, deren Zahl doppelt so groß sein muß wie die der Geistlichen. Die Synode versammelt sich gewöhnlich in jedem Jahre einmal.

c. Provinzialgemeinde. Alle Diözesen unserer Provinz bilden die Provinzialgemeinde, deren Vertretung die Provinzialsynode ist. An ihrer Spitze steht der General-Superintendent. Zu ihr gehören sämtliche Superintendenten der Provinz und je ein geistliches und ein weltliches Mitglied jeder Diözese. Die Provinzialsynode versammelt sich gewöhnlich alle drei Jahre in Soest.

d. Die Landesgemeinde oder Generalsynode setzt sich zusammen aus 150 Mitgliedern, die von den Provinzialsynoden gewählt werden; dazu kommen noch sechs Mitglieder der evang.-theologischen Fakultäten der Universitäten Königsberg, Berlin, Greifswald, Breslau, Halle und Bonn, die General-Superintendenten der neun alten Provinzen Preußens und 30 vom Könige zu ernennenden Mitgliedern. Von den 150 von den Provinzialsynoden zu Wählenden entfallen 12 auf Westfalen. Die Generalsynode versammelt sich alle sechs Jahre.

Die Staatsverwaltung kommt in der evangelischen Kirche zum Ausdruck in der

Konsistorialverfassung.

Der Landesherr bildet als „summus episcopus“ das Haupt der Landeskirche. Die höchste kirchliche Behörde in Preußen ist der Oberkirchenrat in Berlin. Hilfsorgane sind in den alten Provinzen die

Konsistorien. Außerdem wirken bei kirchlichen Angelegenheiten von den Behörden noch mit: der Minister für die geistlichen Angelegenheiten, die Regierungen und die Landräte. Die jüngeren Provinzen Preußens (Schleswig-Holstein, Hannover, Hessen-Nassau) haben abweichende Ordnung.

II. Die katholische Kirche.

Die katholischen Bewohner unserer Provinz gehören zu den beiden Bistümern (Diözesen) Paderborn (Regbz. Minden und Arnsberg) und Münster. In der Pfarrei übt der Pfarrer die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten aus. Für die Arbeiten in der Seelsorge sind vielen Pfarrern Hilfsgeistliche (Kapläne und Vikare) beigegeben. Mehrere Pfarreien (10—20) bilden ein Dekanat, dem ein Pfarrer als Dechant vorsteht. Sämtliche Dekanate bilden zusammen das Bistum. Zum Bistum Münster gehören 12, zu Paderborn 30 westfälische Dekanate.

An der Spitze des Bistums steht der Bischof. Er wird in kirchlichen Amtshandlungen vom Weihbischof, in der Verwaltung vom Generalvikar vertreten. Dem Bischof steht das Domkapitel zur Seite. Es besteht aus 12 geistlichen Würdenträgern und ist die oberste Behörde des Bistums.

XX. Das Gerichtswesen.

Der Staat sorgt für die Sicherheit seiner Einwohner, ihrer Personen und ihres Vermögens durch die bürgerliche und die Kriminalgerichtsbarkeit. Die erstere hat die Untersuchung und Entscheidung der Streitigkeiten, die über Recht und Eigentum entstehen, zum Gegenstande. Doch gehören auch dazu Erbschafts-, Vormundschafts- und Grundbuchsachen. Die Kriminalgerichtsbarkeit umfaßt die Untersuchung und Bestrafung der strafbaren Handlungen.

In jedem Amtsbezirk besteht ein Amtsgericht, das dem Landgericht unterstellt ist, diesem ist das Oberlandesgericht (für Westfalen in Hamm) übergeordnet, dessen Präsident die Oberaufsicht über alle übrigen Gerichte in Westfalen führt. Das höchste Gericht Deutschlands ist das Reichsgericht in Leipzig.

Die bürgerliche Gerichtsbarkeit wird beim Amtsgericht durch einen Einzelrichter, beim Landgericht durch die mit drei Richtern besetzten Zivilkammern, beim Oberlandesgericht und Reichsgericht durch die mit 5 bzw. 7 Richtern besetzten Zivilsenate ausgeübt.

Die Kriminalgerichtsbarkeit wird ausgeübt beim Amtsgericht durch das Schöffengericht, beim Landgericht durch Strafkammern und Schwurgerichte, bei dem Oberlandesgericht und dem Reichsgericht durch Strafsenate.

Das Schöffengericht besteht aus einem Amtsrichter als Vorsitzendem und zwei Schöffen, die nicht Berufsrichter sind. Die

Strafkammern sind mit 5 (3) Berufsrichtern besetzt, die Schwurgerichte bestehen aus drei Richtern, welche die Höhe der Strafe festsetzen, und 12 Geschworenen, welche die Schuldfrage entscheiden müssen. Die Strafsenate an den Oberlandesgerichten sind mit 5 Berufsrichtern, die Strafsenate am Reichsgericht mit 7 Richtern besetzt. Hoch- und Landesverrat gegen Kaiser und Reich werden nur vor dem Reichsgericht entschieden.

Westfalenlied.

Ihr mögt den Rhein, den stolzen preisen,
der in dem Schoß der Reben liegt;
wo in den Bergen ruht das Eisen,
da hat die Mutter mich gewiegt.
Hoch auf dem Fels die Tannen stehn,
im grünen Tal die Herden gehn,
als Wächter an des Hofes Saum
reckt sich empor der Eichenbaum:
da ist's, wo meine Wiege stand!
O grüß dich Gott, Westfalenland!

Wir haben keine süßen Reden
und schöner Worte Überfluß,
und haben nicht sobald für jeden
den Brudergruß und Bruderkuß.
Wenn du uns willst willkommen sein,
so schau aufs Herz, nicht auf den Schein,
und sieh uns gerad hinein ins Aug'!
Gradaus, das ist Westfalenbrauch.
Es fragen nicht nach Spiel und Tand
die Männer aus Westfalenland.

Und unsre Frauen, unsre Mädchen,
mit Augen blau wie Himmelsgrund,
sie spinnen nicht die Liebesfädchen
zum Scherze für die müß'ge Stund'!
Ein frommer Engel Tag und Nacht
hält tief in ihrer Seele Wacht,
und treu in Wonne, treu in Schmerz
bleibt bis zum Tod ein liebend Herz.
Glückselig, wessen Arm umspannt
ein Mädchen aus Westfalenland.

Behüt dich Gott, du rote Erde,
du Land von Wittekind und Teut!
Bis ich zu Staub und Asche werde,
mein Herz sich meiner Heimat freut.

Du Land Westfalen, Land der Mark,
wie deine Eichenstämme stark,
dich segnet noch der blasse Mund
im Sterben, in der letzten Stund'!
Land zwischen Rhein und Weserstrand,
o, grüß dich Gott, Westfalenland!

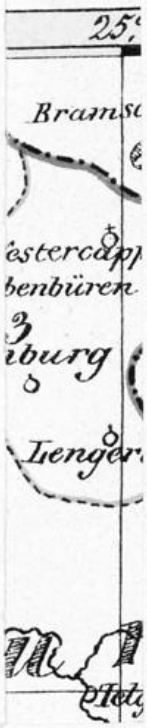
Emil Rittershaus.

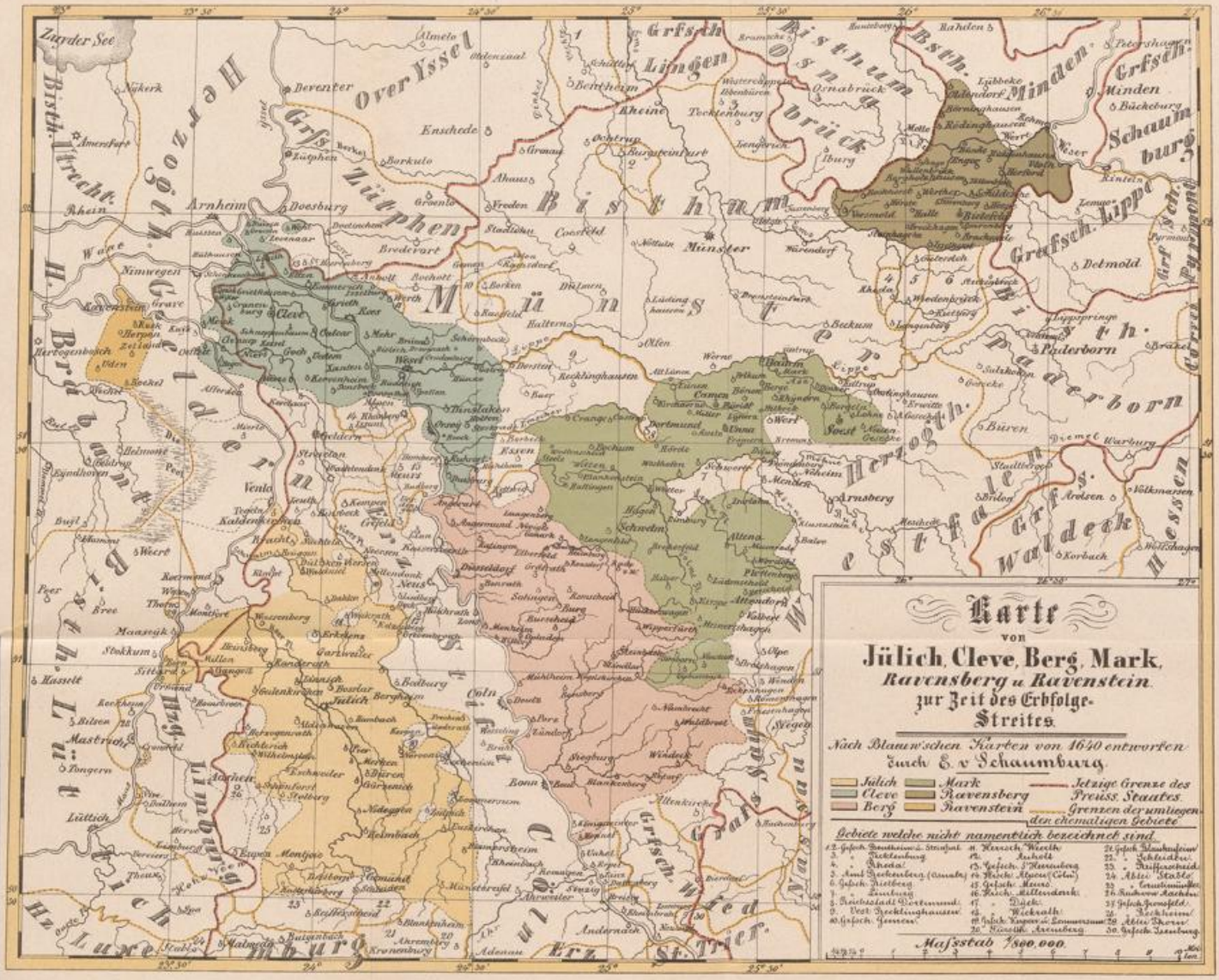
Literatur.

Berger, L., Der alte Harkort. (Leipzig, Julius Baedeker.)
Dahn, Felix, Gedichte. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.)
Freytag, Gustav, Bilder aus der deutschen Vergangenheit. (Leipzig, Hirzel.)
Fricke, W., Das mittelalterliche Westfalen. (Minden.)
Gerok, K. v, Gedichte. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.)
Gieseler & Petri, Heimatkunde der Provinz Westfalen. (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.)
Hartmann, Dr. Joseph, Geschichte der Provinz Westfalen. (Berlin, Union.)
" , Dr. H., Bilder aus Westfalen. (Minden, Bruns.)
Hartmann u. Weddigen, Sagenschatz Westfalens. (Minden.)
" " , Das Buch vom Sachsenherzog Wittekind. (Minden.)
Jostes, Dr., Westfälisches Trachtenbuch. (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.)
Knapp, Dr. J. F., Regenten- und Volksgeschichte der Länder Cleve, Mark, Jülich, Berg und Ravensberg. (Krefeld, Funke.)
Körner, Friedrich, Die Gründung des Deutschen Reiches. (Leipzig, Brandstetter.)
Köster, Dr. Julius, Die Iserlohner Revolution. (Berlin, Reuther & Reichhard.)
Lingg, Hermann, Gedichte. (Stuttgart, Cotta.)
Nießner, Alois, Rheinland und Westfalen während der Sturmjahre 1848/49. (Aachen, Gustav Schmidt.)
Prümer, K., Westfälische Charakterbilder. (Dortmund, Krüger.)
Rautert, Fr., Etwas Näheres über die Hexenprozesse der Vorzeit. (Essen, Baedeker.)
Richter, Otto Weddigen. (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.)
Schücking, L., und Freiligrath, F., Das malerische und romantische Westfalen. (Paderborn, Schöningh.)
Schulze, G., Heimatkunde der Provinz Westfalen. (Minden, Volkening.)
Spannagel, Dr. K., Minden und Ravensberg unter brandenburgisch-preußischer Herrschaft von 1648—1719. (Hannover und Leipzig, Hahn.)
Tobien, F., Denkwürdigkeiten aus der Vergangenheit Westfalens. (Elberfeld.)
Tümpel, H., Minden-Ravensberg unter der Herrschaft der Hohenzollern. (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.)
Uhlmann-Bixterheide, Die rote Erde. (Leipzig, Brandstetter.)
Verleger, Heimatkunde von Bielefeld. (Hannover, Prior.)
Weddigen, Westfalen, das Land der roten Erde in der Dichtung. (Minden, Bruns.)
Westfälische Lesebücher von Fix u. a.
Wigand, Dr. Paul, Denkwürdige Beiträge für Geschichte und Rechtsaltertümer aus westfälischen Quellen. (Leipzig, Hirzel.)
Wildenbruch, E. v., Lieder und Balladen. (Berlin, Grote.)
Wilhelm, Dr., Hexenprozesse aus dem 17. Jahrhundert. (Hannover, Klindworth.)

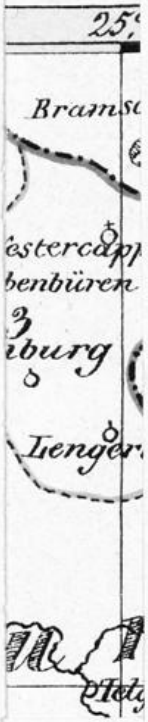
Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

96J6585


25°
Bramsc
ésterdapp
benbüren
burg
Iengers


Karte
von
Jülich, Cleve, Berg, Mark,
Ravensberg u. Ravenstein
zur Zeit des Erbfolge-Streites.
Nach Blauw'schen Karten von 1640 entworfen
durch E. v. Schaumburg.
Jülich
Cleve
Berg
Mark
Ravensberg
Ravenstein
Jetzige Grenze des Preuss. Staates.
Grenzen der umliegenden ehemaligen Gebiete
Gebiete welche nicht namentlich bezeichnet sind.
Maassstab 1:800,000.
Zuyder See
Overyssel
Bisthum Utrecht
Bisthum Münster
Bisthum Osnabrück
Bisthum Paderborn
Grafsch. Lingen
Grafsch. Bentheim
Grafsch. Tecklenburg
Grafsch. Rheda
Grafsch. Steinfurt
Grafsch. Bentheim
Grafsch. Limburg
Grafsch. Recklinghausen
Grafsch. Dülmen
Grafsch. Horstmar
Grafsch. Ahaus
Grafsch. Bredevoort
Grafsch. Anholt
Grafsch. Rietberg
Grafsch. Lippstadt
Grafsch. Rheina-Wolbeck
Grafsch. Wickrath
Grafsch. Hoya
Grafsch. Diepholz
Grafsch. Hoya u. Sommerau
Grafsch. Neuenahr
Grafsch. Arenberg
Grafsch. Minden
Grafsch. Schaumburg
Grafsch. Lippe
Grafsch. Pyrmont
Grafsch. Delmold
Grafsch. Schleiden
Grafsch. Rheinstein
Grafsch. Sayn-Wittgenstein
Grafsch. Sayn-Altenkirchen
Grafsch. Wied
Grafsch. Isenburg
Grafsch. Runkel
Grafsch. Nassau-Siegen
Grafsch. Nassau-Dillenburg
Grafsch. Nassau-Hadamar
Grafsch. Nassau-Dietz
Grafsch. Nassau-Saarbrück
Grafsch. Nassau-Weilburg
Grafsch. Waldeck
Grafsch. Arolsen
Grafsch. Corvey
Grafsch. Paderborn
Grafsch. Büren
Grafsch. Warburg
Grafsch. Brakel
Grafsch. Detmold
Grafsch. Lippspringe
Grafsch. Beckum
Grafsch. Lüdinghausen
Grafsch. Recklinghausen
Grafsch. Dülmen
Grafsch. Horstmar
Grafsch. Ahaus
Grafsch. Bredevoort
Grafsch. Anholt
Grafsch. Rietberg
Grafsch. Lippstadt
Grafsch. Rheina-Wolbeck
Grafsch. Wickrath
Grafsch. Hoya
Grafsch. Diepholz
Grafsch. Hoya u. Sommerau
Grafsch. Neuenahr
Grafsch. Arenberg
Grafsch. Minden
Grafsch. Schaumburg
Grafsch. Lippe
Grafsch. Pyrmont
Grafsch. Delmold
Grafsch. Schleiden
Grafsch. Rheinstein
Grafsch. Sayn-Wittgenstein
Grafsch. Sayn-Altenkirchen
Grafsch. Wied
Grafsch. Isenburg
Grafsch. Runkel
Grafsch. Nassau-Siegen
Grafsch. Nassau-Dillenburg
Grafsch. Nassau-Hadamar
Grafsch. Nassau-Dietz
Grafsch. Nassau-Saarbrück
Grafsch. Nassau-Weilburg
Grafsch. Waldeck
Grafsch. Arolsen
Grafsch. Corvey
Grafsch. Paderborn
Grafsch. Büren
Grafsch. Warburg
Grafsch. Brakel

Landesmuseum Detmold


25°
Bramsc
estercapp
benbüren
burg
Lengerr

Landesbibliothek
Detmold

Druck von
Velhagen & Klasing
in Bielefeld.